


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



JUGENDERINNERUNGEN

AUS

KROATIEN.

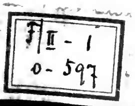
(1749—1823. 1824—1843.)

VON

DR. E. I. VON TKALAC.

> Nur das Ungewöhnliche melden uns alte Berichte; gerade das Alltägliche, für uns das Wichtigste, wird selten, wie zufällig, durch die Schrift aufbewahrt.
>
> Gustav Freytag
> (Bilder aus der deutschen Vergangenheit, I, 93).

LEIPZIG
VERLAG VON OTTO WIGAND.
1894.



MEINER FRAU

MARY

der treuen und aufopfernden Gefährtin meines
schicksalreichen Lebens

zugeeignet.



Vorwort.

Kroatien und die Kroaten spielen in der deutschen Litteratur keine erfreuliche Rolle. Dass die Kroaten bei der letzten grossen Invasion der Mongolen im Jahre 1242 durch ihren Sieg in Grobnik (bei Fiume) Europa vor Verwüstung und Barbarei gerettet, dass sie Jahrhunderte lang eine Vormauer Europas gegen das damals noch mächtige Türkenthum bildeten und dass sie im Reformationszeitalter für die Freiheit des Gewissens verbluteten, ist weit weniger bekannt, als dass sie dem Hause Habsburg im 30jährigen, im Successionskrieg von 1740 und im 7jährigen Krieg Heerfolge und Schergendienste leisteten und sich dadurch die Feindseligkeit der occidentalischen Völker zuzogen. In „Wallensteins Lager" lässt Schiller von einem Scharfschützen einen kroatischen Soldaten mit den Worten ansprechen: „Kroat, wo hast Du das Halsband gestohlen? ich handle Dir's ab." Der Kroat antwortet ihm: „Du willst mich betrügen, Schütz," und der Trompeter bestätigt dies: „Seht nur, wie der

den Kroaten prellt.“ Die Gaunerei des Scharfschützen, der wohl ein ehrlicher Deutscher aus Böhmen gewesen sein könnte, macht auf die Zuhörer keinen Eindruck; aber seine Ansprache: „Kroat, wo hast Du das Halsband gestohlen“ erregt ihnen eine Erschütterung des Zwerchfells, welche nicht wieder vergessen wird. Und wenn nun gar in geographischen und historischen Werken Kroatien als ein Land dargestellt wird, welches von verschiedenen halbwilden Völkerschaften, namentlich von Panduren, Hajduken, Schereschanern, Morlaken, Uskoken, Primorzen, Schokatzen, Raitzen, Uniaten, u. s. w. bewohnt wird, wissen gar viele nicht, dass dies genau der Angabe entsprechen würde, dass die Mark Brandenburg von einer Menge verschiedener Völkerschaften, wie Potsdamern, Charlottenburgern, Teltowern, Schönebergern, Lichterfeldern u. s. w. bewohnt wird. Ich will nun freilich nicht behaupten, dass Kroatien das irdische Paradies und die Kroaten das auserwählte Volk Gottes seien, aber wenn man sich für die unwirthlichsten Länder Innerafrikas und Centralasiens und für deren wilde und stupide Bevölkerungen interessirt, würde wohl auch das nicht so fern liegende Kroatien und sein Volk verdienen, dass man sich in Deutschland über beide besser unterrichtete. Als ich in meiner Jugend, zu Anfang der vierziger Jahre, zuerst nach Berlin kam, fand ich auf Grund von Empfehlungen Vuk Stefanović Karadžić's, Kopi-

tar's, Franz Unger's und Stephan Endlicher's in gelehrten und anderen gebildeten Kreisen eine überaus freundliche Aufnahme; ich denke aber, dass ich sie weit mehr als der wohlwollenden Theilnahme Alexander v. Humboldt's und meiner verehrten Lehrer August Böckh, Leopold v. Ranke, Franz Bopp, Friedrich v. Raumer, Johannes Müller und G. F. Puchta dem Umstande verdankte, dass ich wohl der erste Kroat war, der die Universität Berlin zu seiner höheren Ausbildung besuchte und daher eine Art ethnographischen Wunderthieres war, wie in unseren Tagen die Singhalesen oder Zulus. Eine den allerhöchsten Kreisen Berlins angehörende Dame, welche durch Raumer von mir gehört hatte und sich wahrscheinlich jener Stelle im „Wallenstein" erinnerte, und ihn aufforderte, mich ihr vorzustellen, schien es gar nicht begreifen zu können, dass ein junger Mann, welcher Griechisch und Latein verstand und Italienisch, Französisch und Deutsch sprach, ein Kroat sein könnte, und glaubte mir wohl etwas Angenehmes zu sagen, wenn sie mir versicherte, dass ich, auch ohne es zu wissen, ein Deutscher sein müsse. Aehnliches habe ich mehr als einmal nicht bloss in Deutschland, sondern auch in andern Ländern Europa's erlebt, und musste mich daher selbst fragen, ob es denn nicht möglich sei, auch als Kroat ein europäisch civilisierter Mensch zu sein.

Seither ist allerdings das Wissen Europas von Kroatien beträchtlich fortgeschritten, hat aber doch nicht zu einer unbefangenen Ansicht von Land und Leuten geführt. Es beschränkt sich auf eine genauere Kenntniss der geographischen und ethnographischen Verhältnisse und der zeitgenössischen Geschichte Kroatiens seit der Revolution von 1848. Was hinter diesem Zeitpunkt zurückliegt, ist nicht nur dem Auslande, sondern selbst der jetzt lebenden Generation der Eingebornen eine fremde, kaum noch begreifliche Welt. Denn die rastlos fortschreitende geistige und materielle Cultur nivelliert wie ganz Europa so auch Kroatien mit unglaublicher Schnelligkeit und es lässt sich voraussehen, dass vielleicht in weniger als einem Jahrhundert die Sprache die einzige Eigenthümlichkeit der europäischen Nationen bleiben wird, nachdem alle übrigen vollständig ausgeschliffen und abgeglättet sein werden. Wenige ältere Menschen in Kroatien wissen, wie es in ihrer Heimath zur Zeit ihrer Grossväter und Väter war, namentlich sind die Kulturzustände, das geistige und sociale Leben und die materiellen Verhältnisse jener Zeiten heute beinahe schon gänzlich unbekannt.

Ein Buch über Kroatien, wie es die „Familien-Chronik" Sergej Michailović Aksakov's über Russland ist, wäre inhaltlich gewiss weit interessanter und belehrender als die beredteste Darstellung der poli-

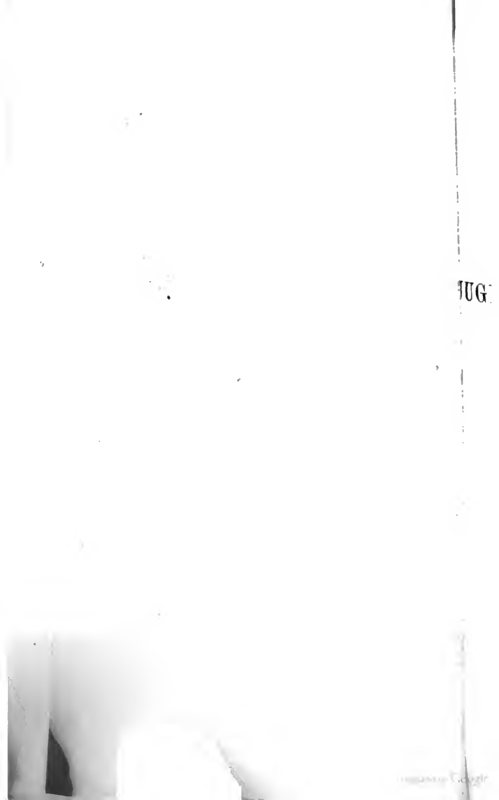
tischen Geschichte Kroatiens, ist aber noch von Niemandem geschrieben worden. Aksakov's köstliches Buch hatte mich bei seinem Erscheinen mächtig angeregt und in mir den Wunsch hervorgerufen, es möchte Jemand Aehnliches über Kroatien schreiben, obwohl ich mir nicht verhehlte, dass die Homerische Einfachheit und Anmuth jenes goldenen Schriftchens unerreichbar und jeder Versuch, etwas Aehnliches zu schreiben, ein Wagniss sei, dessen Misserfolg für mich im Voraus feststand. Aber die Menschen in Kroatien, die es hätten wagen können, thaten es nicht. Meine persönliche Betheiligung an politischen Ereignissen, deren traurige Folgen und neue geistige Arbeit drängten in mir jenen Wunsch vollkommen in den Hintergrund. Aber in späteren Jahren von einem schweren Augenleiden betroffen, welches mir sowohl politische als gelehrte Beschäftigung unmöglich machte, führte mich auf jenen Gedanken zurück, da er ohne gelehrten Apparat und wohl auch mit zeitlichen Unterbrechungen sich verwirklichen liess. Ich erzähle also hier, was ich über meinen Grossvater von Vater und Mutter, älteren Verwandten und Freunden meiner Familie in meiner Jugend gehört, und weiterhin, was ich selbst in meiner Heimath gesehen und erlebt habe. Diese Erinnerungen haben nicht den Anspruch, wegen ihres Verfassers, der den erzählten Ereignissen völlig unbetheiligt gegenüberstand, beachtet zu werden, son-

dern wollen einzig und allein eine wahrheitsgetreue Darstellung des geistigen, politischen und gesellschaftlichen Lebens in meiner Heimath während dreier Generationen sein. Ich erzähle, was ich hörte und was zu einer Zeit, als es in Kroatien noch gar keine Zeitung gab, eine angesehene, wenn auch nicht hervorragende, Familie hören und erfahren konnte. Die Bilder, die ich vor den Augen des Lesers entrolle, sind weder grossartig noch immer erfreulich und ich wage es nicht zu bestimmen, ob sie interessant genug sind, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln; aber ich hoffe, dass sie dem Kulturhistoriker und dem Völkerpsychologen manches Neue und Beachtenswerthe bieten werden. Ohne die Absicht, eine vorgefasste These aufzustellen und sie beweisen zu wollen, wird sich aus der schlichten Erzählung des Erfahrenen und Selbsterlebten die Geschichte der langsamen und vielfach unterbrochenen Entwickelung und Umgestaltung der Gesellschaft, des Erwachens des Nationalitätsgefühls und des öffentlichen Lebens und der Anfänge einer neuen nationalen Litteratur in meinem Vaterlande von selbst ergeben.

Nachschrift.

Als die letzten Bogen dieses Buches schon gedruckt waren, starb in Agram 86jährig mein Vetter Anton von Vakanović, gewesener Ban-Stellvertreter, und bei seinem Tode wurde ein durch 62 Jahre unverbrüchlich bewahrtes litterarisches Geheimniss aufgedeckt. Nicht Kollár, wie ich vermuthet hatte, sondern Vakanović war der Verfasser der auf Seite 243 erwähnten epochemachenden Brochure „Sollen wir Magyaren werden?“ Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, dass der erste Erwecker des Widerstandes Kroatiens gegen das Magyarenthum und der grösste Vorkämpfer der magyarischen Nationalstaatsidee, Kossuth, als die letzten Repräsentanten des Anfangs einer neuen Epoche in der Geschichte Ungarns und Kroatiens, in dem Zwischenraume von drei Tagen vom Weltschauplatz verschwanden.

Rom, 3. April 1894.



JUGENDERINNERUNGEN

AUS

KROATIEN.



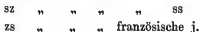
Vorbemerkung.

Zur Orthoepie der im Buche vorkommenden slavischen Wörter:

c	lautet	wie	das	deutsche	tz
ć	„	„	„	„	tj
č	„	„	„	„	tsch
dž	„	„	„	„	dsch
s	„	„	„	„	ss
š	„	„	„	„	sch
z	„	„	„	„	s im Anlaut
ž	„	„	„	französische j.	

In magyarischen Wörtern:

ch	lautet	wie	das	deutsche	tsch
cs	„	„	„	„	tsch
cz	„	„	„	„	tz
gy	„	„	„	„	dj
s und ss	„	„	„		sch
sz	„	„	„	„	ss
zs	„	„	„	französische j.	





I.

Mein Grossvater Stefan Michailović.

Kroatien ist in seinem nördlichen und südlichen Theile ein an grossartigen und anmuthigen Naturschönheiten reiches Land. Nur in der Mitte des Landes, welche von dem Savefluss durchströmt wird, zieht sich eine endlose und reizlose Ebene von Agram an bis nach Slavonien hin. In diesem Flachlande liegt, zwei Wegstunden von Agram, am rechten Saveufer eine Landschaft, einige Quadratmeilen gross und von etwa zweitausend Menschen bewohnt. Sie hat theils schlechten Sandboden, theils schweren Lehmgrund, und ist den beinahe alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen der Save und ihrer Nebenflüsse ausgesetzt, welche sie mit Schotter und Geröll überziehen. Jeden Reizes entbehrend, des schlechten Bodens wegen schlecht bebaut, macht sie auf den Reisenden einen düstern unerfreulichen Eindruck. Die Vegetation ist spärlich, hier und da schwindsüchtiges Eichengehölz, Gesträuch und Weidenbüsche, Maisfelder und Zwiebelbeete, die Häuser aus rohen Holzblöcken gezimmert, mit Strohdächern und kleinen Fensterluken versehen, welche möglichst wenig Licht und Luft in den Innenraum eindringen lassen. Die Bevölkerung ist wie überall in armen Landstrichen schwäch-

lich und zeigt nicht den vollendet schönen Typus, der die übrigen Bewohner des Savethales auszeichnet. Gleichwohl ist diese Landschaft historisch und politisch höchst interessant. Turopolje — Türkenfeld — dies ist ihr Name, ist seit mehr als sechs Jahrhunderten eine aristokratische Republik mit dem ausgedehntesten Selfgovernment und alle ihre Bewohner ohne Ausnahme sind Edelleute. Bei dem grossen Mongolen-Einfall von 1241 zeichnete sich in der für die Christen siegreichen blutigen Schlacht auf dem Felde von Grobnik in der Nähe der kroatischen Seeküste vor allen andern Kriegsschaaren die Bevölkerung dieser Landschaft in so hervorragender Weise aus, dass König Bela IV. die gesammte Bevölkerung derselben adelte und mit den umfassendsten Privilegien ausstattete. Diese Auszeichnung war in jenen Zeiten etwas ganz anderes als die modernen „Erhebungen in den Adelsstand“. Adelig sein, hiess damals ein freier Mann und zum Besitz von Grund und Boden berechtigt, frei von allen Steuern und Abgaben an den Staat, sowie von zwangsweisem Militärdienste sein, sich durch selbstgewählte Behörden nach selbständig geschaffenen Statuten regieren und verwalten gegen die einzige Verpflichtung, im wirklichen Kriege zu Pferde und auf eigene Kosten dem König Dienst zu leisten. Ihr selbstgewählter Graf (Comes) hatte als ungarischer Magnat Sitz und Stimme im kroatischen Landtag und im ungarischen Reichstag. Neben dem schlechten Boden war jedoch diese exceptionelle Stellung der Bewohner von Turopolje der hauptsächlichste Grund ihrer steigenden Verarmung. Die Männer waren durch ihr Recht und ihre Pflicht, an dem Selfgovernment der Landschaft theil zu nehmen, vom Land- und Feldbau abgezogen, welcher ausschliesslich

den Frauen und den Knaben zur Last fiel, und ein kindischer Adelsstolz benebelte ihre Köpfe derart, dass sie jedes Gewerbe und den Handel für unzulässig und unanständig hielten. Die Indolenz der Staatsregierung, die im Laufe von drei Jahrhunderten periodisch wiederkehrenden Einfälle der Türken, welche das ohnehin arme Land verwüsteten, wirkten gleichmässig dazu bei, dass diese merkwürdige Bauern-Aristokratie von der europäischen Cultur gar nicht beleckt wurde. Der Landbau allein schien ihr eine des Adels würdige und anständige Beschäftigung zu sein. Der gnädige Herr, die gnädige Frau, der Junker und das gnädige Fräulein mochten allenfalls das magere Feld bebauen, Dünger auf- und abladen und Kühe, Schweine und Gänse hüten ohne ihrer Standeswürde zu vergeben; aber ein Handwerk oder Handel zu treiben überliess der turopoljer Edelmann den unfreien Bauern und den Stadtleuten, und wenn sich ein turopoljer Edelmann vermaass, zu einer solchen Beschäftigung zu greifen, verlor er die ererbten Adelsrechte und es erübrigte ihm nichts als die Landschaft zu verlassen und auf Haus und Hof zu verzichten, denn der turopoljer Edelmann ist Bauer, und muss Bauer bleiben.

Ein solcher Bauernaristokrat war zu Anfang des 18. Jahrhunderts mein Urgrossvater Michail Pavlović Tkalac und wäre es wohl sein Leben lang geblieben, wenn nicht Kriegs- und Wassernoth, Misswachs und Seuchen ihn von der Scholle vertrieben hätten, auf welcher er geboren war. Die Savefluthen hatten sein Haus weggeschwemmt, seinen kleinen Viehstand ersäuft, seine Saatfelder verwüstet und mit Gerölle bedeckt, seine junge Frau aufs Krankenlager geworfen und ins Grab gebracht. Michail Pavlović ver-

1*



lor jedoch den Muth nicht; er sagte seinem zerstörten Heimathsdorfe und der Stätte, auf der sein Vaterhaus gestanden, Lebewohl und zog aus, sich eine neue Heimath zu suchen. Er ging also nach Bosnien, wo damals noch mehrere kroatische Adelsfamilien, darunter Jelačić und Keglević, bedeutenden Landbesitz hatten, und siedelte sich auf Keglević'schem Boden an. Nachdem aber nach einigen Jahren die Türken als geborne Mordbrenner unter vielen anderen auch die Keglević'schen Besitzungen verwüstet und die Bewohner niedergemetzelt hatten, sah Graf Keglević die Unmöglichkeit ein, sein Besitzthnm in Bosnien zu behaupten und zog nach Kroatien zurück. Mit ihm kehrte auch Michaïl Pavlović heim nach Turopolje und fand in dem nahen, der adeligen Familie Pogledić gehörenden Dorfe Kravarsko bei einem Unterthan dieser Familie, namens Horvatić, Aufnahme. Er heirathete später dessen Tochter Agata, zog den Edelmann aus, und wurde ein echter und rechter Bauer, eben so wie seine drei Söhne, von denen der älteste, Stefan, mein Grossvater, am 11. August 1749 geboren war.

Stefan Michailović hatte seines Vaters gesunden Menschenverstand und seine Energie geerbt und fand sich nicht leicht in die Verhältnisse hinein, in denen sein gealterter Vater nunmehr als Unterthan seines Gutsherrn lebte. Im Savethal — der Posavina — war und ist noch heute Brauch, dass junge Leute sich als Schiffsknechte — Hajoš — auf den Getreideschiffen verdingen, die auf der Theiss, Donau, Save und Kupa den Getreidehandel vom Banat über Sisek nach Karlstadt vermitteln, von wo der Verkehr zu Lande nach der kroatischen Seeküste geht. Stefan Michailović fand an diesem bewegten Leben mehr

Gefallen als am Landbau. Verständig, nüchtern, arbeitsam und sparsam stieg er in wenigen Jahren vom Schiffsknecht zum Steuermann — Kormanjoš — und nach etwa zehn Jahren zum Mitbesitzer eines kleinen Getreideschiffes — Tumbas — auf, mit dem er zwischen Bečej und Karlstadt ab und zu fuhr. Das Glück war ihm günstig. Er begann bald sein Schiff auf eigene Rechnung und Gefahr mit selbst erkauftem Getreide zu laden. Sein Vermögen wuchs durch verständige. Spekulationen täglich. Eine günstige Conjunctur erhaschend, kaufte er vor dem Ausbruch des russisch-türkischen Krieges von 1778 bis 1782 grosse Getreidevorräthe im Banate auf und gewann dadurch in wenigen Jahren ein beträchtliches Vermögen, was man nämlich damals so nannte: einige hunderttausend Gulden. Er wurde durch seine Erfolge immer kühner, hatte auf der Save und Kupa ein Dutzend Flussschiffe, im Schwarzen und im Adriatischen Meere zwei Seeschiffe, eigene grosse Getreidelager in Bečej, Sisek, Karlstadt und Fiume, und war durch eigene Kraft und ohne fremde Hülfe ein reicher angesehener Mann geworden.

Man wurde im Lande auf den selfmademan aufmerksam, der, ein blutarmer Bauersohn, ohne alle Erziehung und ohne jeden Unterricht herangewachsen war, weder lesen noch schreiben konnte und ausser seiner kroatischen Muttersprache keine andere Sprache verstand, und doch Geschäfte über Millionen abschloss und vortrefflich durchführte, mit allen grossen Handelsplätzen des Banates, der Walachei, Kroatiens, Süd-Russlands und Italiens in Verbindung stand und dabei noch der an die Scholle gebundene Unterthan der Herren von Pogledić war. Sobald Stefan

Michailović zu einigem Wohlstand gekommen war, wünschte er sein Unterthansverhältniss zu seinem Gutsherrn Pogledić auf freundlichem Wege zu lösen und — sein Vater war inzwischen gestorben — auch seine zwei Brüder loszukaufen, um sie bei sich zu haben und in seinen Geschäften zu verwenden. Er bot seinem Gutsherrn eine bedeutende Geldsumme an, aber Herr von Pogledić wollte davon nichts hören, in der zuversichtlichen Hoffnung, seinen reich gewordenen Unterthan weidlich auszubeuten. Nicht nur schlug er, obwohl er in steter Geldverlegenheit war, jedes Angebot aus, sondern er liess auch Stefan Michailović bedeuten, dass er ihn selbst als seinen Unterthan reklamiren und nöthigen werde, in sein Stammhaus zurückzukehren, widrigenfalls er ihn durch die Exekutivgewalt dazu würde verhalten lassen. Damit hatte es allerdings gute Wege, und Stefan Michailović beugte den eventuellen Reclamationen dadurch vor, dass er in Karlstadt ein Haus kaufte und das Bürgerrecht erwarb, welches ihn persönlich für immer den Chicanen seines Gutsherrn entzog. Aber seinen Brüdern, die sich inzwischen verheirathet hatten, war damit wenig geholfen und sie blieben nach wie vor all den kleinen Leiden des Unterthansverhältnisses ausgesetzt. Stefan Michailović machte daher Herrn von Pogledić neue Anträge, damit er die Brüder frei abziehen lasse, aber der Gutsherr beharrte auf seiner Weigerung. Stefan Michailović berieth sich mit mehreren Advokaten, die es an den verschiedenartigsten Rathschlägen nicht fehlen liessen; man rieth ihm, seinen alten turopoljer Adel geltend zu machen, der durch die stillschweigende Verzichtleistung seines Vaters allenfalls für dessen Person, nicht aber für dessen Nachkommenschaft verloren gegangen

sei, und daher von diesen revindicirt werden könne. Diese Spitzfindigkeiten jedoch widerstrebten dem geraden Sinn Stefan Michailović's der sich nicht weiss machen liess, dass es mit dem alten Adel seiner Familie nicht zu Ende gewesen sei als sich sein Vater freiwillig zum Unterthan derer von Pogledić machte. Er sagte, Vater und Söhne seien nun einmal Bauern und aus dieser Haut könnten sie nicht herausfahren. Als er jedoch hörte, dass Herr von Pogledić seine Brüder arg bedrückte, liess er diesem ein Ultimatum stellen, in welchem er Herrn von Pogledić zu wissen that, dass, wenn er in den Loskauf seiner Brüder schlechterdings nicht einwilligen und das angebotene Lösegeld nicht annehmen wolle, er seine Brüder entführen werde. Pogledić antwortete mit Hohn, er möge es nur wagen, diese Drohung auszuführen. Stefan Michailović übereilte sich nicht, sondern traf in aller Ruhe die zur Ausführung seines Planes nothwendigen Anstalten. Er kaufte jedem seiner Brüder in Karlstadt ein Haus und sicherte ihnen dadurch die Aufnahme in die Stadtbürgerschaft. Nachdem dies geschehen, benachrichtigte er seine Brüder, sich in aller Stille zur Flucht bereit zu halten. Er liess in jedem Dorfe zwischen Karlstadt und Kravarsko ein Relais stellen und erschien eines Abends unvermuthet in seinem Vaterhaus, um seine Brüder und ihre Familien abzuholen. Während die Frauen die letzten Vorbereitungen zur Flucht trafen, ging er mit seinen Brüdern auf den Kirchhof, um vom Grabe seiner Eltern Abschied zu nehmen und von da flogen sie mit Sturmeseile auf vier Bauernwägen gegen Karlstadt ohne jede Fährlichkeit. Der sonderbare Menschenraub wurde erst am nächsten Tage bekannt und fand allgemeine

Billigung. Stefan Michailović aber beeilte sich, Herrn von Pogledić unverweilt die früher angebotene Loskaufssumme, um hundert Dukaten vermehrt, einzuschicken. Herr von Pogledić wies sie abermals zurück und bedrohte Stefan Michailović mit einer Kriminalklage wegen Menschenraubes. Sei es aber, dass er sich schämte gleich einem westindischen Sklavenhalter auf seinem getauften Eigenthum zu bestehen und nutzlos Staub aufzuwirbeln in einer zweifelhaften Sache, in der die ganze öffentliche Meinung gegen ihn gewesen wäre, da ja den Bauern gesetzlich gestattet war sich von der Scholle loszukaufen und frei abzuziehen, oder sei es, dass die von Stefan Michailović angebotene Loskaufssumme so beträchtlich war, dass er im Processwege keine grössere zu erlangen hoffen konnte, oder endlich dass er in momentaner Geldverlegenheit war und bercitliegendes sicheres Geld einer noch ungewissen, und erst nach langem Processiren vielleicht zu erlangenden grösseren Summe vorzog: kurz er liess nach einigem Schmollen Stefan Michailović benachrichtigen dass er sich gütlich mit ihm auseinandersetzen wolle. Dieser, froh ohne die Unannehmlichkeiten einer langwierigen und kostspieligen Rechtsprocedur sein Ziel erreicht zu haben, ging sogleich zu Herrn von Pogledić und schloss mit ihm den seltsamen Handel ab, ja, er lieh ihm noch, gegen seinen Grundsatz, Herren Geld zu leihen, die für die damalige Zeit beträchtliche Summe von 50,000 Gulden.

Von seinen Brüdern zog Stefan Michailović geringen Nutzen, da sie, wie er selbst, ohne allen Unterricht aufgewachsen und jetzt schon zu alt waren um noch etwas zu lernen. Er konnte sie daher nur als Aufseher ge-

branchen, und um ihren Eifer zu wecken nahm er sie zu Theilhabern an gelegentlichen kleinen Getreidespekulationen, die sich schnell und leicht abwickeln liessen an, so dass beide in kurzer Zeit zu einem bescheidenen Vermögen gelangten und unabhängig leben konnten.

Ein noch grösseres Interesse nahm Stefan Michailović an den Kindern des einen seiner Brüder; der andere war kinderlos. Er hatte den Werth der Bildung an seinem eigenen Bildungsmangel erkannt. Er klagte, dass dieser ihn stets von Andern abhängig mache, welche sein Interesse niemals als ihr eigenes ansehen könnten. Deshalb sollten seine fünf Neffen etwas Tüchtiges lernen, um sich ihm später bei seinen Geschäften nützlich machen zu können. Dieser Wnnsch ging ihm wenigstens insoweit in Erfüllung, als zwei derselben, Miško und Joso, Neigung zum Handelsstande zeigten und von der Schule weg in sein Geschäft eintraten. Die andern drei wählten, ohne in ihm Widerstand zu finden, verschiedene Berufszweige: Andraš wurde Priester, Ivan studierte die Rechte und wurde Advokat, Janko wurde Soldat. Mit Ausnahme des letztgenannten, der in den östreichisch-französischen Kriegen fiel, habe ich sie noch alle gekannt und werde später auf sie zu sprechen kommen. Der Reichthum, dabei die schlichte Lebensweise, der scharfe Verstand und die Energie meines Grossvaters und namentlich der Raub seiner Brüder machten ihn im ganzen Lande bekannt. Alles wollte den Bauer kennen lernen, der sich in einigen zwanzig Jahren aus eigener Kraft zu einem mächtigen Handelsherrn emporgearbeitet hatte.

Die „Herren“ — der Adel des Landes — begannen, dem Bäuerlein den Hof zn machen, welches, während sie

im Nichtsthun und durch Schuldenmachen immer mehr verarmten, sich auf die offenkundigste, ehrenhafteste Weise bereichert und eine geachtete sociale Stellung erworben hatte. Er wurde als ein Ausbund von Klugheit und praktischem Sinn angestaunt. Die Herren wünschten durchaus, ihn „unter sich" zu haben, sie forderten ihn auf, einen grossen Grundbesitz zu kaufen und, da hiezu nur Adelige berechtigt waren, sich vorerst adeln zu lassen. Der Eine bot ihm einen grossen Grundcomplex zum Kaufe an, ein Anderer wollte ihm in Pest, ein Dritter in Wien zur Erlangung des Adels behülflich sein, und heirathslustige adelige Fräulein fanden den bereits 40jährigen Mann überaus interessant und liebenswürdig. Stefan Michailović lehnte jedoch alle diese Anerbietungen und Liebenswürdigkeiten höflich, aber entschieden ab: alles dies passe sich für einen ungebildeten Bauer, wie er es sei, nicht. Adelig sei er im Grunde von Hause aus gewesen, und zwar seit einem halben Jahrtausend, aber seinen Vater hätten Verhältnisse zum Bauer gemacht und er sei als Bauer geboren. Da er seiner Geschäfte wegen in der Stadt leben müsse, habe er allerdings, um nicht für einen Sonderling zu gelten, den Bauernrock mit schwerem Herzen abgelegt. Wenn er aber das Kleid anlegen solle, welches der Adel trage — Attila, Mente, Kalpak, Sporen und Schleppsäbel — so würde er sich wie bei einer Maskerade vorkommen; zu jedem Knopfloch würde ihm der Bauer heraussehen, und während er als Bauer ein ehemaliger alter Edelmann sei, würde er als neuer Adeliger doch nur ein verkleideter adelig getünchter Bauer sein, der weder lesen noch schreiben könne, keine fremde Sprache verstehe, die Sitten der feinen Welt nicht

kenne und aus Unkenntniss alle Augenblicke irgend eine Ungeschicklichkeit begehen könnte, kurz ein sehr bemitleidenswerthes lächerliches Geschöpf abgeben. Wozu solle er, der in seinem Stande glücklich und geachtet lebe, sich unglücklich und verächtlich machen? Und all das bloss, um Grossgrundbesitzer zu werden? Er verstehe überdies nichts von Landwirthschaft, während er seinen Getreidehandel gründlich kenne; er müsste daher neuerdings in die Schule gehen, und dazu sei er doch zu alt und habe auch keine Lust. Um diesen interessirten Lockungen, aus seinem gewohnten, bescheidenen Lebenskreise heraus- und in eine vornehme Verwandtschaft einzutreten, ein für alle Male ein Ende zu machen, heirathete Stefan Michailović im Jahre 1787 eine Karlstädter Bürgerstochter von ungewöhnlicher Schönheit, Katarina Malijan, welche ihm zwei Söhne und zwei Töchter gebar und nach achtjähriger Ehe im Wochenbett starb.

So kam das Jahr 1788 und Kaiser Josephs II. Türkenkrieg, ein Kabinetskrieg im schlimmsten Sinne des Wortes. Dergleichen Kabinetskriege wurden auf eigenthümliche Weise geführt. Der Staat wurde durch die Laune eines einzelnen Menschen in einen unabsehbaren Krieg verwickelt, über Leben und Vermögen der Staatsbürger wurde despotisch verfügt, und wie der Anfang so das Ende des Krieges ohne jedes ernste Staatsinteresse herbeigeführt. Ausser auf erhöhte Steuern wurde noch auf Ausbeutung des Patriotismus speculirt und die unzulässigsten und unverantwortlichsten Opfer von dem Einzelnen gefordert. Kaum hatte jener Krieg begonnen, so kam die Regierung mit „patriotischen Forderungen", — „freiwillige" Zwangsleistungen jeder Art wurden den Leuten auferlegt. Mein Grossvater als noto-

risch reicher Mann und Nichtadeliger musste doppelt gebrandschatzt werden. „Mir haben die Türken nichts gethan“, sagte mein Grossvater, „und der Kaiser hat weder den Landtag noch mich gefragt, ob er Krieg anfangen sollte“. Aber man antwortete ihm, dies gehe ihn in der That nichts an; der Krieg sei da, und er als reicher Mann müsse sich selbst zur Deckung der Kriegskosten eine freiwillige Steuer auferlegen. Erst weigerte er sich, als dies aber nichts half, bot er erst 10,000 dann 20,000 Gulden als freiwillige Kriegssteuer an. Da diese Summe als zu gering zurückgewiesen wurde, sagte er, er gebe nichts, die Regierung möge ihm gewaltsam, gegen seinen Willen, nehmen was sie wolle. Und sie nahm ihm als „freiwillige Kriegsbeisteuer“ zwei Schiffsladungen Getreide und 200 Ochsen weg, die ein Armeelieferant ihm zeitweilig verpfändet hatte. Er protestirte gegen den Gewaltakt, da die Ochsen nicht ihm gehörten und er nicht berechtigt sei, sie herzugeben, weil er dadurch in die chicanösesten Processe verfallen würde. Er möge sie dem Eigenthümer abkaufen, erwiderte man ihm höhnisch, und trieb die Ochsen nach Bosnien ab. Die „freiwillige Zwangssteuer“ kam ihm auf 150,000 Gulden zu stehen. Man begütigte den rasenden Mann mit dem Troste, dass er vom Kaiser jedenfalls die ehrenvollste Auszeichnung zu gewärtigen habe. Auf Auszeichnungen, antwortete er, komme es ihm schlechterdings nicht an, sondern auf die Unantastbarkeit seines Eigenthumes, welche im Namen des Kaisers in gröblichster Weise verletzt worden sei. Wenn der Kaiser selbst ein solches Beispiel gebe, müsste jede Sicherheit der Person und des Besitzes im Staate aufhören, und deshalb wolle er gegen

den Fiskus vor den Landesgerichten sein gutes Recht geltend machen. In der That überreichte er eine Klage auf Ersatz der ihm eigenmächtig auferlegten Zwangssteuer. Man konnte nicht genug über die naive Kühnheit des Bäuerleins staunen, der es wagte, den Kaiser beim Kaiser selbst zu verklagen. Da die Unzufriedenheit im Lande täglich wuchs, fürchtete die Regierung einen Skandal, und indem man Stefan Michailović mit einem Hochverrathsprocesse und mit der damit gesetzlich verbundenen Confiscation seines Vermögens bedrohte, bemühte man sich unter der Hand, ihn zur Zurückziehung seiner Klage zu bewegen. Er jedoch wollte nicht nachgeben; da fanden die Gerichte es für angezeigt, die Klage zu ignoriren, möglicher Weise, weil die französische Revolution von 1789 ihren Feuerschein bis nach Ungarn und Kroatien hinein warf. So gerieth der von meinem Grossvater erhobene Process in Vergessenheit, ohne für ihn üble Folgen gehabt zu haben. Inzwischen war Kaiser Joseph II. gestorben; sein Bruder und Nachfolger, Leopold II., stellte die ungarische Verfassung wieder her und bemühte sich, Land und Volk durch eine verständige und gesetzliche Regierung zu beruhigen.

Kaum war der verfassungsmässige Zustand wieder hergestellt, wandte sich Stefan Michailović von neuem an die Gerichte und forderte die Wiederaufnahme seines Processes gegen den Fiskus. Der damalige Ban (Vice-König) von Kroatien, Graf Ivan Erdödy, ein gutmüthiger bequemer Mann, dem jede Störung seiner guten Verdauung unangenehm war, begab sich in Person nach Karlstadt, um meinen Grossvater zur Zurücknahme der Klage und zur Eingabe eines direkten Majestätsgesuches

um Vergütung des ihm zugefügten Schadens zu bestimmen. Es ist mir nicht bekannt geworden, durch welche Zauberkünste dem alten Hofmann das Wunder gelang, den eigensinnigen Bauer seinen Wünschen gefügig zu machen, Thatsache ist aber, dass Stefan Michailović sich nunmehr direkt an den Kaiser mit einem Gesuche um Schadenersatz wandte. Darüber verflossen einige Jahre, ohne dass es zu irgend einem Resultate gekommen wäre. Inzwischen starb auch Kaiser Leopold II. und sein Sohn und Nachfolger, Franz II., erledigte das Gesuch mit den Worten, „dass er die patriotische Gesinnung und die Opferfreudigkeit seines getreuen Unterthanen Stefan Michailović mit dem Ausdrucke des Allerhöchsten Wohlgefallens allergnädigst zur Kenntniss nehme". Als diese Kaiserliche Gunsterweisung meinem Grossvater mitgetheilt wurde, sah er sie als Hohn und Beschimpfung an, und begann seinen Process von Neuem. Der Ban Erdödy gerieth in die grösste Verlegenheit, da er alles glücklich abgethan glaubte, und beschwor meinen Grossvater, auf Grund jener Kaiserlichen Gnadenbezeugung den Adel anzunehmen, für dessen Verleihung er sich verbürgte; dabei gab er anderseits den Gerichten zu verstehen, jene fatale Klage auf sich beruhen zu lassen. Stefan Michailović wartete eine Zeitlang geduldig auf eine Entscheidung des Gerichtes, als aber diese weitere zwei Jahre ausblieb, ging er nach Agram, um sich beim Ban darüber zu beschweren. Dieser eröffnete ihm, dass er soeben von der ungarischen Hofkanzlei benachrichtigt worden sei, dass Seine Majestät geneigt wäre, seinen lieben getreuen Unterthan Stefan Michailović gegen Erlass der vorgeschriebenen Taxen in den Adelsstand, ja sogar in den Grafenstand

unter dem Namen Takácsy zu erheben*). Es folgte auf diese Eröffnung eine tragikomische Scene, welche mein Grossvater noch in späteren Jahren seinen Söhnen mit Entrüstung zu schildern pflegte. Während der Ban mit ihm sprach, schnellte Stefan Michailović vom Sofa auf und knickte zusammen, so dass Hut und Stock seinen Händen entfielen. Der gute Ban glaubte, dass dieser Ohnmachtsanfall seines Besuchers die Folge einer freudigen Erregung sei; er weidete sich an diesem Anblicke, und sagte zu meinem Grossvater, nachdem dieser sich erholt hatte, er begreife wohl diesen Ausbruch freudiger Ueberraschung, aber die ihm zugedachte hohe Auszeichnung sei so wohl verdient, dass ein Mann wie er darüber seine Fassung nicht verlieren dürfe. Stefan Michailović schnellte von Neuem von seinem Sitze auf, stellte sich vor den Ban hin und schrie ihn an: „Was Auszeichnung, was Gnade! dies ist der bitterste Hohn, den man mir anthun konnte. Der Kaiser raubte mir 150,000 Gulden wider Recht und Gesetz und zum Danke dafür will er mir auch noch meinen ehrlichen kroatischen Namen rauben und mich mit Gewalt zum Magyaren machen, der ich weder bin noch werden kann. Seit mehr als fünfhundert Jahren hat meine Familie ihren Namen ehrlich getragen, und jetzt will man mir ihn nehmen, um mir mit einem neuen

*) Es war nämlich damals als Reaction gegen die Germanisationstendenzen Kaiser Josephs II. und als Vorbeugungsmittel gegen deren Wiederkehr in Ungarn ein magyarischer Chauvinismus in Schwang gekommen, der sich zunächst in der Magyarisirung aller nichtmagyarischen Familiennamen gefiel. Auf diese Weise sollte auch der slavische Namen Tkalac ins Magyarische übersetzt und in Takácsy verwandelt werden.

fremden Namen und obendrein gegen hohe Taxen die schweren Geldopfer zu bezahlen, die man mir auferlegt hatte. Nein, Excellenz, und hundert Mal nein! Sagen Sie Ihrem Kaiser, dass ich seine Gnade nicht brauche, und ihm schenke, was man mir mit Gewalt genommen hat und was er sich nicht schämt zu behalten; aber meinen ehrlichen kroatischen Namen schenke und verkaufe ich nicht und er kann mir ihn nicht gewaltthätig nehmen. Ich empfehle mich Eurer Excellenz zu Gnaden". Und mit diesen Worten stürzte er wie ein Wüthender aus dem Zimmer. Dieser Wuthausbruch hätte einem minder gutmüthigen und mehr diensteifrigen Landeschef, als Graf Ivan Erdödy es war, die breiteste Handhabe geboten, meinen Grossvater der Majestätsbeleidigung und des Hochverrathes anzuschuldigen. Der Ban jedoch nahm die Sache nicht so ernst und berichtete an die ungarische Hofkanzlei, dass der biedere Stefan Michailović sich der ihm zugedachten Auszeichnung nicht genug würdig erachte, weshalb es genügen würde, ihm seinen einfachen alten Adel zu bestätigen oder ihm ohne weiteres den Adelstitel zu verleihen. Eines schönen Tages erhielt mein Grossvater von Agram eine Vorladung zum Ban und dieser übergab ihm eine Blechkassette, welche ein aus mehreren in der Gestalt eines Buches gehefteten Pergamentblättern bestehendes Adelsdiplom mit einem kolossalen Majestätssiegel in vergoldeter Kapsel enthielt. Stefan Michailović sah sich das in rothes Maroquinleder gebundene, mit einem Wappenbild, kalligraphischen Schnörkeln und goldenen Buchstaben verzierte dünne Buch zweifelnd an und fragte den Ban, was dies sei, und was er damit anfangen solle, da er nicht lesen könne. Der Ban belehrte



ihn lächelnd, dies sei die glänzendste Anerkennung seiner Verdienste um Kaiser und Staat, und obgleich er durch die Hochherzigkeit und Opferfreudigkeit seiner Gesinnung von jeher zu den Besten des Landes gehört habe, gehöre er fürderhin zu den gesetzlich anerkannten Mitgliedern der Krone des heiligen Stephan, seines Taufpatrons. Mein Grossvater wurde dadurch nicht klüger, legte die Blechkassette auf den Schreibtisch des Bans und verabschiedete sich mit kurzen Worten. Der Ban, froh, den rohen, halsstarrigen Bauer auf glimpfliche Weise losgeworden zu sein, enthielt sich, ihm die unglückliche Blechkassette aufzudrängen, übergab das Adelsdiplom dem Obergespan des Agramer Comitates zur Publikation in der nächsten Generalkongregation, und kümmerte sich nicht weiter um den geadelten Bauer, noch um dessen Adelsdiplom. Als die Comitatsbehörde nach erfolgter Publikation ihm das Adelsdiplom nebst der Taxnote zustellen liess, erwachte neuerdings die frühere Berserkerwuth im Herzen meines Grossvaters und er erklärte rundweg, dass er weder das Adelsdiplom annehmen noch die Taxen bezahlen wolle. Man machte ihm jedoch begreiflich, dass weder das Eine, noch das Andere angehe und die Taxen nöthigenfalls im Exekutionswege eingetrieben werden würden. So in die Enge getrieben, blieb dem unglücklichen Mann nichts übrig, als das Adelsdiplom zu übernehmen und die Taxen zu bezahlen, und wenn er in späteren Jahren seinen Söhnen diese Erlebnisse erzählte, pflegte er hinzuzufügen: „Da habt Ihr, meine Kinder, eine Eselshaut, die Euch 150,000 Gulden und mir zehn Jahre meines Lebens an Verdruss und Galle kostet“.

Nachdem Stefan Michailović so zu sagen wider Willen, ein „Herr“ — nur Adelige hiessen Herren — geworden war, wollte er auch seinen Söhnen die damals übliche Erziehung des Adels geben: das heisst, sie durch das Rechtsstudium zu öffentlichen höheren Aemtern geeignet machen. Er dachte wohl Anfangs daran, einen seiner beiden Söhne zum Nachfolger in seinem grossen Handelsgeschäfte auszubilden; aber die jungen Herren zeigten von früher Jugend an ein grösseres Talent zum Verzehren als zum Erwerben, und als er sie vor der Entscheidung über ihre weiteren Studien ins Verhör nahm und fragte, welcher von ihnen sein Nachfolger in seinem Handelshause werden wolle, riefen die Jungen einstimmig: „Ich nicht, ich nicht“. Stefan Michailović war viel zu verständig, nm nicht einzusehen, dass ein aufgedrungener Beruf nur in den seltensten Fällen guten Erfolg habe und bestand nicht weiter auf seiner Absicht. Die Standeswahl war damals für einen Adeligen eine überans beschränkte: Handel und Gewerbe wurden von oben herab angesehen; die Landwirthschaft auf eigenem Besitzthum galt für die einzige anständige Beschäftigung des Edelmannes, nachdem die damaligen politischen Zustände ihm die Theilnahme am öffentlichen Leben abgeschnitten hatten. Der Edelmann musste aber auch als Landwirth einige Rechtskenntniss besitzen um sich seiner Haut gegen die Regierung wehren und die verworrenen Besitzverhältnisse des Grundherrn und der Unterthanen überblicken zu können. Jeder Adelige studierte also die Rechte, denn dies war die Vorstufe, um Landwirth oder Stuhlrichter oder auch — Bischof von Agram zu werden, welch letzterer nächst dem Ban die höchste Stellung im Lande einnahm.

Die jüngeren Söhne pflegten in den Militärdienst oder, aber seltener, in den Priesterstand zu treten.

Stefan Michailović schickte also seine beiden Söhne nach Grosswardein auf das Gymnasium, um später auf der dortigen „Akademie“ die Rechte zu stndieren. Dieses Rechtsstudium war primitivster Natur; ein wenig sogenanntes Naturrecht, ebensoviel ungarisches Privatrecht, etwas Statistik und Staatsrecht: das war Alles, was man da lernen konnte. Die Unwissenheit der Professoren, die mangelhafte Vorbereitung, Faulheit und Raufsucht der Studenten, vereinigten sich, diesen kärglichen Unterricht so erfolglos als möglich zu machen. Stefan Michailović's Söhne machten um so weniger eine Ausnahme, als sie, reich und leichtsinnig, den Unterricht als eine zwecklose Plage ansahen. Sie kehrten nach dem vorgeschriebenen Biennium von der Akademie ebenso unwissend zurück als sie dahin gegangen waren; sie dachten gewiss nicht daran, ihre durch Schulzeugnisse erwiesene Rechtskenntniss im praktischen Leben zu verwerthen. Der Aeltere, Joso Stefanović, langweilte sich in der einfachen Häuslichkeit seines Vaters und die pompöse Uniform eines in Kroatien garnisonirenden Husarenregimentes scheint die Einbildungskraft des bildschönen jungen Mannes so hingerissen zu haben, dass er schlechterdings Husaren-Officier werden wollte. Es war die Zeit der Napoleonischen Kriege und der Adel war grundgesetzlich verpflichtet, in der „Insurrection“ (Landwehr) auf eigene Kosten Kriegsdienste zu Pferde zu leisten. Joso Stefanović sah also seinen Lieblingswunsch leicht in Erfüllung gehen. Er trat als Lieutenant in die vaterländische „Insurrection“ ein, spazierte zu Pferde und zu Fuss in seiner brillanten

Husarenuniform in Agram herum und avancirte, bevor es noch zum Feldzug von 1809 kam, zum Rittmeister. Leider erfreute er sich seines neuen Standes nicht lange, denn, nachdem er aus der Schlacht bei Raab glücklich davon gekommen war, stiess er sich bei einem tollen Ritt an der aufwärts gekehrten Deichsel eines umgeworfenen Wagens den Brustkorb ein und starb in Folge dessen wenige Wochen nach dem Unglücksfall. Der jüngere Sohn, Naco Stefanović, mein Vater, blieb in Karlstadt bei seinem Vater, der als verständiger und arbeitsamer Mann die Bummelei seines Sohnes nicht ruhig ansehen konnte und um ihn zu einer praktischen Thätigkeit zu verhalten, ihm einen nicht unbeträchtlichen Gütercomplex in nächster Nähe von Karlstadt zur Selbstbewirthschaftung ankaufte.

Von Stefan Michailović's beiden Töchtern starb die eine in früher Kindheit; die überlebende, Katica (Kosename für Katharina) gab er zur Erziehung in das Kloster der Ursuliner-Nonnen in Graz, welches damals von der kroatischen Aristokratie als das Ideal einer vornehmen Bildungsanstalt angesehen wurde.

Stefan Michailović setzte auch in jenen schwierigen Zeiten seine grossartigen Handelsgeschäfte mit glücklichem Erfolge fort. Von der Einfachheit der Geschäftsformen jener Zeit kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, dass Stefan Michailović, der mit meinem Grossvater mütterlicherseits, Michail Janković Stipić in langjähriger reger Geschäftsverbindung stand, letzterem durch dessen 5- bis 6jähriges Töchterlein manchmal Hunderttausende von Gulden in damaligem Papiergelde zu überschicken pflegte. Das Kind wurde zu Stefan Michai-

lović geschickt und dieser band in das Halstuch des Kindes Packete von Banknoten ein, schlang die Enden des Halstuches dem Kinde um den Leib, und hiess es nach Hause gehen, wo angekommen, dessen Vater, ohne ein Wort zu sprechen, das Halstuch losband, die Packete von Banknoten herausnahm und in die Kasse legte. Eben so geschah es, wenn Michail Janković seinerseits seinem Geschäftsfreunde Geld übersandte. Beide konnten weder lesen noch schreiben; Quittungen oder Wechsel hielten sie beiderseits für überflüssig.

Nun kam im Jahre 1808 der Bankerott des Wiener Stadtbanco und das fatale kaiserliche Patent, durch welches Kaiser Franz I. seinen geliebten und getreuen Völkern diese tröstliche Nachricht kund und zu wissen gab. Eines Sonntags, als mein Grossvater aus der Kirche von der Messe kam, sah er an der der Kirche gegenüber stehenden Strassenecke einen Menschenauflauf und fragte, was es da gebe. Man wies ihm ein an der Mauerecke angeklebtes Plakat und sagte ihm, dies sei „das Patent“. „Was ist das, Patent?“ fragte er einen Nebenstehenden, da er das Wort nicht verstand. Dieser erklärte ihm, das Patent bedeute, dass die Wiener Stadtbancozettel — die das einzige Circulationsmittel jener bösen Zeiten waren — von nun an keinen Werth hätten und nur schmutzige Papierlappen geworden seien. Stefan Michailović wandte sich entrüstet von dem Manne ab, da er glaubte, dass dieser, seine Unkenntniss des Lesens und Schreibens verhöhnend, ihn zum Besten habe. Als er nach Hause kam, zog eine grosse Menschenmenge unter den Fenstern seines Hauses vorüber und er hörte hundertfältig das Wort „Patent“. Er liess sogleich seinen bei ihm angestellten

Neffen Joso Ivanović zu sich rufen und fragte ihn, was es gebe. Dieser, der das fatale Patent gelesen hatte, bestätigte ihm in deutlichen Worten, der Kaiser habe durch dieses Patent die Wiener Stadtbancozettel für werthlos erklärt. Stefan Michailović verstand auch jetzt noch nichts von dem Räthsel und jagte seinen Neffen aus dem Zimmer. Darauf liess er sich seinen Advokaten holen, welcher ihm mit anderen Worten dieselbe traurige Geschichte erzählte. Als Stefan Michailović nach hundert Kreuz- und Querfragen die Sache zu begreifen anfing, verlor er alle Fassung. „Also die Bancozettel", schrie er seinen Advokaten an, „welche ich als gutes Geld für gute Waare bekommen habe, sollen heute kein Geld mehr sein? Kann der Kaiser, der mir nichts gegeben hat und dem ich nichts schulde, mir mein wohlerworbenes, rechtmässiges Eigenthum rauben? Hat der Kaiser ein Recht, alle seine Unterthanen, die gestern wohlhabende Leute waren, heute zu Bettlern zu machen? Leben wir in der Türkei, unter einem Pascha oder ist der Kaiser ein Räuberhauptmann geworden?" In diesem Tone ging es weiter, so dass der Advokat ihn beschwor, stille zu sein um nicht wegen Majestätsbeleidigung in den Kerker geworfen zu werden. Aber auch diese Mahnung fruchtete nichts; der in seinem Rechtsgefühl und in seinen Interessen tödtlich verletzte Mann verfiel in völlige Raserei und schwor, dass er nach Wien reisen und den Kaiser erschiessen wolle. Diese naive Drohung wurde bald stadtbekannt; der Stadtrichter kam in Person zu meinem Grossvater, um ihm das Unziemliche und Nutzlose seiner Schmähreden vorzudemonstriren und ihn mit schweren Strafen zu bedrohen.

Aber sein Ingrimm war nicht zu besänftigen. Sein Unstern hatte es gewollt, dass er einige Monate vor der Katastrophe des Wiener Stadtbanco grosse Getreidevorräthe an einen Spekulanten, Namens Varlé oder Varlin, gegen Baarzahlung verkauft und die ganze Kaufsumme von 243,000 Gulden in Wiener Stadtbancozetteln erhalten hatte, welche er wegen momentaner Geschäftsstockung nicht verwenden konnte und in der Kasse liegen hatte, als jene Katastrophe eintrat. So oft er diese Packete werthlos gewordenen Papiergeldes ansah, erneuerte sich sein Ingrimm und er verfiel auf den Gedanken, dass sein Geschäftsfreund von dem bevorstehenden Ausbruche des Bankerottes unterrichtet gewesen sein musste und seinen guten Glauben getäuscht habe. Er liess überall nach ihm forschen und erfuhr zuletzt, dass dieser Varlé oder Varlin sich in Wien befinde. Stefan Michailović entschloss sich rasch, nach Wien zu reisen. Dort angekommen, wandte er sich an einen Agenten der ungarischen Hofkanzlei, und liess sich, da er nicht deutsch verstand, von diesem zum Polizeipräsidenten führen, welchem er seine Klage gegen Varlé oder Varlin vortrug und dessen sofortige Verhaftung forderte. Nach einigen Tagen benachrichtigte ihn der Polizeipräsident, dass der Beschuldigte eruirt und verhaftet worden sei. Tags darauf erhielt mein Grossvater eine Vorladung auf das Polizeipräsidium zur Confrontation mit dem Verhafteten. Zu seinem grössten Erstaunen stellte man ihm einen Herrn vor, den er nie gesehen hatte. Auf die Frage des Polizeipräsidenten, ob dies der gesuchte Betrüger sei, musste mein Grossvater der Wahrheit gemäss antworten, dass dieser Herr es nicht sei und dass er ihn niemals gesehen habe. Der Verhaftete

brach in grosse Entrüstung aus, klagte über die Unwissenheit und den Leichtsinn der Polizei, die ihn ohne jeden Grund wie einen Verbrecher verhaftet und einem Manne gegenübergestellt habe, den er nie gesehen hätte. Er drohte dem Polizeipräsidenten mit einer direkten Klage beim Kaiser und forderte im Gefühle seiner beleidigten Ehre und seiner dadurch verletzten socialen Stellung eine Entschädigung von 100,000 Gulden. Der Polizeipräsident entschuldigte sich mit der Uebereilung seiner Executivorgane und verwies das unschuldige Opfer des polizeilichen Eifers auf den Rechtsweg gegen den unglücklichen Urheber dieses qui pro quo, der ein steinreicher Mann sei und ihm eine entsprechende Genugthuung nicht verweigern würde. Nachdem man meinem Grossvater dieses Salomonische Urtheil verdolmetscht hatte, rief er erbittert aus, ob denn er als Fremder und als Privatmann für die Missgriffe und Uebereilungen einer Staatsbehörde verantwortlich gemacht werden könne. Aber Seine Excellenz verblieb bei dem Urtheil, und entliess den Verhafteten und meinen Grossvater mit der eindrücklichen Weisung, ihn mit dieser leidigen Angelegenheit nicht mehr zu belästigen. Der fatale Irrthum klärte sich nachgehends dahin auf, dass zu jener Zeit ein französischer Emigrant, Baron Varlin, sich in Wien aufhielt, dem die Polizei wahrscheinlich einen solchen Betrug zutraute, und den sie deshalb ohne weiteres aufgegriffen hatte. Baron Varlin war keineswegs der Mann, die pekuniären Vortheile jenes ihm willkommenen Irrthums nicht auszunutzen; er schickte alsbald einen Advokaten zu meinem Grossvater, um vor der Einleitung gerichtlicher Schritte ihm ein friedliches Abkommen vorzuschlagen. Der Advokat machte selbstverständlich

meinem Grossvater die Hölle so heiss wie möglich, sprach ihm von der hervorragenden socialen Stellung seines Clienten, von der grossen Protection, die derselbe, wie alle französischen aristokratischen Emigranten, bei Hof geniesse und von der Gewissheit, dass ihm die Gerichte unter dieser Pression jede Entschädigungssumme bewilligen würden. Mein Grossvater, der nach den gemachten Erfahrungen alles Vertrauen auf die staatliche Gerechtigkeit verloren hatte, liess sich auf Zureden des Advokaten Varlins und jenes Hofkanzlei-Agenten so einschüchtern, dass er dem Baron Varlin eine Entschädigung von 10,000 Gulden anbot, welche dieser nach langem scheinbaren Sträuben schliesslich gnädig annahm. Stefan Michailović reiste, an Geist und Körper gebrochen, nach Karlstadt zurück, und verfiel in eine schwere Krankheit, gegen welche die Aerzte ihm nichts Anderes anzuordnen wussten, als den Gebrauch des Sauerbrunnens von Rohitsch in Steiermark. Sobald der Kranke transportabel wurde, begab er sich in kleinen Tagereisen nach dem ihm angeordneten Gesundbrunnen, dessen Gebrauch jedoch seinen schon sehr geschwächten Organismus vollends zerrüttete und in den letzten Tagen des Juli 1809 seinen Tod herbeiführte.

Stefan Michailović war, nach dem Urtheile Aller, die ihn gekannt hatten, eine merkwürdige Persönlichkeit. Ein klarer, scharfer Verstand bei vollständigem Mangel an Erziehung und Bildung, ein unbeugsamer starrer Charakter mit schrankenloser Willenskraft, ein unbezähmbar heftiges Temperament, welches gar oft die Klarheit seines Verstandes trübte, unbestechliches Rechtsgefühl und grosse Herzensgüte und Mildthätigkeit wurden ihm von Allen nachgerühmt. Er war, mit einem Worte, ein Barbar,

auf welchen in Folge der damaligen Stellung des Bauernstandes in Ungarn und Kroatien die europäische Cultur des 18. Jahrhunderts keinen Strahl hatte fallen lassen. Eben so gut könnte er ein Irokese oder Fellah gewesen sein. Im westlichen Europa wäre eine solche Persönlichkeit auch vor einem Jahrhundert nicht mehr möglich gewesen. Zu seiner Rechtfertigung könnte man nur wiederholen, was ein Magyar einem Deutschen sagte, der über den Mangel an Bildung in Ungarn klagte: „Hier ist Oestreich, dort ist Türkei, woher soll da Bildung kommen!“

II.

Mein Vater Naco Stefanović.

Stefan Michailović starb in einem für sein Vaterland verhängnissvollen Augenblicke. Er hatte noch die Schlacht bei Raab (14. Juni 1809) erlebt, in welcher Prinz Eugen Beauharnais die Oestreicher unter dem Commando des Erzherzogs Johann aufs Haupt schlug und das ungarisch-kroatische Adelsaufgebot — „die Insurrection“ — mit welcher auch Stefan Michailović's älterer Sohn Joso als Capitän ins Feld gezogen war, von den Franzosen wie Spreu in alle Winde verstreut wurde. Die schönen, eleganten, adeligen jungen Herren in ihrer goldstrotzenden Husarenuniform scheinen den Krieg wie ein lustiges Spiel angesehen und sich eingebildet zu haben, schon ihr blosser brillanter und martialischer Anblick würde den zerlumpten Franzosen so sehr imponieren, dass sie sich ohne Kampf vom Schlachtfelde zurückziehen würden. Bekanntlich geschah das Gegentheil; die erste Charge der französischen Kürassiere trieb das schöne Insurrectionscorps in wilde Flucht, so dass ganz Steiermark und Kroatien von diesen Flüchtlingen überfüllt war. Inzwischen war auch die Schlacht bei Wagram geschlagen und die Franzosen drangen unter dem Commando des

Marschalls Marmont unaufhaltsam in Friaul, Kärnten, Krain, dem Küstenlande und Istrien vor und schickten sich an, auch ganz Kroatien zu occupieren, als der Schönbrunner Friede ihnen an der Save Halt gebot. Oestreich musste den südlich der Save gelegenen, von den Franzosen besetzten Theil Kroatiens nebst dem dazu gehörenden Militärgrenzgebiet an Frankreich abtreten. Mein Grossvater erlebte jedoch den Schönbrunner Frieden nicht mehr und der Tod entzog ihn dem unvermeidlichen Schicksal, französischer Unterthan zu werden, da sein gesammter Gütercomplex südlich der Save lag.

Die Franzosen richteten sich in ihrem neuen Gebiete, welches den „Provinces Illyriennes“ zugetheilt wurde, sofort häuslich ein. Das bewunderungswürdige organisatorische Talent des zum Gouverneur dieser Provinzen ernannten Marschalls Marmont bewährte sich hier so glänzend, wie es sich bereits in Dalmatien bewährt hatte. Der Uebergang aus den verlotterten „avitischen“ ungarisch-kroatischen Verwaltungszuständen in die streng geregelte französische Administration vollzog sich so rasch, und Verwaltung und Justiz funktionirten mit so grosser Präcision, wie wenn sie schon seit Jahren in dieser Gestalt bestanden hätten.

Dies war nur dadurch ermöglicht worden, dass Marschall Marmont den Franzosen bloss die obersten leitenden Stellen vorbehielt, alle unteren aber mit Eingeborenen besetzte. Obwohl die Franzosen weder kroatisch noch deutsch, die Kroaten aber nicht französisch verstanden, ging doch alles zum Erstaunen der Bevölkerung in grösster Ordnung und ohne Störung. Allerdings konnten einem daran nicht gewöhnten Volke die bureaukratischen

Formalitäten der neuen Verwaltung, die Einführung der bis dahin unbekannten Stempel-, Registrirungs- und Patenttaxen nicht behagen, aber wenn die ewige Geldnoth der französischen Regierung sie nicht gezwungen hätte, schwere Contributionen in dem geldarmen Lande zu erheben und Zwangsanleihen aufzuerlegen, würde die Bevölkerung sich bald in die neuen Zustände gefunden haben, denn eine ausgesprochene Feindseligkeit gegen die französische Regierung herrschte nur in den privilegierten Klassen, dem Adel und dem Klerus.

Die Einführung der französischen Gesetzgebung und Justizverwaltung, der rechtlichen Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, die Aufhebung aller Vorrechte, Feudallasten und Beschränkungen der Bewegungsfreiheit im Handel und Gewerbe, waren Neuerungen, von denen Niemand auch nur geträumt hatte und für die allen Volksklassen jedes Verständniss abging. Der bisher an die Scholle gebundene Bauer wurde frei, wusste aber, da ihm jegliche Bildung fehlte, mit der ihm über Nacht zu Theil gewordenen Freiheit nichts rechtes anzufangen, eben so wenig der des Innungszwanges ledig gewordene Handwerker. Der Adel und der Klerus, ihrer bisherigen Privilegien verlustig und gleich allen übrigen Ständen zur Tragung aller Staatslasten herangezogen, wurden offene Gegner der französischen Herrschaft und sehnten sich nach der Restauration der östreichisch-ungarischen Regierung, von welcher sie wussten, dass sie, bei ihrer traditionellen Unfähigkeit, etwas Neues und Gutes zu schaffen oder von Anderen Geschaffenes sich anzueignen und zu erhalten, selbstverständlich alsbald die früheren verrotteten Zustände unverändert wieder herstellen würde.

Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit nur einzelner weniger Personen, welche die Wohlthaten der französischen Herrschaft, welche allen Volksklassen den Weg zu jedem geistigen und materiellen Fortschritte geebnet hatte, einer weisen Gesetzgebung, und einer musterhaften, gerechten Verwaltung, wie Kroatien sich ihrer niemals, weder früher noch später, zu erfreuen hatte, nach ihrem inneren Werthe zu würdigen wussten, und selbst in Hinsicht auf diese wenigen Personen beschleicht mich der Verdacht, dass auch sie erst dann zu dieser Erkenntniss gelangt seien, als diese Wohlthaten unter östreichischem Régime unwiederbringlich verloren gegangen waren.

Marschall Marmont erkannte diese Verhältnisse auf den ersten Blick, klagte oft bitter, dass Absicht und Zweck der von ihm durchgeführten, unter östreichischer Herrschaft unerreichbaren Reformen allgemein und völlig verkannt wurden, liess sich aber dadurch nicht abhalten, das materielle Wohl der unter seine Verwaltung gestellten Provinzen mit allen Kräften zu fördern, ohne nach Dank oder Undank der Bevölkerung zu fragen. Er übte ein strenges, aber unbestechlich gerechtes Regiment, verfolgte niemanden wegen feindseliger politischer Gesinnung und machte keine Märtyrer, konnte es aber nicht verhindern, dass die Bevölkerung in der französischen Regierung das vorübergehende Joch der Herrschaft eines Erbfeindes sah. Nur in der Militärgrenze, von deren besonderen Zuständen in der Folge zu sprechen Gelegenheit sein wird, war die Stimmung der Bevölkerung der französischen Regierung günstig. Der Ruhm des grossen Kaisers entzündete in diesen gebornen Soldaten einen wahren Enthusiasmus für Frankreich, so dass sie darüber in dem russischen

Feldzug von 1812 die Stamm- und Religionsverwandtschaft mit dem russischen Volke vergassen und sich an der Seite der Franzosen in allen Schlachten aufs höchste auszeichneten. Napoleon belobte sie bekanntlich in mehreren Bulletins und decorirte zahlreiche Offiziere und Soldaten auf den Schlachtfeldern mit dem Kreuze der Ehrenlegion. Ich kannte in meiner Jugend mehrere dieser Decorirten, welchen die später restaurirte östreichische Regierung zwar den in einem Feldzug gegen eine fremde Macht verdienten Orden nicht abnahm, aber doch durch lange Jahre nicht gestattete, das Kreuz zu tragen und sie im Dienste, ungeachtet ihrer militärischen Tüchtigkeit, nicht vorwärts kommen liess, sondern bei jedem Avancement systematisch überging. So kannte ich einen Hauptmann Mudrovčić, der in der Schlacht von Borodino von Napoleon selbst das Kreuz der Ehrenlegion erhielt und zum Hauptmann befördert wurde und hierauf in östreichischen Diensten volle 27 Jahre Hauptmann blieb, obgleich er sich 1831 bei der östreichischen Occupation der päpstlichen Romagna wiederholt ausgezeichnet hatte. Erst in höherem Alter avancirte er zum Stabsoffizier und starb hochbetagt als Oberst eines Grenzregiments. Ordensdecorationen waren zu jener Zeit sehr selten in Oestreich und man sah höchstens das „Kanonenkreuz“ als Erinnerung an die Feldzüge von 1813—1815 an der Brust eines höheren Offiziers. Das eigenthümliche, fünfzackige weisse Kreuz der Ehrenlegion an der Brust jenes Hauptmanns Mudrovčić, machte auf mich einen tiefen Eindruck und so oft ich den Hauptmann sah, zog ich ehrerbietig vor ihm den Hut. Diese Ehrenbezeigung eines Knaben fiel ihm auf und einmal hielt er mich an und fragte mich freundlich,

wer ich sei und warum ich ihm bei jeder Begegnung grüsse. Ich antwortete ihm, dass ich es aus Ehrerbietung thue, weil er jenes Kreuz trage, welches man nur durch eine „Heldenthat" erwerben könnte. Er antwortete mir, sichtlich befriedigt, dass gar manche unserer Landsleute das Kreuz aus der Hand des „Kaisers" erhalten hätten und er daher nicht der einzige sei. Wenn ich ihm später begegnete, streckte er mir, bevor ich noch Zeit fand ihn zu grüssen, die Hand entgegen und der Leser kann nun leicht errathen, wie stolz sich der Knabe ob dieser Herablassung eines decorirten „Helden" der grossen französischen Armee fühlte.

Ein zweiter dieser Decorirten war ein General Čolić, der an der Berezina gleichfalls von Napoleon selbst das Kreuz erhalten hatte und zum Bataillonschef befördert worden war. Auch er blieb einige zwanzig Jahre in östreichischen Diensten Major und brachte es erst später, nachdem er die prächtige kühne Strasse von der Lika aus über das Velebić-Gebirge nach Dalmatien erbaut hatte, zum General. Nebenbei möge erwähnt werden, dass Čolić der indirecte Urheber des Glückes Omer Paša's war. Čolić hatte den Feldwebel Mile Latas im Baubureau als Zeichner angestellt. Latas sollte wegen irgend eines militärischen Vergehens bestraft werden und flüchtete nach Bosnien, machte sich zum Türken unter dem Namen Omer und trat in die türkische Armee ein, in welcher er als Kalligraph, und da er ausser seiner slavischen Muttersprache auch deutsch und italienisch verstand, rasch befördert wurde. Nach einigen Jahren führte ihn der Dienst nach Konstantinopel; er wurde durch einen glücklichen Zufall — durch ein von ihm geschriebenes Schriftstück,

das dem Sultan Mahmud II. in die Hände kam — dem Sultan bekannt, der ihn zum Schreiblehrer seines Sohnes Abd-ul-Medžid ernannte. Als dieser den Thron bestieg, überhäufte er den ihm liebgewordenen Schreiblehrer mit Gunstbezeigungen; ernannte ihn bald zum Paša, zum Mušir und schliesslich zum Serdar Ekrem (Generalissimus). Da ich mit Omer Paša, als er Vezir von Bosnien wurde, vielfach in Berührung kam, werde ich später Gelegenheit haben, mich mit diesem meinen berühmt gewordenen Landsmanne mehr zu beschäftigen.

Doch zurück zu der französischen Episode Kroatiens. Neben der Administration brachten die Franzosen auch die guten und schlimmen Seiten ihrer Lebensgewohnheiten ins Land. Zunächst wurden „patriotische“ Clubs gegründet, in welche man die gebildeten Klassen der Eingeborenen zu ziehen suchte, um sie mit den Franzosen in engeren Verkehr zu bringen, auf ihre Gesinnung einzuwirken und sie möglichst zu assimiliren. Der Erfolg war jedoch ein sehr bescheidener; die französische Sprache war ausserhalb einzelner aristokratischen Familien so gut wie unbekannt, die Lebensgewohnheiten gründlich verschieden, der Berührungspunkte sehr wenige. Einige Männer von verhältnissmässig höherer Bildung, welche die Vorzüge der französischen Gesetzgebung und Verwaltung erkannten, schlossen sich den Franzosen an; aber, wie mir in meinen Jugendjahren einer dieser alten Franzosenfreunde sagte, man hatte kein rechtes Vertrauen auf die Dauer der französischen Herrschaft, man fürchtete, durch den Länder- und Völkerschacher jener Zeit belehrt, vom Anfange an, sie könnte am Ende doch vielleicht nur eine vorübergehende Episode bilden und

bei einem neuen Besitzwechsel Diejenigen compromittiren, welche sich zu eng an die Franzosen anschliessen würden, und sie den Verfolgungen und der Rache Oestreichs aussetzen.

Eben so zurückhaltend verhielt man sich gegenüber der Freimaurerei, welche die Franzosen nach Kroatien brachten, wo man sie bis dahin nicht gekannt hatte. Die angebliche, noch immer ins grösste Dunkel verhüllte Verschwörung des Kroaten Martinović (Martinuzzi), welcher des Bundes mit französischen Freimaurern und den deutschen Illuminaten und Rosenkreuzern verdächtig, der Verschwörung gegen das Leben Kaisers Franz II. zum Zwecke der Republikanisirung Ungarns beschuldigt und, wenn ich nicht irre, im Jahre 1792 in Pest hingerichtet wurde, hatte die Folge gehabt, dass man sich vor allen geheimen Gesellschaften — und zu diesen zählte man auch die Freimaurerei — fürchtete und sich daher auch von dieser fern hielt. Alsbald nach ihrem Einzug in Karlstadt gründeten die französischen Beamten und Offiziere eine Loge daselbst. Es dauerte aber Monate, bevor es den Brüdern-Maurern gelang, einige Kroaten dafür zu gewinnen. Die ersten waren der Maire von Karlstadt, Joseph Sporer, und der katholische Pfarrer von Dubovac, Nikola Hanžić, zu dessen Pfarrsprengel die Vorstädte von Karlstadt gehörten. Ich kannte beide in meiner Jugend als alte Herren. Es waren, wie schon ihr Eintritt in die Loge beweist, verständige, gebildete, freisinnige Männer, welche sich auch politisch der französischen Regierung aus Ueberzeugung furchtlos anschlossen und in ihrem Sinne auf die Bevölkerung, allerdings mit geringem Erfolg, zu wirken suchten.

Von der Aristokratie und dem Klerus durfte die französische Regierung schon desshalb nichts erwarten, weil sie deren Standes- und materielle Interessen schwer geschädigt hatte; doch gab es auch unter ihnen einzelne Franzosenfreunde; ich erinnere mich nur an den Grafen Janko Drašković, an den späteren Agramer Obergespan Nikola Zdenčaj und an einen reichen Karlstädter Kaufmann Anastas Kostić.

Graf Janko Drašković war, als Herrschaftsbesitzer an beiden Ufern der Save, sowohl östreichischer als französischer Unterthan, sujet mixte. Um es mit keinem seiner beiden Landesväter zu verderben, blieb er nicht in Kroatien, sondern zog nach Paris, wo er bis zum Ende der französischen Herrschaft über sein Vaterland blieb. In Paris führte er das flotte Leben eines reichen Garçons und daheim erzählte man sich das Märchen, dass er die rue Taitbout, wo er wohnte, mit östreichischen Maria-Theresia-Thalern pflastern liess. Das mag wohl zuerst bildlich gesagt worden sein, wurde aber buchstäblich genommen, da er in Paris einen Aufwand gemacht hatte, der den grössten Theil seines Vermögens verschlang.

Anders Herr von Zdenčaj, der als sujet mixte in Kroatien blieb, seine Güter wohl bewirthschaftete und aus seiner Vorliebe für die Franzosen kein Hehl machte. Er richtete sein Haus auf dem Fusse eines französischen Grand-Seigneurs ein und wollte sich auch mit französischer Dienerschaft umgeben. Da er aber ungeachtet der Bemühungen seiner französischen Freunde französische Domestiken nicht finden konnte, nahm er für seine kroatischen Diener einen Sprachlehrer auf, der sie in Pariser metamorphosiren sollte. Das charakteristische

grosse Sprachtalent der Slaven liess ihn hoffen, dass dies bald gelingen werde. Diese Hoffnung aber verwirklichte sich nicht so schnell wie er wünschte und er selbst pflegte einen komischen Vorfall zu erzählen, der den Misserfolg illustrirt, aber deutsch wiedergegeben leider allen Witz einbüsst.

Nachdem Zdenčaj seine Dienerschaft ins Französische umgetauft und den Diener Jurić in George, Jankić in Jean, Perić in Pierre u. s. w. verwandelt hatte und sie stets nur französisch im Hausdienste sprechen liess, glaubte er sie hinlänglich dressirt und gab am Napoleonstage ein glänzendes Diner, zu dem er die höheren französischen Beamten und Offiziere und seine Freunde einlud. Noch am Morgen hielt er mit seiner Dienerschaft eine Generalprobe der Bedienung bei Tische ab und war mit dem Ergebniss vollkommen zufrieden. Man setzte sich zu Tisch; während der ersten Gänge lief alles aufs beste ab. Möglicherweise sprachen die Diener zu viel dem guten Weine zu und vergassen darüber ihre Sprachlectionen. Als Zdenčaj bemerkte, dass einem Gaste der Teller nicht gewechselt worden war, rief er den Dienern zu: George, Jean, Pierre — aber die Unglücklichen antworteten, anstatt „Monsieur", in kroatischem Provinzialdialekt: „kè velè, njihovo gospodstvo (was sagen Ew. Gnaden). Zdenčaj ergrimmte über diese Ungeschicklichkeit und sagte halblaut zu Jean, er solle dem Gaste schnell den Teller wechseln. Jean antwortete, abermals kroatisch, George habe wohl den Teller wechseln wollen, aber der Herr habe ihm gesagt, „da si ga sam obliže" (dass er sich selbst den Teller abschlecken werde). Der unglückliche Diener nahm, durch die Confusion zweier Sprachen ver-

leitet, die Bemerkung des Gastes „bien obligé“ für das gleichlautende kroatische Wort „obliže“ und die kroatischen Gäste, deren manchem es vielleicht sehr angenehm war, Zdenčajs französisches Hauswesen lächerlich gemacht zu sehen, brachen in das unbändigste Gelächter aus, in welches auch die Franzosen einstimmten, als sie die Veranlassung erfuhren. Zdenčaj liess sich die Lehre nicht entgehen, er berief am nächsten Morgen seine Diener und sagte ihnen, dass, wer nicht bis Neujahr vollkommen französisch erlerne, sofort aus dem Dienste entlassen würde. Das wirkte: selbst wenn der Dienstherr sie kroatisch anredete, antworteten sie französisch.

Manche Gewohnheiten der Franzosen erschienen den Kroaten äusserst lächerlich und trugen zu der Ansicht bei, dass die Franzosen — die sich übrigens wohldisciplinirt zeigten und gegen die Kroaten so anständig und gut benahmen, dass zwischen ihnen und den letzteren niemals Reibungen vorkamen — kein ernstes Volk seien. Wie in ihrer Heimath, waren sie auch in Kroatien coureurs de femmes und trugen durch Einführung gewisser, nicht näher zu bezeichnender Häuser, viel zur Lockerung der sonst strengen Sitten des Volkes bei. Bald wurden diese bisher gänzlich unbekannten Häuser ausser von den Franzosen, auch von Eingeborenen besucht und zum grössten Erstaunen der Behörden vertrugen sich Franzosen und Kroaten auch auf diesem schlüpfrigen Boden so gut, dass niemals Klagen vorkamen.

Kroatien producirt viel Wein, dessen natürlich gute Qualität nur einer verständigen Kellerwirthschaft bedürfte, um vortrefflich zu werden. Von Kellerwirthschaft aber kannte weder der Grossgrundbesitzer noch der Bauer

auch nur die elementarsten Regeln. Der Wein wurde in so primitiver Weise behandelt wie etwa zur Zeit, als Kaiser Probus die ersten Reben in jenen Gegenden pflanzen liess. Gleichwohl mundete der kroatische Wein den Franzosen und da sein Preis sehr billig war, sprachen sie ihm gern zu. Die Zahl der Schänken vermehrte sich täglich, und damit auch Streitigkeiten und Raufereien unter den Soldaten. Duelle, in Kroatien bisher ganz unbekannt, kamen unter ihnen tagtäglich oder vielmehr allnächtlich vor. Den Kroaten erschien dies urkomisch, und so oft ein Trupp französischer Soldaten unter Vortragung einiger Laternen aus der Stadt auf das nächste beste Feld zum Duell hinauszog, folgte ihm eine Schaar neugieriger Eingeborner, um den ungewohnten und in ihren Augen lächerlichen Spektakel anzusehen. Sie bildeten einen weiten Kreis um die Duellanten, und da sie den Zweikampf als eine harmlose Art von militärischem Spiel ansahen, ermunterten sie die Fechter mit Beifall und Gelächter. Es scheint, dass diese Duelle in der That ziemlich harmlos waren, denn von einer tödtlichen Verwundung, die einmal vorkam, sprach man noch in späteren Jahren wie von einem grossen, einzigartigen Ereigniss. Nichts wirkte auf die Zuhörer komischer, als wenn sich die Fechter nach beendigtem Duell die Hände reichten oder umarmten und Arm in Arm, wie wenn unter ihnen nichts vorgefallen wäre, in die Kneipe zurückmarschirten, wo sie gezecht und gestritten hatten und in bester Freundschaft wieder mit einander zu zechen anfingen. „Komische Käuze, diese Franzosen," sagten die Kroaten unter sich; „da säbeln sie auf einander los, als ob sie sich in Stücke hauen wollten, und wenn das Spiel zu Ende ist, umarmen sie

sich und gehen mit einander trinken.“ Dies war den Kroaten völlig unbegreiflich und konnte bei ihnen nicht die Meinung aufkommen lassen, dass solche Menschen ernst zu nehmen seien. Aber wegen ihrer Gutmüthigkeit und Verträglichkeit gewann das Volk die Franzosen lieb, obgleich es die französische Regierung verabscheute.

* * *

Mein Vater Ignaz (als Kosename Naco oder Nacek) Stefanović und seine Schwester Katica wurden über Nacht französische Staatsbürger. Dieser Wechsel war jedoch nicht nach meines Vaters Geschmack, und zwar um so weniger, als er sofort zur Betheiligung an der vom Marschall Marmont auferlegten Zwangsanleihe mit 16,000 Franken beigezogen wurde. Dieser Aderlass an dem eben erst ererbten väterlichen Geldsäckel nahm meinen Vater alsbald gegen die Franzosenherrschaft ein und alle Liebenswürdigkeit, mit welcher ihn die französischen Behörden behandelten, vermochte ihn nicht umzustimmen. Er blieb sein Leben lang ein unversöhnlicher Franzosenfeind, und wenn ich in jugendlicher Schwärmerei für das militärische und politische Genie Napoleons dessen Politik vertheidigte und das vorschnelle Ende der französischen Herrschaft in Kroatien beklagte, flammte sein Zorn lichterloh auf und ich musste mir gefallen lassen, ein vorlauter, auf seine Büchergelehrsamkeit eingebildeter Gelbschnabel gescholten zu werden, der es sich erlaube, über Zustände zu urtheilen, die er nicht erlebt habe und nicht kenne, und obendrein ihm gegenüber, der darunter genug zu leiden hatte und sie daher mit Fug und Recht verwünsche. Gegen solche Argumente konnte ich freilich um so weniger aufkommen,

als nahezu alle Freunde meines Elternhauses den Franzosenhass meines Vaters theilten.

Da Naco Stefanović und seine Schwester Katica die einzigen Erben des ungeachtet der durch den Bankerott des Wiener Stadtbanco erlittenen Verluste noch immer bedeutenden Vermögens ihres Vaters waren, arrangirten sie sich in der Art, dass mein Vater alle ausständigen Forderungen des mit dem Tode Stefan Michailović's erloschenen Handelshauses und sämmtliche Getreidevorräthe sowie den für ihn erworbenen Gütercomplex behalten und selbst verwalten, seiner Schwester aber auf die ihr zufallende Hälfte des Gesammtvermögens bis zu ihrer Verheirathung die Zinsen zahlen, nach der Verheirathung aber ihren Vermögensantheil baar ausfolgen sollte. Der Erbvertrag war so auffällig zum Vortheile der Schwester und zum Nachtheile des Bruders gemacht, dass ich, als ich das Aktenstück später las, mir sagen musste, mein Vater möchte wohl auf der Akademie von Grosswardein gar nicht Jus studirt haben. Da meine Tante Katica nach dem Tode ihres Vaters nicht länger im Kloster bleiben wollte und doch nicht in das Haus des Bruders ziehen mochte, gab sie mein Vater ins Haus der mit den Eltern eng befreundeten, in Agram wohnenden Familie des Generals Jelačić, dessen Frau eine geborene Gräfin Narcissa Kálnoky de Köröspatak aus Siebenbürgen war. Gräfin Narcissa hatte zwei Neffen, Adam und János Kálnoky, und es ist leicht zu begreifen, dass sie sogleich die Gelegenheit wahrnahm, einem von ihnen zu einer standesgemässen, reichen Partie zu verhelfen. In meiner Tante Katica fand sie alle Eigenschaften vereinigt, die sie wünschen konnte: Jugend, Schönheit, Bildung und Reichthum.

Gräfin Narcissa liess ihren Neffen Adam aus Siebenbürgen, wo er bei Sepsi Szent-György seine Besitzungen hatte, nach Agram kommen. Die beiden jungen Leute fanden an einander Gefallen und da mein Vater gegen die Heirath seiner Schwester keinen Grund hatte, Schwierigkeiten zu erheben, wurden sie 1811 ein glückliches Paar. Bald nach der Heirath forderte meine Tante von ihrem Bruder ihren Erbantheil, weil sie mit ihrem Gatten nach Siebenbürgen reisen müsse. Mein Vater antwortete ihr, dass sich ein so bedeutendes Vermögen nicht im Handumdrehen liquidiren lasse, namentlich nicht in so sturmvoller Zeit, wie sie damals war, und versprach ihr die Zahlung ratenweise in möglichst kurzer Zeit. Aber Tante Katica, und noch mehr ihr Gemahl, bestanden wie Shylock auf ihrem Schein, dem Erbvertrag, und drohten mit Klage. Zu diesem Skandal wollte es mein Vater nicht kommen lassen und zog es vor, die Angelegenheit durch einen gemeinsam gewählten Schiedsrichter zum Austrag zu bringen. Der Schiedsspruch lautete, dass mein Vater auf Grund des Erbvertrages verpflichtet sei, seiner Schwester ihren Vermögensantheil binnen sechs Wochen zu zahlen. Mein Vater fügte sich, zähneknirschend, in das Unvermeidliche und brachte durch unglaubliche Opfer 218,000 Gulden in Gold für sie auf. Tante Katica und ihr Mann reisten aber nicht nach Siebenbürgen ab, sondern blieben noch länger als ein Jahr in Agram. Jeder Verkehr zwischen Bruder und Schwester wurde in Folge dieses herzlosen Vorgehens der letzteren abgebrochen und sie sahen sich erst nach zwanzig Jahren wieder.

Naco Stefanović war, wie sein Bruder Joso, in seiner Jugend ein Mann von ungewöhnlicher Schönheit:

gross, schlank, elegant, das Gesicht regelmässig, von gesunder Farbe, mit einem Ausdruck himmlischer Milde und Herzensgüte. Im späteren Alter veränderten sich seine Züge und er glich dem von Lenbach gemalten Portrait des Fürsten Bismarck in der Berliner Nationalgallerie so sehr, dass, als ich 1873 dies Bildniss sah, ich davor wie gebannt blieb und mir Thränen in die Augen traten. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass er den Frauen gefiel, und es war nur natürlich, dass auch er an ihnen Gefallen fand. Seine Freunde, denen er als Nebenbuhler gefährlich schien, redeten ihm zu, er möge heirathen; obwohl er aber stets antwortete, ihm, bevor das Trauerjahr um den Vater zu Ende gehe, vom Heirathen nicht zu reden, sah er sich doch nach einer Frau um.

Ich erwähnte oben eines persönlichen und Geschäftsfreundes meines Grossvaters und des Töchterchens des ersteren, welches öfters im Busentuche grosse Geldsummen hin und her zu bringen hatte. Ihr Vater Michail Janković Stipić starb ein Jahr vor dem Tode meines Grossvaters und hinterliess eben diese Tochter, Josephine, und einen viel jüngeren Sohn. Die Mutter gab der Tochter eine für jene Zeit vorzügliche Erziehung; ihre Gouvernante wurde später Directrice des Institutes für Offizierstöchter in Hernals bei Wien. Das Mädchen war eine Schönheit ersten Ranges, herzensgut, und nach damaligen Ansichten hochgebildet: Josephine las und sprach lateinisch und etwas deutsch, dagegen französisch correct und elegant und spielte Piano geläufig und geschmackvoll, überdies war sie reich und daher in jeder Beziehung eine wünschenswerthe Partie.

Da ihr väterliches Haus eines der grössten in Karl-

stadt war, wurde bei der französischen Occupation in demselben eine grosse Wohnung für den Intendanten, einen Marquis de Contades, requirirt. Diesen schilderte meine Mutter als einen noch jungen, schönen und eleganten Mann von den besten Umgangsformen und dabei von beinahe mädchenhafter Bescheidenheit. Kaum hatte er die damals erst zwölfjährige aber früh entwickelte Haustochter gesehen, verliebte er sich in sie und nach einigen Monaten hielt er um ihre Hand an. Die Mutter liess ihm begreiflich machen, dass das Mädchen erst 12 Jahre alt und mithin nicht heirathsfähig sei. Er nahm dies für eine leere Ausflucht, da das Mädchen mindestens 16 Jahre alt schien. Erst als er sich dessen Taufschein verschaffte, glaubte er der Mutter und versprach zu warten bis sie 14 Jahre erreicht haben würde. Der Heirathsantrag des Intendanten wurde bald stadtbekannt, und vielleicht war es eben die Folge dieses Umstandes, dass mein Vater seine Augen auf sie warf. Ihre Mutter gab ihm dieselbe Antwort, welche sie dem Marquis de Contades gegeben, der Vormund aber legte ein förmliches Veto auch gegen eine spätere Heirath mit meinem Vater ein, da er ihn für einen leichtsinnigen und verschwenderischen jungen Herrn hielt, dem er seine Mündel nicht anvertrauen könne. Von dem Uebermuth und der Verschwendungssucht meines Vaters cursirten in der That die seltsamsten Märchen, welche der Vormund für baare Münze nahm. So erzählte man sich, dass mein Vater mit einigen jungen Männern der Jeunesse dorée gewettet hatte, dass er zu Pferde in das grösste Café sprengen und auf den Billards von dem Pferde Pirouetten werde ausführen lassen. Dies geschah unter dem Zudrange einer grossen Menge Neugieriger. Wie

nicht anders möglich, wurden drei Billards zertrümmert und mein Vater soll dem Cafétier 3000 Franken als Entschädigung bezahlt haben. Ebenso erzählte man sich, dass mein Vater im Café seine Tabakspfeife mit Tausendgulden-Bancozetteln anzuzünden pflegte. Dies mag wohl geschehen sein, aber die in der Kasse meines Grossvaters verbliebenen Bancozettel waren ja seit dem Bankerott von 1808 gänzlich werthlos geworden und galten nicht mehr als jedes andere Stückchen bedruckten Papiers. Uebrigens nach weiteren 25—30 Jahren pflegten auch mein Bruder Stefan und ich uns mit solchen werthlosen Tausend- und Hundertgulden-Bancozetteln die Pfeifen anzuzünden.

Mein Vater liess sich weder durch die Antwort der Mutter, noch durch den Einspruch des Vormundes beirren und hatte dabei den Vortheil, dass er das Mädchen zur Verbündeten hatte. Die Liebenswürdigkeit des Marquis de Contades hielt nicht stand gegen den weniger galanten, aber jüngeren und schöneren Landsmann, der, um sich den Marquis möglichst rasch vom Halse zu schaffen, auf baldige Heirath drang und es am Ende durchsetzte, dass diese am 25. März 1811 stattfand, obgleich meine Mutter das 14. Lebensjahr noch nicht erreicht hatte. Dem biederen Vormund gewann er die Zustimmung dadurch ab, dass er das gesammte Vermögen meiner Mutter in seiner Verwaltung beliess.

Nach den Normen des Code Napoléon fand die Trauung erst beim Civilstandesamte statt. Als Standesbeamter fungirte der Maire, Joseph Sporer, der als Freund beider Familien die Trauung des schönen Brautpaares persönlich vornehmen wollte und, wie meine Mutter mir später erzählte, mit der breiten tricoloren Amtsschärpe umgürtet,

eine höchst würdevolle Figur machte. Bemerkenswerth ist, dass der Klerus, obgleich der französischen Herrschaft abgeneigt, nicht, wie später in anderen Ländern, Opposition gegen die Civilehe machte. Die kirchliche Trauung fand, da es Fastenzeit war, im Hause der Braut statt und wurde von dem schon genannten franzosenfreundlichen Pfarrer Hanžić vollzogen. Am Hochzeitsmahl sollen mehr als hundert Personen theilgenommen haben.

Der Marquis de Contades, der die Vorbereitungen zur Hochzeit mit ansehen musste, benahm sich als vollendeter Gentleman; nicht nur beglückwünschte er das Brautpaar, sondern er erwies sich während der weiteren drei Jahre seines Verbleibens in Karlstadt meinen Eltern gegenüber stets als treuer und ergebener Freund, was als Beweis eines vortrefflichen, ehrenhaften Charakters gelten darf. Ich werde im weiteren Verlauf meiner Erzählung Anlass haben, auf den Marquis de Contades zurückzukommen.

Das junge, schöne, reiche Paar verlebte die Zeit der französischen Herrschaft in Saus und Braus. Karlstadt war „Chef-lieu de Canton" und mithin der Sitz der Verwaltungs-, Justiz-, Finanz- und Militärbehörden. So wenig alle diese meinem Vater gefielen, musste man dennoch mit ihnen auf gutem Fusse leben. Auf dem Lande zu wohnen, fiel meinen Eltern gar nicht ein. Sie blieben in der Stadt und brachten mitunter einige Tage auf dem Gute Vodostaje zu, welches an der Mündung des Koranaflusses in die Kupa liegt und zu Wagen auf bodenlosem Fahrwege in Dreiviertelstunden, zu Fuss aber auf verkürztem, nicht fahrbarem Wege in 20 Minuten von Karlstadt zu erreichen ist. Im Herbst ging man nach den fünf Wegstunden von

Karlstadt entfernten grossen Weinbergen auf Novaković-Gora bei Krašić auf einige Wochen zur Weinlese, unterhielt sich da in Gesellschaft der Nachbarn und sonstiger Gäste und kehrte in der Regel bald nach dem Feste Allerheiligen in die Stadt zurück.

Mein Vater überliess die Bewirthschaftung der Güter einem natürlichen Bruder, den ich später unter dem Namen Mikuljan kannte, und meine Mutter übertrug die ganze Hauswirthschaft in der Stadt ihrer ehemaligen Amme Kata, welche ich noch kannte und wie eine Grossmutter liebte. Die Geburt des ersten Sohnes meiner Eltern im December 1811 änderte darin nichts; meine Mutter säugte und erzog ihn nach den Geboten J. J. Rousseau's und liess sich als reizende Amme ihres Kindes von aller Welt lobpreisen und bewundern. Ein bedeutender französischer Maler, Neugas, den Marschall Marmont sich nach „Illyrien“ kommen liess, malte meine Mutter, ihr Kind säugend, und setzte darunter galant die Unterschrift „la plus belle des mères que j'aie eu le bonheur de voir“. Das schöne Bild machte in der kleinen Stadt das ausserordentlichste Aufsehen; jeder wollte es sehen und der Neid anderer schöner junger Frauen erfand die Mär, dass meine Mutter die dick aufgetragene Schmeichelei dem Maler mit hundert Napoleon d'or bezahlt habe, während der Künstler thatsächlich jedes Honorar abgelehnt hatte, weil er das gelungene Bild für sich behielt. Da er auch nach dem Abgang der Franzosen in Kroatien blieb und nach und nach beinahe die sämmtliche Aristokratie Kroatiens porträtirte, malte er im Jahre 1816 auch meinen Vater und meine Mutter und diese beiden Porträts blieben in unserem Hause, bis 1867 ein grosser Brand das Elternhaus mit allem, was sich darin

befand, zerstörte. Das Bild meines Vaters war nicht besonders gelungen; man sagte, dass Monsieur Neugas mit Männerporträts kein Glück hatte. Besser und schöner war das Brustbild meiner Mutter im Costume Empire, in weissem Kleid mit kürzestem Leib, decolletirt, über die linke Schulter einen rothen Shawl mit zartgemusterter farbiger Bordure leicht hingeworfen; die dunkelblonden Haare umrahmten in langen Locken à la Madame de Staël das edle und liebliche Gesicht. Ich gestehe, dass ich meine Mutter im Leben weit schöner und anmuthiger fand, als in diesem Bilde; aber da alle Welt das Bild anstaunte und in Hyperbeln lobte, musste ich stillschweigen und durfte nur im Geheimen meiner Mutter sagen: „Obwohl Du jetzt zwanzig Jahre älter, bist Du doch noch immer schöner als Dein Porträt. Es ist ein wahres Unglück, dass der Maler Dich nicht mit meinen Augen sehen konnte". Bei solchen kindlichen Liebeserklärungen verschloss sie mir den Mund mit Küssen und pflegte zu sagen: „Wie kannst Du über das Porträt urtheilen, da Du mich damals nicht sehen konntest und da Du doch selbst keines malen kannst? Mir kommt es auch vor, dass ich nicht ganz getroffen bin, da aber Alle sagten, es sei schön und wohl getroffen, musste ich stillschweigen, um mich nicht der Nachrede auszusetzen, dass ich mir einbilde, schöner zu sein als im Bilde".

* * *

Die französische Herrschaft hatte genau vier Jahre gedauert. Im Oktober 1813 erhielten die Franzosen den Befehl zum Abzug. Die Vorbereitungen dazu wurden so geheim betrieben, dass die Bevölkerung keine Ahnung davon

hatte. Da es damals im Lande keine Zeitungen und nur höchst primitiven Postverkehr gab, wusste man im Publikum weder von der Schlacht bei Leipzig noch von deren für die Franzosen so verhängnissvollem Ausgang, und letztere fürchteten, wohl mit Unrecht, Feindseligkeiten von Seiten des Volkes. Die französischen Behörden und Truppen verliessen die Stadt während der Nacht in aller Stille. Am nächsten Morgen wunderte man sich, keine Franzosen zu sehen und erfuhr erst durch eine Kundmachung des Maire's, dass die französische Herrschaft aufgehört habe und dass das Land unter die väterliche Regierung Oestreichs zurückgekehrt sei. Die Ursache dieser Wandlung erfuhr das Volk erst nach einigen Tagen. Die Freude darüber soll zwar allgemein, aber nicht gerade stürmisch gewesen sein. Man grollte den Franzosen, dass sie nicht mit klingendem Spiel wie in Parade bei hellem Tage abgezogen, sondern wie Diebe bei Nacht und Nebel davongegangen seien, und dieser Groll machte sich dadurch Luft, dass die Amtsschilder mit dem französischen Adler von den Amtsgebäuden herabgerissen und zertrümmert wurden und dass man in die in der östreichischen Artilleriekaserne errichtete Freimaurer-Loge eindrang und deren Decoration und die Ordensembleme unter schallendem Gelächter zu den Fenstern herauswarf und auf dem Platze verbrannte. Der Maire Sporer, welcher im letzten Jahre Meister vom Stuhl gewesen war, wagte es nicht, den Unfug zu verhindern: wusste er doch, dass die östreichische Regierung die Freimaurerei nicht dulden würde.

Adel und Klerus bejubelten das Ende der französischen Herrschaft und erwarteten, dass Oestreich einfach den Status quo ante in dem zurückerlangten Gebiete

Kroatiens, die ungarische Gesetzgebung und Verwaltung, an die, gut oder schlecht, wie sie sein mochte, man gewöhnt war, wiederherstellen werde. Anstatt dessen schuf Oestreich daselbst ein „Provisorium“, welches darin bestand, dass jenes Gebiet zu dem neuen, aus Kärnten, Krain, dem Küstenlande mit Triest und aus Istrien gebildeten „Königreich Illyrien“ geschlagen wurde. In diesem neuen Königreich wurde die früher bestandene absolutistische Verwaltung der sogenannten „östreichischen Erbländer“ wieder eingeführt, eine Verwaltung, die schwerfälliger, pedantischer und chicanöser war als die französische, und die Autonomie der Municipien, wie sie nach der ungarischen Verfassung bestand, gar nicht kannte, dagegen aber die der ungarischen Verfassung gänzlich unbekannten Stempel- und Registrirungstaxen und das Tabak- und Salzmonopol zur unerfreulichsten Begleitung hatte. Das Volk schrie: „Wenn man uns nicht so leben lassen will, wie wir früher gelebt hatten, war es unnütz, die Franzosen fortziehen zu lassen“. In vielen Bezirken rebellirte die Bauerschaft, riss die den östreichischen Doppeladler tragenden Schilder von den Amtslokalen und Tabakläden herunter und verbrannte sie und vertrieb die kaiserlichen Beamten. Selbstverständlich wurde Militär zur Herstellung der Ruhe aufgeboten nnd wurden die Rebellen „standrechtlich“ behandelt, das heisst, an Ort und Stelle von einem improvisirten Gericht summarisch und ohne Appell zum Tode auf dem Galgen oder zu schweren Kerkerstrafen verurtheilt. Der Adel und die Bürgerschaft murrten auch, verhielten sich aber ruhig und hofften, dass das „Provisorium“ nicht lange dauern werde. Nur der Klerus rieb sich stillvergnügt die Hände, denn wie auch regiert

würde, blieb er doch unter östreichischer Herrschaft immer der meistbegünstigte Stand und konnte ruhig zusehen.

Zum Gouverneur von „Illyrisch-Kroatien" wurde ein General, Baron Gjurković, ernannt, der mir als ein verständiger und wohlwollender alter Mann geschildert wurde. Unter seinem Commando standen in Karlstadt ein Divisions- und ein Brigadegeneral, der Oberst des slunjer Grenzregiments nebst allen militärisch-bureaukratischen Aemtern. In Karlstadt wurde für die Civilverwaltung ein Kreisamt eingesetzt, dessen Chef ein alter östreichischer Bureaukrat, Flugk von Leidenkron, war; ferner ein Kreisgericht und eine Finanz-Intendanz mit allen dazu gehörenden Aemtern: Kassen- und Steueramt, Stempelamt, Registeramt, Tabakverwaltung, Salzamt, Zollamt u. s. w. Ein grosser Theil der in der kleinen Stadt liegenden Häuser war mit dem Doppeladlerschild decorirt, bei dessen Anblick die Bauern im Vorübergehen die Fäuste ballten und Verwünschungen murmelten. Ein Bauer, der zufällig bei der Aufstellung eines Amtsschildes mit dem östreichischen Doppeladler gegenwärtig war, rief aus: „Der französische Adler hatte nur einen Schnabel, wieviel wird nun diese Bestie mit zwei Schnäbeln fressen!" Der nicht üble Witz kam ihm theuer zu stehen.

Da nach der ungarischen Verfassung die Verwaltung der autonomen Municipien — Gemeinden und Comitate — von selbstgewählten Beamten geführt wurde, kannte man in Kroatien keine Bureaukratie, keine ständige Beamtenschaft als Kaste. Dass es in der Welt etwas Derartiges gebe, sah man erst, als die Franzosen ins Land gekommen waren; da die Franzosen aber nur die Chefs der Ver-

waltung und Justiz waren, die übrigen Stellen aber mit Eingebornen besetzt hatten, konnte die französische Bureaukratie nicht zahlreich sein und fiel dem Volke nicht auf, da es bei den Aemtern, mit denen es in unmittelbare Berührung kam, stets seine Landsleute als Beamte fand, mit denen es in seiner Sprache sprechen konnte.

Anders bei der östreichischen Verwaltung, die ein Apparat von unvergleichlicher Complicirtheit und Schwerfälligkeit war, den natürlich nur eine zahlreiche, dazu dressirte Beamtenschaft in Bewegung setzen und in Bewegung erhalten konnte. Für eine solche Beamtenschaft fehlte aber in Kroatien das nothwendige Menschenmaterial. Die östreichische Regierung beargwohnte jene Eingebornen, welche unter Frankreich öffentliche Dienste angenommen hatten, und mochte sie nicht anstellen; diese aber waren doch die einzigen Personen im Lande, welche sich einige administrative Routine zu eigen gemacht hatten. Ueberdies verstanden die wenigsten unter ihnen deutsch, während doch, wie in sämmtlichen „k. k. Erbländern", auch hier in deutscher Sprache amtirt werden musste, obgleich das Volk sie nicht verstand. Es erübrigte daher kein anderes Mittel, als Beamte aus den „k. k. Erbländern" nach Kroatien zu importiren. Da sie mit dem Volke, welches nicht deutsch verstand, zu thun hatten, recrutirte man sie aus den slavisch-deutschen Provinzen, vorzugsweise aber aus den Nachbarländern Krain und Steiermark, wo slovenisch gesprochen wird, so dass sie sich leicht mit der kroatisch-serbischen Bevölkerung verständigen konnten. Man nannte alle Ankömmlinge ohne Unterschied ihrer Nationalität einfach Kranjci (Krainer), weil diese unter den neuen Beamten die zahlreichsten waren, das Wort Kranjac wurde

und blieb ein Synonym des Wortes „Beamter“ und mithin ein Gegenstand der Abneigung des Volkes, wie wenn sie an dem unleidlichen Verwaltungsmechanismus persönlich die Schuld getragen hätten.

* * *

Die politischen und socialen Bacchanalien des Wiener Congresses fanden wie überall in Oestreich so auch in Kroatien ein lautes Echo und eine ins Provinziale ungeschickt übersetzte karikirte Nachahmung. So wie am Congress, wurde auch hier Jérôme Napoléons „morken wieder lustik“ die Parole der sogenannten gebildeten Klassen: alles stürzte sich kopfüber in ein Meer von Vergnügungen, gleich als ob man nach den Leiden einer langen Kerkerhaft die Freiheit wieder erlangt hätte und sie nach Herzenslust geniessen wollte. Da wurden unter Gutsnachbarn Vergnügungspartien arrangirt, bei denen zehn und mehr Familien zusammenkamen, und nachdem man sich drei oder vier Tage lang bei einem Nachbar belustigt, getanzt und gezecht hatte, zog man zu dem nächsten, wo sich dasselbe wiederholte, und so der Reihe nach bis man wieder zu dem ersten Gastfreund zurückkehrte, so lange es noch da etwas zu zehren gab. Nachdem der Turnus bei den Nachbarn zu Ende war, lud man sich auch bei entfernten Freunden ein und zog mit der ganzen Familie mit Wagen und Pferden und Dienerschaft von einem zum anderen, bis der Winter mit Regengüssen und Schnee die stets sehr schlecht gehaltenen Strassen völlig unfahrbar machte. Wie bei allen slavischen Völkern gilt auch bei den Kroaten und Serben die Gastfreundschaft nicht bloss für eine Tugend, sondern geradezu für

eine moralische Pflicht, der sich niemand entziehen darf. Dass aber hier ein wahrhafter Missbrauch der Gastfreundschaft vorliege und bei diesen Vergnügungsbesuchen die Bewirthung von 50 und 60 Personen mit 30 und 40 Pferden die Gastfreunde für ein ganzes Jahr ruinire, scheint gar niemand bedacht zu haben. Man wollte sich eben austoben und überliess das Nachdenken der Zukunft. Auch an die moralischen Nachtheile dieses Zusammenströmens vieler Menschen in mehr oder weniger beschränkten Wohnräumen dachte niemand. Man bettete 8 bis 10 Personen in einer Stube, die Frauen und Kinder zusammen, und wenn für die Männer kein Raum mehr vorhanden war, quartierte man sie auf den benachbarten Bauernhöfen oder in Scheunen ein. Nachdem sich nach dem Tanze und dem Abendessen die Frauen zurückgezogen, zechten die Männer und spielten Karten, und nachdem sie nichts mehr anzufangen wussten, schritten sie in der letzten Nacht vor der Abreise zu einem von irgend einem Wüstling erfundenen und rasch in Aufnahme gekommenen schändlichen Spiel: die berauschten Männer loosten um die Frauen, mit denen sie die Nacht zubringen sollten. Man forschte die Dienstleute aus, in welchem Zimmer und in welchen Betten die einzelnen Frauen schliefen. Dann wurden die Namen der einzelnen Frauen mit diesen Angaben auf Zettel geschrieben, diese Zettel in einen Hut geworfen und gemischt, und jeder der Anwesenden zog einen Zettel heraus, der ihm für die Nacht eine Gefährtin improvisirte. Hierauf schlichen sie sich barfuss in die Frauengemächer. Wenn eine der Frauen den schmählichen Verrath erkannte und Lärm machte, stürzten die eingedrungenen Männer rasch aus dem Zimmer und blieben

unerkannt, da es damals noch keine Zündhölzchen gab und man nicht anders Licht machen konnte, als indem man mit den Funken eines Feuersteines einen Schwefelfaden anzündete, eine Operation, die ebenso lästig als langsam war und daher möglichst vermieden wurde. Merkwürdigerweise kam es bei diesem der Wilden Centralafrikas würdigen schnöden Spiel mit Ehre, Würde und Zucht dennoch nicht zu öffentlichen Scandalen; einer meiner Verwandten, welcher in seiner Jugend auch an diesem Weibertausch reichlich Antheil genommen, sagte mir in späteren Jahren, als wir von dieser Zuchtlosigkeit sprachen, mit der grössten Unbefangenheit: „Was willst Du, es war eine tolle Zeit! Da wir beinahe alle Hörner trugen und dabei keiner erfuhr, wer von uns ihn damit gekrönt hatte, war es das klügste zu schweigen. Hätten wir uns alle etwa wie die närrischen Franzosen schlagen und gegenseitig niedersäbeln sollen? Was nun einmal geschehen war, konnte man doch nicht ungeschehen machen. Und wenn die Frauen keinen Lärm schlugen, musste man annehmen, dass sie mit den unerkannten Bettgenossen zufrieden waren“.

Als der Winter kam und diesen Besuchtournées ein Ende machte, zog man in die Stadt und suchte sich hier zu unterhalten. Auch in Karlstadt gab es da den Winter hindurch deutsches Schauspiel und italienische Oper. In ersterem herrschten Kotzebue, Iffland und Collin, in der letzteren Rossini, Cimarosa, Boieldieu. Namentlich entzückte Rossini mit seinen berückenden Melodien. Ein Theatergebäude gab es in Karlstadt noch nicht; es wurde in einem mässig grossen Tanzsaale des dortigen ersten Gasthofes gespielt. Logen oder Gallerien waren nicht

vorhanden. Im Parterre nahmen die obersten Civilbeamten und die Generale die erste Reihe der Sitze ein, in den weiteren Reihen sassen die Frauen — Mädchen besuchten das Theater nicht — und hinter den Sitzen standen die Männer in Reihe und Glied. Während des Carnevals gaben „die Spitzen der Behörden" offizielle Bälle, und ausser diesen gab es wenigstens zweimal wöchentlich öffentliche Bälle. Mit dem Schlag von 12 Uhr nachts am Faschingsdienstag musste die Musik verstummen und der Tanz aufhören. Während der Fastenzeit waren bei wohlhabenden Familien Abendgesellschaften üblich, zu denen man die Freunde und Bekannten und zur Erhöhung des Lustres des Hauses „die Spitzen der Behörden" einlud. Musik zu machen war erlaubt, das Tanzen aber nicht gestattet. Möglichst bald nach Ostern zog man aufs Land, und ging allenfalls auch in eines der vortrefflichen, aber höchst primitiv eingerichteten heilkräftigen Bäder Kroatiens oder der Steiermark und begann in der zweiten Hälfte des August wieder die hergebrachte Besuchstournée.

Es muss dies wohl eine „tolle Zeit" gewesen sein, in welcher den Menschen jede Fähigkeit zu ernstem Denken und ernster Arbeit abhanden gekommen zu sein schien. Der östreichische grosse Staatsbankrott vom Jahre 1811 scheint merkwürdigerweise diese stets lustige und leichtsinnige Generation gar nicht berührt zu haben. Allerdings war es kaum jemandem im Lande in den Sinn gekommen, sein Vermögen oder auch nur einen Theil desselben in Staatsschuldpapieren anzulegen, einestheils, weil grösseres flüssiges Kapital gar nicht vorhanden war und anderntheils, weil nach dem Bankrott des „Wiener Stadt-

banco" im Jahre 1808 niemand mehr an die Ehrenhaftigkeit der östreichischen Regierung glaubte noch Vertrauen auf den Staat setzte.

Inzwischen ging, wie es nicht anders sein konnte, die Landwirthschaft und der Handel — eine entwickelte Industrie hatte niemals im Lande bestanden — immer mehr zurück, und als im Jahre 1817 die schreckliche allgemeine Hungersnoth ausbrach, wurde die Verarmung eine allgemeine. Der Wucher kam zu höchster Blüthe und richtete namentlich die Grundbesitzer vollständig zu Grunde — wie seinerzeit in Polen. Um sich über dem Wasser zu erhalten, nahmen sie nominell zu 10 und 12 Procent Geld auf und da sie die Schulden nicht mit Baargeld zurückzahlen konnten, zahlten sie in Naturalien — Wein, Getreide, Pflaumen (zum Branntweinbrennen), Heu, Bau- und Brennholz — welche ihre Gläubiger ihnen zu wahren Spottpreisen abkauften, wodurch sich die Zinsen auf 30 und 40 Procent erhöhten. Oder die Grundbesitzer suchten sich dadurch zu helfen, dass sie einen Theil ihres Allodialbesitzes oder ihrer Unterthanen mit Haus und Grundstücken verpfändeten, so dass manchem Gutsbesitzer, welcher 50 und mehr Unterthanenhäuser besessen hatte, am Ende nur 5 oder 6 übrig blieben, mit denen er ausser Stande war, sein Gut zu bewirthschaften und daher gänzlich verarmen musste.

Das Jahr 1817 mit seiner Hungersnoth und dem erneuerten Staatsbankerott musste nothwendig die Menschen ernüchtern und dem gedankenlosen lustigen Leben der letzten drei Jahre ein trauriges Ende bereiten. Für die Meisten aber war es schon zu spät. Die Wenigen, die sich aus dem allgemeinen Schiffbruch retteten, waren



auch zur grössten Einschränkung ihrer Bedürfnisse genöthigt und zogen sich auf ihre Landsitze zurück. Unter diesen waren auch meine Eltern.

Mein Grossvater besass auf seinem Gute zwar alle nothwendigen Wirthschaftsgebäude, aber nur ein kleines einstöckiges Wohnhaus, welchem man bloss aus Höflichkeit den üblichen Namen Curia nobilis (Edelhof) geben konnte. Das Haus bestand aus drei Zimmern, einer Küche und einer Vorrathskammer und wurde von dem Halbbruder und Verwalter meines Vaters, Mikuljan, bewohnt, da mein Grossvater durch seine Geschäfte an die Stadt gefesselt war und sehr selten auf einen Tag nach Vodostaje zu kommen pflegte. Um da auszuruhen, genügte ihm das Häuschen um so mehr, als er Wittwer war, seine Söhne in Ungarn studierten und seine Tochter nach damaliger Sitte im Kloster der Ursulinerinnen in Graz in der Steiermark erzogen wurde. Nachdem mein Vater geheirathet hatte, reichte das Häuschen nicht mehr aus, und er beschloss, eine neue Curia zu bauen. Aber zwischen Entschluss und Ausführung verflossen einige Jahre und der neue, gleichfalls bescheidene Edelsitz wurde, wie eine lateinische Inschrift es besagt, erst im Jahre 1818 vollendet. Es war ein solider zweistöckiger Bau von grosser Einfachheit, doch nicht ungefällig, nach allen vier Seiten freistehend. Im Erdgeschosse waren drei grosse Zimmer, ein Keller und eine Vorrathskammer, im oberen Stockwerke eine grosse Vorhalle, vier Zimmer und die Küche. Die Zimmer waren sehr hoch, hell und luftig, und hatten Dielenboden. Die Aussicht war aus allen Zimmern weit und schön, in der Ferne von nicht hohen Bergen begrenzt, über welche hinaus man den hohen dreikuppigen Klek bei

gutem Wetter in bläulichem Duft sah. Dieser Berg war für jenen Theil Kroatiens, was der Brocken im Harzgebirge für Deutschland, der Tummelplatz von Hexen und bösen Geistern, zugleich aber auch der allgemein anerkannte Wetterprophet. Sein Gipfel ähnelt einem horizontal liegenden Profil des menschlichen Antlitzes mit Stirne, Nase, Mund und Kinn. Wenn man nun dieses Antlitz deutlich sehen konnte, wenn nämlich die den Berg umgebende Luft klar war, zeigte dies ein anhaltend schönes Wetter an; wenn man nicht das ganze Antlitz erkennen konnte oder gar wenn der ganze Berg in Nebel gehüllt war, folgte anhaltendes Regen- oder Schneewetter. In meiner Kindheit war ich gewohnt, sobald ich des Morgens aufgestanden war, ans Fenster zu treten und nach diesem Orakel auszusehen; man weiss ja, wie unangenehm auf dem Lande ein andauerndes Regenwetter ist.

Die neue Curia gefiel meiner an das Stadtleben gewohnten Mutter als etwas Neues im Leben so gut, dass meine Eltern von da ab Frühjahr und Sommer daselbst, und im Herbst in unseren grossen Weingärten in Novaković-Gora zu wohnen pflegten. Mein Bruder wurde in Karlstadt in die Schule geschickt und bei einer befreundeten Familie in Kost gegeben.

Die complicirte östreichische Verwaltung veranlasste den Adel und die Bürgerschaft, wiederholt um die Wiedereinverleibung des südlich der Save gelegenen Gebietes von Kroatien mit dem Stammlande, das heisst, um die Wiederherstellung der zwar eben so schlechten, aber weniger chicanösen und unvergleichlich wohlfeileren ungarischen Verwaltung zu petitioniren. Diese Petitionen wurden auch von Seiten Ungarns warm unterstützt, fanden aber „Aller-

höchsten Ortes“ doch kein Gehör. Als im Jahre 1819 Kaiser Franz I. seine Monarchie bereiste und auch Kroatien besuchte, versprach er die Wiedervereinigung. Aber erst im Jahre 1822, als die Berufung des ungarischen Reichstages nicht länger aufzuschieben war und heftige Debatten und Remonstrationen von demselben befürchtet wurden, geruhte man in Wien das „Provisorium“ aufzuheben, die „krainerische“ Verwaltung aufzulösen und jenes Gebiet mit dem übrigen Kroatien wieder zu vereinigen. Wäre dies gleich nach dem Abzug der Franzosen im Jahre 1814 geschehen, so wäre die Maassregel ohne Zweifel als eine Wohlthat mit Freude und Dankbarkeit aufgenommen worden, jetzt aber wurde sie als durch den Zwang der Umstände erpresst angesehen und erregte nur eine verhältnissmässig geringe Befriedigung. Die ungarische Comitats- und Municipalverwaltung wurde auch da eingeführt und alle Verhältnisse auf den Status quo vor der französischen Occupation gebracht.

* * *

War man nun auch die „krainerische“ Beamtenschaft losgeworden, so erhielten sich doch noch längere Zeit manche der von ihr ins Land importirten Lebensgewohnheiten und Umgangsformen. Ihre Bildung bestand in der Dressur für ihr Amt, und ihre gesellschaftlichen Manieren in der zu einer Karrikatur gewordenen Nachahmung der in Wien üblichen, denn Wien war für diese kleine Welt, was Paris für Europa war. Auch in der Sprache äfften die Herren und Damen der Beamtenschaft und des Militärs, so gut sie es eben vermochten, den Wiener Volksdialekt nach. Ein österreichischer General, Mazzuchelli, von Ge-

burt ein Italiener, radebrechte die deutsche Sprache mit wahrer Grausamkeit, und wollte mit Niemand anders als deutsch sprechen. Er pflegte zu sagen: „Wir dienen einer daitze Kaiser, darum ist unser Sprack daitz, wie von unser Kaiser, und ist Schand, anders sprecken als daitz". Und so wie er dachten auch die Beamten, und wer mit ihnen sprechen wollte, musste, wohl oder übel, auch deutsch sprechen. Man kann sich denken, dass es nicht die Sprache Goethe's, Schiller's oder Lessing's war, aber man musste sich zu helfen wissen.

In Kroatien war die deutsche Sprache bis dahin nur wenigen Höhergebildeten bekannt. Die Männer sprachen unter sich kroatisch oder auch lateinisch — letzteres freilich in einer Weise, dass Cicero und Livius es sicherlich nicht als ihre Muttersprache erkannt hätten; die Frauen sprachen und schrieben kroatisch und sehr viele auch lateinisch. Jetzt lernte man in aller Hast deutsch, um nicht in Gesellschaft bei dem Gouverneur, Kreishauptmann, General u. s. w. schlechte Figur zu machen. Man erzählte sich von einer für gebildet gelten wollenden Dame, dass sie, nach ihrer Lieblingslektüre befragt, antwortete: „Meine Lieblingsauditoren sind Krotzenburger, Lafortun und Freschler" — was zu bedeuten hätte: „Kotzebue, Lafontaine und Fessler".

Dass man in Kroatien deutsch lernte, brachte wohl keinen Schaden und in dieser Beziehung soll kein Tadel gegen die „krainerischen" Beamten ausgesprochen werden. Aber sie brachten ein anderes, bisher unbekanntes, demoralisirendes Element in die kroatische Gesellschaft: eine grenzenlose Servilität der Gesinnung und eine wahrhaft hündische Kriecherei gegen höhergestellte Personen. Dass

in einem absolutistisch regierten Staat, wie es damals Oestreich war, in einer politisch völlig rechtlosen und von der Willkür und Laune des jeweiligen Chefs abhängigen Menschenklasse, wie es die „krainerische“ Beamtenschaft war, ein mannhafter Charakter, Freisinn und Freimuth, unabhängige Gesinnung nicht aufkommen konnten, weil sie das Individuum steter Verfolgung, Quälerei und Zurücksetzung und schwereren Disciplinarstrafen bis zum Verluste des Amtes ausgesetzt hätten, war billig von Menschen nicht zu verlangen, welche der Regierung, mit wenigen Ausnahmen, nur um des lieben Brotes willen dienten und dieses nicht aufs Spiel zu setzen wagen konnten. Die politische Spionage war ein unverrückbarer Grundsatz des vormärzlichen Regierungssystems in Oestreich, die Angeberei eine öffentliche Pflicht und gleichzeitig das unfehlbarste Mittel zur Beförderung im Dienste und zum Geldverdienst. Der Amtschef liess seine Untergebenen geheimpolizeilich überwachen, und wusste, dass er selbst von einem oder einigen derselben überwacht werde, ebenso die Beamten unter sich. Ich habe in späterer Zeit documentarische Beweise in Händen gehabt, dass selbst der völlig harmlose und keiner politischen Intrigue gegen den Staat verdächtige Erzherzog Rainer, Vicekönig des lombardisch-venetianischen Königreichs, während seiner ganzen Amtsführung polizeilich ebenso überwacht wurde, wie der dortige commandirende General, Graf Radetzky, und dass die mit dieser Spionage betrauten Polizeiagenten über jedes Wort und jeden Schritt des Erzherzogs, mit Einschluss galanter Abenteuer des alten Herrn, nach Wien Berichte zu erstatten hatten. Dass gegenüber dem Paladin von Ungarn, Erzherzog Joseph, und dem allerdings in

„Allerhöchster Ungnade“ stehenden, späteren Deutschen Reichsverweser, Erzherzog Johann, eine gleiche Spionage organisirt war, ist schon seit längerer Zeit bekannt. Was konnte unter solchen Verhältnissen ein zur Unterthänigkeit, Wohldienerei und Heuchelei dressirter Beamter thun als kriechen und heucheln? Die üble, entsittlichende Folge dessen war aber die ansteckende Angewöhnung der übrigen Gesellschaft an dasselbe Laster, und es dauerte lange Jahre, bis es unter dem Einflusse der zwar auch beschränkten, aber mit jener politischen Lage doch gar nicht zu vergleichenden Freiheit Ungarns nach und nach zu verschwinden begann.

Mein Grossvater hätte sich bei der unbezähmbaren Heftigkeit seines Temperamentes, bei seinem Mangel an Selbstbeherrschung und bei seinem naiven Glauben, dass man alles, was man denke, frei und offen sagen dürfe, in diese Lage gewiss nicht finden können, und wäre, wenn er noch zehn Jahre länger lebte, ohne Zweifel jeden Augenblick in Hochverraths- und Majestätsbeleidigungsprocesse verwickelt worden, und hätte in Munkács, Josephstadt, Kufstein oder auf dem Spielberg zwar Gelegenheit zum Nachdenken über den Wechsel der Zeiten gefunden, wäre aber schwerlich zu dem Glauben bekehrt worden, dass er Unrecht habe, sich über sein Schicksal zu beklagen.

Mein Vater hatte von Stefan Michailović die Heftigkeit des Temperamentes, aber nicht die eiserne Festigkeit des Charakters und die Zähigkeit und Consequenz der Willenskraft geerbt. Er schickte sich ohne Widerstand in den Wechsel der Zeitverhältnisse und nahm die Dinge wie sie eben kamen. Da er überdies an den öffentlichen Angelegenheiten keinen Antheil und kein ihm angebotenes

Amt annahm, blieb er von allen Seiten unbehelligt. Als wohlhabendes und ehrenhaftes Mitglied der landed Gentry erfreute er sich der allgemeinen Achtung und sein verständiger und stets maassvoller Rath wurde oft angesprochen und gern befolgt. Er wollte nichts anderes sein, als ein ehrlicher Mann, der seine Felder und Weingärten bebant und mit Gott und der Welt in Frieden leben will. Und dieses bescheidene Ziel hat er auch erreicht. Er starb, 60 Jahre alt, im Jahre 1850. Meine Mutter folgte ihm nach vier Jahren ins Grab.

III.

Imbro Ignjatijević.

1.

Der Reihe nach war ich das vierte Kind meiner Eltern. Ihr Erstgeborner, welcher der Landessitte gemäss den Namen seines Grossvaters Stefan erhalten hatte, war dreizehn Jahre alt, als ich geboren wurde. Zwei Mädchen, die in der Zwischenzeit geboren waren, starben in den ersten Kindesjahren. Seit Štefica (Kosename für Stefan) das Gymnasium in Karlstadt besuchte, wohnten meine Eltern wieder beständig in der Stadt, und so kam denn auch ich am 6. Mai 1824 als Stadtkind, und, da die Wiedereinverleibung des vorher an Frankreich abgetretenen Gebietes von Kroatien in den ungarischen Staatsverband im Jahre 1822 stattgefunden hatte, als vollbürtiger ungarisch-kroatischer Staatsbürger, als „membrum sacrae Coronae" zur Welt. In der Taufe erhielt ich den Namen Imbro (Emmerich), nach einem heilig gesprochenen Sohne Stephan's, des ersten Königs von Ungarn, dessen zwei angebliche Bücher von „Monita ad filium Emericum" im „Corpus Juris Hungarici" erhalten sind.

Die ersten Erinnerungen meiner Kindheit gehen auf das Jahr 1827 zurück. Obgleich damals erst drei Jahre alt, erinnere ich mich des in jenem Jahre verstorbenen natürlichen Bruders meines Vaters, Mikuljan, so lebhaft, dass ich noch heute sein Bildniss zu zeichnen im Stande wäre. Und eben so gegenwärtig ist mir noch die Gestalt der ehemaligen Amme meiner Mutter, Kata, welche ich am Neujahrstage 1829, als ich des Morgens in ihr Zimmer trat, um ihr zu gratulieren, in ihrem Bette todt fand. Ich ging weinend zu meiner Mutter und klagte, dass Kata nicht anfwachen wollte, obwohl ich sie umarmte und küsste. Meine Mutter, die nichts ahnte, beschwichtigte mich und ging mit mir in das Zimmer der Amme. Mit einem Schrei stürzte sie wieder aus demselben nnd riss mich mit sich hinaus. Selbstverständlich begriff ich nichts und wollte zur Amme zurück. Die Mutter erlaubte es nicht und schloss die Thüre ab. Ich wartete den ganzen Tag, dass Kata kommen würde und fragte meine Mutter und die Dienstleute nach ihr, aber niemand antwortete mir; erst am Abend, als meine Mutter mich zu Bett brachte und ich nochmals nach Kata verlangte, sagte meine Mutter in einem für mich ganz neuen, feierlichen Tone: „Kata ist bei Gott, sie kommt nicht mehr“, und brach in lautes Schluchzen aus. Da ich meine Mutter noch nie weinen gesehen hatte, begann auch ich zu weinen und zu heulen, ohne zu wissen warum. Am nächsten Tage wurde Kata auf dem sehr entfernt liegenden Kirchhof begraben. Meine Mutter und mein Vater begleiteten sie zur Ruhe. Alles das geschah so heimlich und still, dass ich nichts davon sah noch hörte, und wenn ich nach Kata fragte, bekam ich stets

die mir unverständliche Antwort, sie sei bei Gott. Vom Tode hatte ich keine Vorstellung.

Im Herbste 1827 kam mein Bruder Štefica, der, da ihm das Lernen auf dem Gymnasium nicht behagte, durchaus zum Militär wollte, auf die Cadettenschule in Turanj bei Karlstadt. Ein schönes Miniaturportrait unseres Oheims Joso Stefanović in seiner prächtigen Husarenuniform und vielleicht noch mehr die Uniform selbst, welche mein Vater als Andenken aufbewahrte und die mein Bruder wohl mehr als einmal anprobiert haben mochte, dürften zu dieser Lust, Soldat zu werden, eben so viel beigetragen haben als seine Unlust zum Studieren.

Ich war daher das einzige Kind im Elternhause, und da nach dem Abgang meines Bruders auf die Militärschule der Grund zum beständigen Aufenthalt in der Stadt entfiel, zogen meine Eltern wieder auf ihr Landgut Vodostaje, wo wir bis zu meinem elften Jahre verblieben.

Zu unseren Nachbarn gehörte der östreichische General Graf Nugent, welcher nach der Restauration der päpstlichen Regierung in Rom die östreichischen Truppen commandirte und von Papst Pius VII. zum „römischen Fürsten“ ernannt wurde. Er hatte sich in Neapel mit einer Prinzessin Riario-Sforza verheirathet und in Kroatien bedeutenden Grundbesitz angekauft: Trsat bei Fiume, Bosiljevo und Stelnik an der Strasse zwischen Fiume und Karlstadt, und Kaštelj und Lović zwischen Karlstadt und Agram. Kaštelj liegt auf halbem Wege zwischen Karlstadt und Vodostaje und hier entstand eine bis an ihr Lebensende dauernde Freundschaft zwischen meinen Eltern und der Familie Nugent. Besonders innig befreundete sich die Gräfin Nugent mit meiner Mutter, so dass

sie, wenn sie nach Kaštelj kam, täglich meine Mutter zu besuchen pflegte. Das Gespräch kam auf die Nothwendigkeit einer Bonne für mich. Liebenswürdig wie die Gräfin war, bot sie ihre eigene Bonne meiner Mutter an, welche eine so grosse Gefälligkeit dankend ablehnte und erst dann annahm, als die Gräfin ihr versicherte, dass sie ja alljährlich nach Italien zum Winter zurückkehre und in Mailand, Rom oder Neapel sehr leicht eine ihr zusagende Bonne finden könne, während dies meiner Mutter in Kroatien sehr schwer fallen würde. Dieses Anerbieten der Gräfin hatte für mich so glückliche Folgen, dass ich noch als Greis dankbar ihr Andenken segne.

Die Bonne kam in unser Haus, sobald die Gräfin Nugent zum Winteraufenthalt nach Italien abgereist war. Sie war eine Slovenin, aus Lipa bei Adelsberg gebürtig, und hiess Maria Šuša. Sie hatte zehn Jahre bei der Familie Nugent als Bonne von zweien ihrer Söhne und von einer Tochter zugebracht und kannte ganz Italien besser als ihre Heimath. Bei dem den Slaven angebornen Sprachtalent hatte sie während dieser Zeit italienisch und französisch so vollkommen erlernt, dass man sie je für eine Italienerin oder Französin hielt, wenn sie sprach. Dabei besass sie ein bedeutendes musikalisches Talent und eine wohl geschulte, schöne und sympathische Stimme, und sie würde als Sängerin Glück gemacht haben, wenn ihr nicht das Missgeschick, zu hinken, den Weg zur Bühne verschlossen hätte. Sie entschloss sich, in unser bescheidenes Haus zu kommen, weil sie des langen aristokratischen Wanderlebens ihrer Gebieterin schon müde war und sich nach einer ruhigen behaglichen Existenz sehnte. Diese wurde ihr in meinem Elternhause

reichlich zu theil und sie erwies sich dankbar dafür bis zu ihrem Lebensende.

Ich war, so erzählte man mir später, ein gutes, sanftes, ruhiges Kind und wurde von allen Bekannten und von unseren Dienstleuten verhätschelt. Auch Maria gewann mich sofort lieb und that desgleichen. Maria konnte mir keinen systematischen Unterricht ertheilen, aber sie erweckte in mir schon in den ersten Jahren der Kindheit die Begierde zu lernen. Sie begann damit, mich italienisch zu lehren, ohne Grammatik und ohne Uebungen, und ohne jemals von der Methode Robertsons gehört zu haben. Sie sang mir italienische Volkslieder und Rossinische Opernarien vor und übersetzte sie mir Wort für Wort ins Slovenische, welches ich bald verstand, da es dem in Kroatien gesprochenen Dialekt der serbisch-kroatischen Sprache am nächsten verwandt ist. In gleicher Weise erzählte sie mir Märchen und Kindergeschichten, deren einige mir heute noch erinnerlich sind. Nachdem ich einen ziemlich reichen italienischen Wort- und Formenschatz mir angeeignet hatte, lehrte sie mich französisch nach derselben Methode, oder vielmehr Methodenlosigkeit, und da sie meine Mutter beredete, mit mir nur französisch zu sprechen, brachte sie es dahin, dass ich als fünfjähriges Kind italienisch und französisch mit gleicher Geläufigkeit und mit richtigem Accent sprach und deshalb wie ein Wunderkind angestaunt wurde. Hätte sie Deutsch gekonnt, so würde ich es wohl schon damals gelernt haben. Dabei vermied sie, mich vor Fremden das Paradepferd reiten, recitieren oder deklamieren zu lassen; sie liess mich vielmehr italienisch oder französisch nur dann sprechen, wenn sich die Gelegenheit

von selbst ergab und ich von Besuchern dazu aufgefordert wurde. Nur das Singen italienischer und französischer Opernarien liess ich mir nicht nehmen und meine Mutter durfte nicht ermüden, mich am Piano zu begleiten. Das Lob und die Küsse, die ich dafür bekam, schmeckten mir so süss, dass ich die ganzen Nächte zu singen nicht aufgehört hätte.

Lesen und Schreiben lernte ich noch gar nicht. Wenn ich meinen Vater oder meine Mutter schreiben sah, kam mir dies wie ein Naturgeheimniss vor, welches ich zu ergründen wünschte; aber man antwortete mir, ich sei noch zu klein und würde es schon später lernen. Diese Vertröstungen machten mich immer ungeduldiger. Ich habe schon erwähnt, dass ich im Hause das einzige Kind war und keine Gespielen hatte, vielmehr immer unter Erwachsenen war und nur diese sprechen hörte. Als mir nach einigen Jahren zwei Schwestern geboren wurden, kamen sie mir wie Eindringlinge, wie eine unwillkommene Störung in meinem Leben vor und ich konnte mich mit ihnen nur einigermaassen befreunden, als sie vier oder fünf Jahre alt wurden und ich mich unter ihnen so zu sagen als Erwachsener fühlte. Manche mir selbst unangenehmen Seiten meines Charakters finden ihre Erklärung, wenn auch nicht ihre Entschuldigung darin, dass ich in den ersten sieben oder acht Lebensjahren keinerlei Umgang mit andern Kindern hatte und ganz vereinsamt aufwuchs. Meinen Vater sah ich nur bei Tisch, meine Mutter hatte mit der ausgedehnten Oekonomie vollauf zu thun und meine Maria musste sich doch auch mit meinen kleinen Schwestern befassen und konnte nicht mehr, wie in den ersten Jahren, den ganzen

Tag über um mich und mit mir sein. Die verhältnissmässige Vereinsamung machte mich vorzeitig ernst und schweigsam. Ich kannte gar keine Kinderspiele und keine Unterhaltung ausser wenn mir Maria von den Merkwürdigkeiten von Rom, Neapel, Florenz, Mailand und Venedig erzählte und sie mir so lebhaft beschrieb, dass ich mir einbildete, sie mit meinen eigenen Augen zu sehen. Aber was konnte ich thun, wenn Maria sich mit meinen Schwestern beschäftigen musste und nicht bei mir sein konnte!

Endlich fand ich ein Mittel, mich zu beschäftigen und das grosse Mysterium der Schreibkunst zu ergründen. Im Hause befand sich eine Heiligenlegende, ich weiss nicht mehr in welcher Sprache, ein grosser dicker Quartband mit sehr vielen Kupferstichen, Heiligenfiguren darstellend, unter denen in barocken Cartouchen der jedesmalige Heiligenname in lateinischen Majuskeln zu lesen war. Dieses Buch wurde mein Schatz und meine Lust. Ich liess mir von meiner Mutter oder von Maria die Namen der Heiligen auf den Bildern vorsagen und da ich ein vorzügliches Gedächtniss für Formen hatte, behielt ich die Figuren und die Namen und wusste wie jede einzelne hiess ohne die Namen lesen zu können. Ich erinnere mich, dass ich gewisse Heiligennamen nicht hören konnte ohne dabei zu lachen; namentlich „Sancta Scholastica“ machte mich stets bis zu Thränen lachen.

Aus dieser Heiligenlegende lernte ich ohne Lehrer schreiben und lesen und zwar auf eine komisch seltsame Art. Ich legte das grosse schwere Buch, welches ich nicht in den Händen halten konnte, auf den gediel[illegible] Fussboden meines Zimmers, legte mich auf der

neben das Buch und copirte mechanisch die Namen mit der Kreide auf die Dielen, so gut oder schlecht es gehen mochte, wie ich sie dort sah, mit grossen lateinischen Versalien. Da ich z. B. wusste, dass mein Liebling Sancta Scholastica hiess, vermuthete ich, dass die Buchstaben diesen Namen bedeuten müssten. Den Namen konnte ich freilich leichter errathen als die Bedeutung der einzelnen Buchstaben; hiefür aber musste Maria Rath schaffen und erklärte mir den Laut jedes einzelnen Buchstabens, den ich aufgezeichnet hatte. Nachdem der ganze Fussboden auf seinem ganzen freien Raum mit Heiligennamen bedeckt war, musste ich sie wieder wegwaschen. Obwohl meine Mutter mich mit einer bis zur äussersten Schwäche gehenden Liebe und Zärtlichkeit behandelte, war dieser alltäglich sich wiederholende Kreideauftrag auf den Dielen ihrem grossen Ordnungs- und Reinlichkeitssinne doch unangenehm und ich erhielt manche, allerdings wenig fruchtende Strafpredigt. Denn diese meine Schreibmanie war nicht zu bezwingen und da ich meiner Mutter zu Gefallen nicht mehr in der neuen Curia meine Schreibübungen fortsetzen mochte, flüchtete ich in ein Zimmer des alten unbewohnten Herrenhauses meines Grossvaters und begann hier von neuem meine Lapidarinschriften zu malen. Ein Mal wurde ich dabei von einem meiner Grossoheime überrascht, der hierauf meinem Vater sagte, wenn ich schon durchaus schreiben wolle, möge er mir einen Lehrer halten, da ich auf meine bisherige Art unmöglich Fortschritte machen könnte. Dies leuchtete meinem Vater ein und es fand sich bald ein Lehrer in der Person [illegible] Militärfouriers, Janko Derkos, der eine sehr schöne [illegible] hatte und in der guten Jahreszeit zweimal

wöchentlich aus der Stadt nach Vodostaje kam um mir die schwere Kunst des Lesens und Schreibens beizubringen. Der gute Mann war überrascht, dass ich bereits lesen konnte — nämlich nur die mit Versalien gedruckten Heiligennamen in der Legende — und ärgerte sich, dass es ihm durchaus nicht gelang, mich zu lehren wie man eine Schreibfeder in der Hand halten müsse, denn ich hielt sie, so wie ich die Kreide gehalten hatte, mit drei Fingern fest, drückte mit ganzer Schwere der Hand den Gänsekiel auf das Papier, und, wenn ich dieses nicht zerriss, verdarb ich die Spitze der Feder. Er machte alle erdenklichen Versuche, meine Finger in die Lage zu bringen, die Feder leichter und richtig zu halten, aber ohne Erfolg, und er verzweifelte schier an der Möglichkeit mich dazu zu bringen. Im Winter unterbrach die Witterung und die Grundlosigkeit der Wege den Schreibunterricht. Wieder mir selbst überlassen und schreibseliger als jemals, versuchte ich mit Feder und Tinte auf Papier zu schreiben. Nach unsäglicher Mühe und Plage brachte ich so viel zu stande, dass ich zum Neujahrsfeste meinen Eltern einen ganzen Papierbogen mit allen möglichen Heiligennamen in grossen lateinischen Versalien bedeckt, gleichsam als Glückwunsch überreichen konnte. Die Leistung mochte wohl kein Lob verdienen, aber mein guter Wille und meine Ausdauer fanden volle Anerkennung. Ich erhielt als Gegengeschenk eine kroatische Fibel und lernte daraus die grossen und kleinen Buchstaben in lateinischer Druck- und Schreibschrift lesen und schreiben. Als zu Ostern mein Schreiblehrer sich wieder einstellte, staunte er über meine Fortschritte und mühte sich von neuem ab, mich die richtige Haltung der Feder zu lehren,

aber nochmals ohne jeden Erfolg. Meine Hand hatte sich schon so sehr an die Haltung der Kreide gewöhnt, dass es mir ganz unmöglich schien, die Feder anders halten zu können. In Folge dessen war meine Schrift gedrückt, hart, steif, schwerfällig und langsam. Erst später, im dritten Schuljahre, wurde die Schrift gefälliger, in der Folge sogar schön, aber die falsche Haltung der Feder konnte ich nimmer wieder ablegen und sie ist der Grund, dass ich mein Leben lang nicht so schnell wie ich wünschte zu schreiben im Stande war.

Mein guter Lehrer starb im Laufe des Sommers und meine Eltern wollten mir nun einen richtigen Hofmeister geben. Es dauerte lange, bis man einen fand, sei es, dass den jungen Lenten das Landleben nicht gefiel oder dass das Honoraranbot ihnen nicht genügte. Endlich kam ein jnnger hübscher Mann, aus Senj in Kroatien gebürtig, in Ragusa in Dalmatien erzogen. Er sprach nur slavisch und italienisch und konnte allenfalls genügen, um mich für das Gymnasium vorzubereiten. Aber schon nach wenigen Monaten verliess er unser Haus. Es war ihm eine Tante gestorben, die ihm ein beträchtliches Vermögen hinterliess und ihm ermöglichte, seinen Lieblingswunsch zu erfüllen, die Universität von Padua zu beziehen und Jus zu stndieren. Ich erinnere mich nur seiner schönen Gestalt und seines angenehmen Sprachorgans, weiss aber nicht, ob ich von und mit ihm etwas gelernt habe. Es mnsste also ein neuer Hofmeister gesucht werden. Es meldete sich ein Slovene, der um der Recrutierung in seiner Heimath zu entgehen, nach Kroatien geflüchtet war nnd da das Gymnasium absolvirt hatt[illegible] Jakob Baskler, war etwa 24 Jahre alt,

schwerfällig an Geist und Körper, aber herzensgut und ein ehrenhafter strenger Charakter. Viel mochte der arme junge Mann weder in Laibach noch in Karlstadt gelernt haben, aber er beschäftigte sich ernstlich mit mir und brachte mir die Elemente des Rechnens bei, die mir mehr Mühe verursachten als das Schreiben- und Lesenlernen; aber es gelang ihm nicht, mich Deutsch sprechen zu lehren, da ich vor der Grammatik einen unüberwindlichen Abscheu hatte, den zu bezwingen er weder vermochte noch verstand. Nach etwa zwei Jahren kehrte er in seine Heimath zurück, um in den Franciscaner-Orden zu treten und Theologie zu studieren, da dieses Studium ihn von dem verabscheuten Militärdienste befreite.

Ich war nun neuerdings allein und mir selbst überlassen. Diese Lage brachte es mit sich, dass ich anfing, mich mit meinen jüngeren Schwestern zu befreunden und sie zu meinen Spielkameraden zu machen. Da sie an meinen Fibeln und Bleisoldaten — meinem einzigen Spielzeug — keinen Gefallen fanden, musste ich mich bequemen, mit ihren Puppen zu spielen. Ich schnitt den Puppen Kleider zu, nähte sie, strickte für sie Strümpfe, copierte Schlingmuster, häkelte und netzte, dass es eine Freude war, den kleinen Jungen zwischen den zwei schönen kleinen Mädchen mit allen möglichen weiblichen Handarbeiten beschäftigt zu sehen. Wenn Besuch kam und man mich unter Puppen überraschte, gab es helles Gelächter, welches mich sehr verdross, aber nicht bewog, das Spiel mit den Puppen zu unterbrechen. Im Gegentheile, je mehr darüber gelacht wurde, desto mehr capricirte ich mich, dabei zu verharren, und wenn man mir sagte, dies schicke sich nicht für einen Knaben, antwortete

ich trotzig und protzig, mir gefalle es so, und da meine Schwestern keine anderen Spielgenossinnen hätten, wolle auch ich mit ihnen ein Mädchen sein. Einmal sagte mir Jemand, wenn ich ein Mädchen sein wolle, müsse ich Mädchenkleider tragen. Die Logik dieser Bemerkung leuchtete mir sofort ein und ich bat meine Mutter, mir Mädchenkleider machen zu lassen. Sie suchte mir begreiflich zu machen, dass jene Bemerkung ein blosser Scherz sei, denn wenn ich auch, wie ich sagte, ein Mädchen sein wolle, könnte ich es doch nie werden, da ich ja ein Knabe sei, da Gott mich als solchen geschaffen habe. Den Unterschied zwischen Knabe und Mädchen zu ergründen, lag über meiner Fassungskraft nnd von meiner Mutter hatte ich keine Aufklärung darüber zu erwarten. Doch wollte ich einen Versuch machen, zu erfahren, warum ich nicht ein Mädchen sein könnte, da ich es doch sein wollte. Während meine Schwestern mit Maria ein eigenes Zimmer hatten, schlief ich im Schlafzimmer meiner Mutter mit ihr in einem breiten italienischen Bett. Vor dem Aufstehen und Einschlafen pflegte meine Mutter, die eine sehr fromme Frau war, mich ein kurzes Gebet aufsagen zu lassen, und las dann still für sich in einem dickleibigen kroatischen Gebetbuch, dessen Titel „Hrana nebeska“ (Himmlische Nahrung) war. Da ich meine Mutter aufs Wärmste liebte, schlief ich niemals ein, bevor sie nach Verrichtung ihres Abendgebetes das Licht auslöschte. Dieser Augenblick war für mich der glücklichste des ganzen Tages: ich schlang meine Hände um ihren Hals, bedeckte ihr mit Küssen den Mund und die Brust und sagte wie eine Gebetformel täglich die — wahrscheinlich aus einem Gebete angelernten — Worte „Blažene prsi koje me odojiste“ (Gesegnet seien

die Brüste, die mich gesäugt haben), worauf ich in ihren Armen einschlief. Diesen glücklichen Augenblick wollte ich benützen, um zu erfahren, warum ich nicht ein Mädchen sein könne, aber von meiner Mutter konnte ich keine andere Antwort erschmeicheln als die, dass Gott es so gewollt habe. Und wenn ich wissen wollte, warum Gott es so gewollt habe, sagte sie mir mit gewissermaassen feierlichem Ton, dass man Gottes Rathschlüsse nicht ergründen wollen dürfe. Ich musste also, da auch Maria mir stets die gleiche Antwort gab, darauf verzichten, es zu erfahren, und wollte den Versuch machen, auf eigene Faust mich in ein Mädchen zu verwandeln. Nachdem eines Morgens die Mutter, in der Meinung, dass ich noch schlafe, aufgestanden war, schlich ich mich in das Schlafzimmer meiner Schwestern, nahm Taghemd, Unterrock, Kleid und Strümpfe meines älteren Schwesterchens, zog alles, so gut oder schlecht es passen mochte, an, sah mich in einem grossen Trumeauspiegel, der im Schlafzimmer meiner Mutter stand, von Kopf zu Fuss an und mochte die Verwandlung wohl für vollständig gelungen gehalten haben, denn ich stieg siegestrunken die Treppe herab und wollte mich zu allererst unseren Dienstleuten zeigen. Als ich in das Gesindezimmer trat, scholl ein höllisches Gelächter aller gerade zum Frühstück versammelten Dienstleute mir entgegen und unser alter Fährmann Jovo rief mir zu: „Wie hübsch der kleine Junge in dieser Maske aussieht!“ Das Gelächter empörte mich, und Jovo's Bemerkung, so wenig ich sie verstand, zeigte mir doch, dass sie mich alle erkannten und nicht für ein Mädchen hielten. Weinend vor Zorn stieg ich wieder die Treppe herauf und schlich in das Kinderzimmer, um bei meiner lieben Maria

Trost zu suchen. Aber auch sie brach in helles Gelächter aus und führte mich zu meiner Mutter, die mich ebenso empfing und nun auch dem Vater zeigen wollte. Aber auch der ernste Mann konnte das Lachen nicht unterdrücken. Scham und Zorn brannten in meinem armen kleinen Herzen und ich verfiel in convulsivisches Weinen, welches den ganzen Tag nicht aufhörte. Ich mochte weder essen noch trinken, noch sprechen, es war mir, als ob ich in die Erde versinken müsste. Meine kleinen Schwestern kamen zu mir und als sie mich in ihren Kleidern daliegen sahen, lachten anch sie und gingen lachend hinaus. Vergebens suchte mich meine Mutter zu beruhigen und schickte meine Vertraute, Maria, zu mir, um von mir herauszubringen, warum ich so verzweifelt flenne und schluchze. Aber da auch sie mich ausgelacht hatte, hielt ich auch sie für eine Feindin und stiess sie zurück. Als Abends meine Mutter kam und mich anskleidete, lachte auch sie wieder und konnte kein Wort aus mir herausbringen. Ich schwieg und fuhr fort, bitterlich zu weinen. Da ich den ganzen Tag weder gegessen noch getrunken hatte, ohne weder Hunger noch Durst zu empfinden, und das unaufhörliche Weinen mich überdies noch mehr erschöpfte, verfiel ich alsbald in tiefen Schlaf, ohne mein Gebet verrichtet nnd meine Mutter geliebkost zu haben. Am nächsten Morgen fühlte ich mich so elend, dass ich ausser Stande war, aufzustehen. Man brachte mir das Frühstück ins Bett und meine Mutter blieb fortwährend bei mir und liebkoste mich in gewohnter Weise. Dies beruhigte mich, und als sie mich nach der Ursache der gestrigen Scene fragte, gestand ich ihr, dass ich glaubte, auch gegen Gottes Rathschluss ein Mädchen werden zu können und dass mich

Alle in Mädchenkleidern für ein Mädchen halten würden. Als mich aber unsere Dienstleute sofort erkannten und mich auslachten, überfiel mich Zorn und Scham, die mich noch heisser brannten als auch Maria, Mutter, Vater und Schwestern über mich lachten. Ich sagte meiner Mutter, dass ich mich schämen würde, wenn ich irgend einen unserer Dienstleute sähe, und flehte sie an, alle unverweilt zu entlassen. Meine Mutter wies diese kindische Forderung unverdienter Genugthuung mit der einfachen Frage zurück, ob auch sie, mein Vater, meine Schwestern und Maria das Haus verlassen müssten, da auch sie ebenso gelacht hätten, wie die Dienerschaft? Diese triftige Bemerkung musste einen tiefen Eindruck auf mich gemacht haben, denn ich beruhigte mich, sprach nicht mehr von der geforderten Hekatombe und verzieh sogar dem alten Fährmann Jovo, dass er mich für eine Maske erklärt hatte. Ich fuhr fort, mit Puppen zu spielen, versuchte es aber niemals wieder, mich in ein Mädchen zu verwandeln und mich dem Gelächter der Dienstleute auszusetzen.

Unser Grundbesitz in Vodostaje gehörte zur Pfarre Kamensko, welche im Militärgrenzgebiete, etwa eine Fahrstunde entfernt lag. Kamensko war ein ehemaliges, unter Kaiser Joseph II. aufgehobenes Kloster des Pauliner-Ordens und bestand aus einem grossen Gebäude, welches theils die Pfarrerswohnung bildete, theils in ein Kompagnie-Getreidemagazin verwandelt worden war, und aus einer grossen, schmucklosen, hellen Kirche. Der „k. k." Pfarrer daselbst war ein Schulgenosse meines Vaters und hiess Georg Čičko, ein braver, toleranter Priester, der mit den benachbarten griechisch-orthodoxen Pfarrern in bestem Einvernehmen lebte. Meine Eltern pflegten zwar nicht jeden

Sonntag, stets aber zu den grossen Festen der katholischen Kirche zur Messe zu fahren und mich mitzunehmen. Sie hatten eine für sie reservirte Bank in der Nähe des Hochaltars, ich aber wollte stets auf den Orgelchor gehen und sehen, wie die Orgel gespielt wurde, und mit dem Organisten singen. Die Kirchenlieder wurden in kroatischer Sprache gesungen und ebenso vom messelesenden Priester am Altare die Epistel und das Evangelium. Die Kirchenlieder lernte ich bald auswendig und sang sie mit dem Organisten zu dessen grosser Befriedigung, da auch er drei Söhne und seine Freude daran hatte, wenn wir vier kleinen Knirpse mit unseren feinen, hellen Stimmchen mitsangen und er uns mit seinem Bass begleitete. Aber ein näheres Verhältniss mit den Knaben entwickelte sich erst, als wir die Schule in Karlstadt zu besuchen anfingen, in Kamensko sahen wir uns zu selten und zu flüchtig. Nach dem Hochamte an grossen Feiertagen pflegte Pfarrer Čičko stets ein Mittagessen zu geben, zu dem wir und andere Freunde ohne jede Einladung erschienen.

Der militärische Commandant der Compagnie, in deren Gebiet Kamensko lag, war ein Hauptmann Betlem, dessen Gattin eine Freundin meiner Mutter war. Sie hatte bei sich eine Nichte, Julie, die um ein oder zwei Jahre älter war als ich. Diese kleine Julie war meine erste Liebe. Ich konnte ohne das Mädchen nicht leben und flehte meine Mutter, ohne ihr den Grund zu verrathen, die ganze Woche über an, Sonntags nach Kamensko zur Messe zu fahren. Meine liebe, zärtliche Mutter errieth nicht den Grund meiner Sehnsucht nach der Messe in Kamensko, da sie aber selbst fromm war, setzte ich gewöhnlich meinen Herzenswunsch durch. Bevor man in die Kirche ging,



machte man in der Regel einen Besuch beim Hauptmann Betlem und ich wusste es mit kindlicher Findigkeit bald so einzurichten, dass, während meine Mutter mit Frau Betlem zur Messe ging, ich mit Julie allein in der Hauptmannswohnung zurückbleiben konnte. Unsere Glückseligkeit bestand in der guten Jahreszeit darin, dass ich mit Julie Arm in Arm in den anstossenden Obstgarten herabstieg, und dass wir im Schatten irgend eines Obstbaumes uns umarmend und küssend lagerten, bis das Glockengeläute das Ende der Messe ankündigte. Dies bedeutete für uns die Vertreibung aus dem Paradiese und nach einer letzten Umarmung liefen wir in die Kirche und stellten uns so, als ob wir in irgend einem Winkel der Messe beigewohnt hätten.

Unsere Glückseligkeit dauerte leider nur einige Monate. Am 15. August, dem Himmelfahrtsfeste Mariä, war in Kamensko stets ein grosses Kirchenfest, zu welchem alle Gutsbesitzer, Offiziere und Pfarrer der ganzen Umgegend erschienen und Pfarrer Čičko ein glänzendes Mittagessen zu geben pflegte. Selbstverständlich kamen auch meine Eltern mit mir. Da die Kirche wegen der Kirchweihfeier überfüllt war, konnten ich und Julie uns unbemerkt hinausschleichen und uns unserer Liebesidylle im Hauptmannsgarten erfreuen. Julie äusserte das Verlangen nach einer Melone, aber von den im Garten vorhandenen war noch keine reif. Wir blickten verlangend nach dem anstossenden Garten des Pfarrers und sahen da ganze Beete voll der lockendsten Melonen. Ja, wenn man eine von diesen haben könnte! Wir standen da wie Adam und Eva unter dem Baume der Erkenntniss. Julie musste eine Melone haben! Wir gingen ganz unbefangen und

ungehindert in den Pfarrersgarten, sahen uns alle gelben Melonen an und ich riss ohne das Bewusstsein eines Unrechts und ohne alle Gewissensbisse die grösste Melone vom Stengel los und brachte sie mit grosser Mühe und Anstrengung meiner geliebten Julie, welche mich für meine Missethat mit den zärtlichsten Küssen belohnte und mir half, die Melone in ihr Haus zu tragen. Nachdem wir sie wohl aufgehoben, gingen wir in die Kirche, wo meine besorgte Mutter sich geängstigt hatte, dass mir in dem Menschengedränge nichts zustossen möchte.

Bei der reichbesetzten Tafel, wo man mich, Julie und die Söhne des Organisten am untersten Ende placirt hatte, gab man auch uns Kindern Wein zu trinken. Zum Dessert gab es ausser anderen Früchten auch Melonen. Pfarrer Čičko fand die aufgetragenen nicht schön genug und gab einer Magd Befehl, die grosse Melone, die er besonders bezeichnet habe, zu bringen. Die Magd kam mit der Antwort zurück, die grosse Melone sei nicht mehr da. Pfarrer Čičko wollte aufstehen und wahrscheinlich selbst nach der grossen Melone sehen, aber der neben ihm sitzende Erzpriester mit der rothen Binde — er hiess Joseph Clemens und war auch ein Schulfreund Čičko's und meines Vaters — hielt ihn zurück, flüsterte ihm etwas zu, was ich nicht hören konnte und blickte so scharf auf mich, dass mir plötzlich ganz heiss wurde und ich mich vom Tische wegschlich. Als ich das Zimmer verliess, begann ich bitterlich zu weinen und glaubte vor Scham vergehen zu müssen. Ich begriff es nicht, aber ich fühlte, dass ich etwas gethan habe, was ich nicht thun durfte und was ich ungeschehen machen müsste. Ich lief in die Hauptmannswohnung, nahm die dort ver-

borgene Melone, schleppte sie in das Refectorium des Pfarrers und legte sie neben dessen Teller. Ich küsste ihm die Hand und bat ihn weinend um Vergebung. Dies befremdete die Gäste, welche dem früheren Vorgang keine Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Da gab der Erzpriester Clemens die Erklärung der Scene zu grosser Belustigung der Gäste. Clemens war nicht zur Messe gegangen, sondern im Pfarrhause geblieben und hatte in den Garten herabgesehen, wo er mich und Julie erblickte. Er beobachtete unser Thun und wollte mir schon das grässliche Wort „Dieb“ zurufen, aber er besann sich, dass ich vielleicht doch nicht wisse, eine unehrenhafte Handlung begangen zu haben, und beschloss, mich nach Tisch in ein strenges Verhör zu nehmen. „Was soll,“ rief er, „aus diesem Knaben werden, der mit fünf Jahren einem kleinen Mädchen zu Liebe in den Garten des Pfarrers einbricht, um für seine Holde eine Melone zu stehlen!“

Ich zitterte wie Espenlaub und wagte nicht, den Blick von meinem Teller emporzurichten. Als aber die anwesenden Frauen für mich Partei ergriffen und meine „Ritterlichkeit“ — ein mir unverständliches, aber unvergessliches Wort — lobten, während die Männer lachten oder mich einen kleinen Bösewicht schalten, fasste ich mich und sagte trotzig, ich würde, wenn Julie es wünschte, sogleich wieder eine Melone stehlen. Dieser Trotz gefiel einer schönen jungen Offiziersfrau, Mina Zahorsky, so sehr, dass sie aufstand, mich von meinem Stuhle aufhob, auf ihren Schooss nahm und mich abküsste. Ich hatte allerdings eine wohlige Empfindung, wenn ich und Julie uns umarmt hielten und küssten, aber eine solche Seligkeit,

wie ich sie, auf dem Schoosse dieser schönen, blassen, zarten Frau sitzend, fühlte, schien mir die Wonne des Paradieses zu sein, und wenn ihre aschblonden Locken meine Wangen streiften und sie mich küsste, hätte ich laut aufjubeln mögen. Zu dieser Ekstase mochte wohl die vorausgegangene Aufregung viel beigetragen haben. Ich hatte Julie zwar sehr lieb, aber ich träumte von da ab wachend und schlafend nur von der schönen blassen Frau, und wenn ich sie sah und sie mich herzte und küsste, glaubte ich, dass es ein höheres Glück auf Erden nicht geben könne.

Als die Mehrzahl der Gäste des Pfarrers weggegangen war, beschlich mich eine unsägliche Angst vor dem Erzpriester und dem Pfarrer. In der That wurde ich von beiden ins Verhör genommen, musste erzählen, wie es zum Melonendiebstahl kam und wie er ausgeführt wurde. Ich hatte wohl mehrmals zu Hause das Wort „Dieb“ als eine schwere Entehrung aussprechen gehört, aber ich konnte es nicht fassen, dass ich ein Dieb geworden sein sollte, weil ich im Garten des Pfarrers für meine Julie eine Melone von der Ranke abgebrochen und fortgetragen habe. Auf welche Weise es dem seinen Namen entsprechend milden, freundlichen Erzpriester Clemens gelang, in mein fünfjähriges Gehirn die Ueberzeugung einzutrichtern, dass ich eine schlechte entehrende Handlung begangen, ist mir, wie es sich leicht denken lässt, nicht mehr erinnerlich, wohl aber gedenke ich noch, dass ich ob der Missethat viele Thränen vergoss und dem wohlwollenden Strafprediger versprach, niemals wieder fremdes Gut zu begehren, noch mir eigenmächtig anzueignen. Der halb komische, halb ernste Zwischenfall

blieb mir eine unvergessliche Warnung für mein ganzes Leben.

Als zum Feste der Geburt Mariä (8. September) meine Mutter zur Messe nach Kamensko fuhr, bat ich sie, mich zu Hause zu lassen, da ich mich schämte, dem Pfarrer Čičko unter die Augen zu kommen. Meine Mutter, welche gleich meinem Vater, mir zu Hause die vom Erzpriester gehaltene Strafpredigt eindringlichst wiederholt hatte, lobte mein Schamgefühl und liess mich zurück. Meine Gedanken aber folgten ihr nach Kamensko und zu meiner kleinen Julie. Je mehr ich aber an sie dachte, desto mehr kühlte sich meine Liebe für sie ab. Mit kindlicher Spitzfindigkeit redete ich mir ein, dass ja sie allein die Ursache der bitteren Beschämung war, die ich erlitten, da sie mich zu der Missethat verleitet hatte, und ich gewiss nicht aus eigenem Entschluss mich an Pfarrers Melone vergriffen haben würde. Also nur ihretwegen müsste ich alle diese Schmach erdulden, während von ihr, der Verführerin, niemand sprach als ob sie an all dem Unheil völlig unschuldig wäre! Ich wurde ihr von Herzen gram und als sie mit ihrer Tante zu uns auf Besuch kam, wollte ich nicht nur sie nicht mehr umarmen und küssen, sondern nicht einmal mit ihr mehr spielen. Mein armes kleines Herz schlug nur für die schöne blasse Frau, die mir in dem Augenblicke, in dem alle Gäste des Pfarrers Čičko mich verdammten, so grosse Theilnahme gezeigt, und deren Küsse mir himmlische Wonne bereitet hatten. Im folgenden Jahre, 1830, wurde Hauptmann Betlem zum Major befördert und zu einem anderen Grenzregimente versetzt. Ich erinnere mich, dass beim Abschiede von Julie meine alte Liebe noch einmal auf-

loderte und dass wir beide uns abermals küssten und Ströme von Thränen vergossen. Wir versprachen uns zu schreiben, aber ich beruhigte mich erst als Julie mir ins Ohr flüsterte: „Wenn wir gross sein werden, will ich Deine Frau werden.“ So endete in meinem sechsten Lebensjahre meine erste Liebe.

Meine zweite Liebe zu der schönen blassen Frau steigerte sich so oft ich sie sah, und wenn sie mich beim Besuche oder nach dem Kirchgange nicht sogleich auf den Schooss nahm und mich abküsste, fühlte ich mich unsäglich unglücklich nnd fing an, bitterlich zu weinen. Fragte sie mich, warum ich weine, antwortete ich, weil sie mich nicht mehr lieb habe. Dadurch erreichte ich immer meinen Zweck, Liebkosungen und Küsse, und durfte mit ihren schönen blonden Locken spielen und ihre Hände in meinen halten. Aber auch dieses Liebesglück dauerte nicht lange. Ein Bataillon des Slunjer Grenzregiments erhielt Marschbefehl nach Italien, und Hauptmann Zahorsky ging in die Romagna, wo, wenn nicht schon eine Revolution ausgebrochen war, jedenfalls eine Oestreich feindliche Gährung herrschte. Meine schöne blasse Frau zog während der Abwesenheit ihres Gatten zu ihrer Mutter und ich weinte lange Zeit täglich um sie.

Es verflossen über 25 Jahre, ohne dass ich weder von meiner Julie noch von meiner schönen blassen Frau jemals etwas gehört hätte, obwohl ich öfter nach ihnen fragte. Gegen Ende der fünfziger Jahre, während ich, schon seit langem verheirathet, in Agram lebte, wurde mir eines Tages gemeldet, dass drei Damen mich zu sprechen wünschten. Ich liess sie in den Salon führen und kam

ihnen bald nach. Die eine lief mir mit den Worten entgegen: „Imbro, kennst Du mich nicht mehr?“ und umarmte mich. Ich liess mich von der noch immer hübschen Frau gern umarmen, musste ihr aber mit Bedauern wahrheitsgemäss sagen, dass ich nicht die Ehre hätte, sie zu kennen. „Erinnerst Du Dich nicht mehr der kleinen Julie Betlem, die Du so lieb hattest?“ Jawohl erinnerte ich mich Juliens, aber wie hätte ich sie nach so vielen Jahren in ihrer jetzigen Gestalt wieder erkennen sollen! Nach dieser Wiedererkennungsscene trat eine ältere Dame von beträchtlichem Körperumfang an mich heran und sagte: „Da Sie Julie nicht erkannten, könnten Sie unmöglich Mina Zahorsky erkennen. Hier ist meine älteste Tochter, die auch Julie heisst.“ Ich fand vor Ueberraschung einen Augenblick kein Wort der Erwiderung. Diese wohlbehäbige Matrone sollte meine schöne, blasse, schlanke Frau sein! Ich fasste mich jedoch schnell und bat sie, mir zu gestatten, dass ich auch sie umarme. Sie gab es ohne Ziererei zu und sagte: „Jetzt werden Dir meine Küsse nicht mehr so süss sein, wie damals, als Du ein kleiner Schlingel warst und weintest, wenn ich Dich nicht gleich abküsste. Dafür soll meine Julie Dir meine Küsse versüssen.“ Ich liess es mir nicht zweimal sagen, aber obwohl diese Julie ein sehr hübsches Mädchen war, konnte sie sich doch nicht mit ihrer ehemals so schönen, zarten Mutter vergleichen.

Dieses späte Wiedersehen gestaltete sich zu einem heiteren Familienfeste. Meine Frau empfing die Damen mit grösster Herzlichkeit und wir hatten uns einige Tage lang von unserer alten Liebe und von unserem seitherigen

Leben so vieles zu erzählen. Julie und Frau Mina waren Witwen geworden und sehnten sich, den Schauplatz ihrer Kindheit und Jugend einmal wieder zu sehen. Onkel und Tante Betlem waren schon seit mehren Jahren gestorben. Hauptmann Zahorsky hatte es bis zum Obersten gebracht, liess sich pensionieren und starb bald darauf an Langweile. Meine Julie hatte einen Forstdirektor geheirathet und blieb ohne Kinder zurück. Frau Mina hatte drei Töchter, von denen zwei glücklich verheirathet waren; die jüngste, Julie, war mit einem Grenzoffizier verlobt. Die Erinnerung an meine erste Kindheit stimmte mich wehmüthig, aber die Erzählungen Juliens und Minas von unseren kindlichen Liebesabenteuern, von dem verhängnissvollen Melonendiebstahl, von meiner Verzweiflung wenn meine schöne blasse Frau mich nicht sofort auf den Schooss nahm und liebkoste, brachten die Heiterkeit in unser spätes Wiedersehen zurück und wir verlebten zusammen einige frohe und glückliche Tage. Da ich einige Jahre später Oestreich für immer verliess, erfuhr ich nichts mehr von den weiteren Schicksalen meiner ersten und zweiten Herzenskönigin und ich muss wohl annehmen, dass sie mir ins Grab vorangegangen seien. Ob sie nun aber leben oder nicht, ich bewahrte stets das zärtlichste Andenken an meine süsse Kindheitseselei.

* * *

Es waren jene meine Kindheitsjahre eine historisch wichtige ereignissreiche Zeit, von der ich jedoch in meinem Elternhause wenig oder nichts wusste. Die vorhin beklagte allgemeine Servilität und die Aengstlichkeit vor geheimpolizeilichen Angebereien gestatteten kein

freies Aussprechen über die Weltzustände. Ich hörte flüstern von dem epochemachenden ungarischen Reichstage von 1824, von einem Krieg zwischen Russland und der Türkei, von Aufständen in Polen und Italien, aber wenn ich fragte, was dies sei, wurde mir Stillschweigen geboten. Als etwas überaus Sonderbares und mir noch heute Unerklärliches muss ich hervorheben, dass ich damals schlechterdings nichts von der französischen Juliusrevolution zu hören bekam, welche doch den unmittelbaren Anlass zu den polnischen und italienischen Aufständen gegeben hatte: offenbar hütete man sich, ihrer auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Man lebte in Kroatien überhaupt, und in meinem Elternhause insonderheit, in einem heute zu Tage geradezu unbegreiflichen Zustande paradiesischer politischer Unschuld. Es hatte zwar im Jahre 1825 ein nach Agram verschlagener deutscher Schauspieler Namens Rosenau in Gemeinschaft mit einem stadtbekannten östreichischen Polizeispion Stauduar von der östreichischen Regierung die Concession zur Herausgabe eines in Agram in deutscher Sprache erscheinenden Journals unter dem Titel „K. K. privilegierte Agramer Zeitung“ erhalten. Sie erschien in dem Quartformat der damaligen Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ zweimal wöchentlich und enthielt mit Ausnahme einiger Lokalnotizen nichts weiter als den Abdruck der jeweiligen letzten Nummer des „Oestreichischen Beobachters“. Das Blatt wurde dem Publikum im wahren Sinne des Wortes aufgedrungen, jedoch von diesem, da man das edle Brüderpaar Rosenau und Stauduar allgemein als das kannte was es war, beharrlich mit Hohn zurückgewiesen. In anständigen Häusern hätte man sich geschämt, wenn

eine Nummer dieses Polizeiblättchens da gesehen worden wäre. Ich bekam es erst zu Gesichte, als ich das Café zu besuchen anfing. Das Blatt erhielt sich dadurch, dass die Wiener Staatskanzlei alle Druck- und die geringen Redactionskosten bestritt, welch' letztere noch durch den Umstand auf ein Minimum reducirt wurden, dass die Regierung dem einen der beiden sogenannten Redacteure, Stauduar, einen Menschen, der notorisch nicht eine Zeile correct zu schreiben im Stande war, einen untergeordneten Kanzleiposten beim Agramer General-Commando verlieh. Da diese „K. K. privilegierte Agramer Zeitung“ das einzige im Lande erscheinende Journal war und dennoch nicht gelesen wurde, erfuhr man von den gleichzeitigen Weltbegebenheiten so zu sagen gar nichts und zog die eigene Unwissenheit der politischen Quacksalberei der Herren von Gentz, Jarcke und Pilat und ihrem „Oestreichischen Beobachter“ vor.

Um so mehr wurde ich überrascht, als ich eines Tages bei Tische von einem Transporte italienischer politischer Sträflinge sprechen hörte, der in den nächsten Tagen in Karlstadt eintreffen sollte. Der humane Sinn meiner Eltern siegte über die Scheu, politischer Angelegenheiten auch nur zu erwähnen, und Vater und Mutter sprachen mit lebhafter Theilnahme von diesen Unglücklichen, welche aus der Lombardei, aus Venetien, aus der Romagna und aus den Marken zu Fuss und zu zweien mit eisernen Ketten aneinander gefesselt und unter starker militärischer Bedeckung über Kroatien in die Kerker von Munkács und Szegedin zur Abbüssung langwieriger Freiheitsstrafen geführt wurden. Ich fragte, ob diese Menschen gestohlen oder geraubt hätten, Diebe oder Mörder seien. Man

sagte mir: Nein. Ich fragte also weiter, was sie verbrochen hätten. Da hiess es, sie wären gegen den Kaiser ungehorsam gewesen und hätten eine Revolution machen wollen. — Was heisst das, „Revolution"? — „Ungehorsam gegen den Kaiser?" Ich begriff schlechterdings nichts von alledem und fragte mein Orakel, Maria, die ja so lange in Italien gelebt hatte und daher wissen musste, was diese Verbrecher verschuldet hätten, die nicht Diebe, Räuber oder Mörder waren. Sie antwortete mir mit der Frage: „Liebst du deine Eltern, deine Geschwister, dein Heim, dein Vaterland Kroatien?" Selbstverständlich bejahte ich diese Frage. Dann sagte sie mir: „Siehst du, das haben auch diese Unglücklichen gethan." — „Also auch ich werde in Ketten gelegt und drei Monate lang zu Fuss nach Munkács oder Szegedin geschleppt werden wie diese Armen?" — „Gott behüte dich, mein liebes gutes Kind, vor solchem Unglück!" Ich wollte wissen, was Ungehorsam gegen den Kaiser, was Revolution bedeute und Maria suchte es mir möglichst klar zu machen. Was dies bei mir fruchtete, zeigt der Schluss, den ich aus diesen Erklärungen zog: Wenn man seine Eltern, Geschwister, sein Haus, sein Vaterland liebt, ist man dem Kaiser ungehorsam, will Revolution machen, wird in Ketten geschlagen und muss drei Monate lang zu Fuss in den Kerker gehen, wo man viele Jahre lang eingesperrt bleibt.

Meine kindliche Phantasie ward durch das Gehörte so aufgeregt, dass ich diese Unglücklichen wachend und träumend immer vor Augen hatte. Ich wollte sie um jeden Preis sehen, und bot alle Schmeicheleien auf, um meine Mutter zu bestimmen, mit mir in die Stadt zu

fahren. Meine gute Mutter war aber so weichherzig, dass, wie sie mir sagte, es ihr ganz unmöglich wäre, diese Unglücklichen zu sehen, ohne über ihr trauriges Loos zu weinen. Meine Mutter weinen zu sehen hätte mich zur Verzweiflung gebracht. Aber meine Theilnahme für die armen Sträflinge war zu gross, als dass ich darauf verzichtet hätte sie zu sehen und zu trösten, denn da es Italiener waren, konnte ich ja mit ihnen sprechen. Nach endlosen, dringenden Bitten setzte ich es durch, dass mir gestattet wurde, mit Maria nach Karlstadt zu fahren, sobald der Transport daselbst eintreffen würde. Dies geschah einige Tage später. Auf der Fahrt fragte ich Maria wiederholt, ob nicht unter den Sträflingen vielleicht doch Diebe und Räuber wären. Sie beruhigte mich darüber mit der Versicherung, solche Missethäter würden in ihrer Heimath eingesperrt und nicht in entfernte Kerker geschickt.

Die Sträflinge bivouakirten unter freiem Himmel und von allen Seiten von Wachposten mit aufgepflanztem Bayonnet umgeben ausserhalb der Stadt bei der Vorstadt Gaza. Viele Bürger und Arbeiter gingen dahin aus Neugier, diese Unglücklichen zu sehen — manche auch, um sie zn trösten und ihnen eine Unterstützung in Geld oder Brot zu reichen. Die Wachposten gestatteten mit den Sträflingen zu sprechen, nicht aber sich auf mehr als Armlänge ihnen zu nähern. Viele Einwohner von Karlstadt verstanden italienisch, weil man dort stete Verbindungen mit Fiume und Senj hatte, und sprachen mit den Unglücklichen. Ich erspähte unter diesen einen ungewöhnlich schönen und trotz seiner Sträflingskleidung und seinen zerrissenen Schuhen sehr vornehm aussehenden

Mann, lief auf ihn zu und wollte ihm ein silbernes Groschenstück — meine ganze Habe — darreichen. Der Mann hob mich auf seine Arme und küsste mich und weinte. Nun begann auch ich zu weinen und küsste ihn. „Non piangere, pover uomo,“ sagte ich ihm, „tu mi fai piangere.“ — „Bist du auch ein Italiener, caro bambino?“ — „Nein, ich bin Kroat, aber ich spreche italienisch.“ Und wieder wollte er mich auf die Arme nehmen, aber ein Soldat stiess ihn zurück, was mich so betrübte, dass ich wieder zu weinen anfing. Der Sträfling suchte mich zu beruhigen und sagte: „Non curarti di questo sgherro. Anch' io ho un bambino, carino quanto te.“ — „Dove è?“ — „A Camerino — lontano, lontano.“ — „E perchè non è venuto con te?“ — „Che Dio lo guardi!“ — „E perchè hai disubbedito all' Imperatore?“ — „Che ho io da fare coll' Imperatore! Il tuo Imperatore non è mio padrone.“ — „E pure ti manda quà? E perchè?“ — „Perchè amo la mia patria.“ Während er dies sagte, kam der Wache habende Offizier, fuhr ihn hart an, und stiess mich zurück. Der Sträfling rief mir zu: „Addio, angelo mio, ricordati di me.“

Maria, die während dessen mit einem andern Sträfling geplaudert hatte, eilte auf mich zu, als sie sah wie roh mich jener Offizier zurückgestossen hatte und führte mich rasch fort.

„Maria,“ sagte ich ihr, „der Mann sagte mir, dass der Kaiser nicht sein Herr sei und ihn herschickte, weil er sein Vaterland liebe. Ist das gerecht?“ — „Nein, mein Kind, es ist nicht gerecht, aber es geschieht so. Frage nicht weiter, damit die Leute es nicht hören.“

Ich kam nach Hause und weinte bitterlich über das



Unglück der armen Menschen. Es kam die Nacht, aber ich konnte nicht schlafen und betete für diese Unglücklichen. Die Worte, die der Mann und Maria mir gesagt hatten, klangen mir beständig in den Ohren: „der Kaiser, der nicht sein Herr ist, schickt ihn in einen fernen Kerker und trennt ihn von seinem Kinde, weil er sein Vaterland liebt. Dies ist nicht gerecht und dennoch geschieht es. Warum lässt Gott dies zu?“ Das kleine Gehirn des siebenjährigen Jungen mühte sich vergeblich mit diesen Räthseln ab. Als ich am Morgen übernächtig aufstand, kniete ich vor der über dem Bette hängenden, in einem Glaskasten verwahrten vergoldeten Madonnenstatue nieder, betete inbrünstig für alle Unglücklichen und unschuldig Leidenden und gelobte der Madonna, wenn ich ein Mann werde, mein Leben lang für Gerechtigkeit zu kämpfen, ihre Unterdrücker zu hassen und mein Vaterland zu lieben, selbst wenn ich, wie jener schöne, gute und dabei so unglückliche Italiener, desshalb in Ketten zwei Monate lang zu Fuss in die Kerker von Munkács oder Szegedin geschleppt werden sollte.

Seither sind über sechzig Jahre verflossen und den Hannibalsschwur des Kindes habe ich als Jüngling und als Mann heilig und unverbrüchlich gehalten.

2.

Die kleinen Erlebnisse in dem Bivouak der italienischen [illegible] Sträflinge hatten einen so tiefen und [illegible] [illegible] auf mich gemacht und zurückge-

lassen, dass ich nicht umhin konnte, mir die Leiden dieser Unglücklichen fortwährend gegenwärtig zn halten. Mein zart besaitetes, liebevolles, weiches und durch die Zärtlichkeit meiner Mutter und Marias noch mehr verweichlichtes Gemüth musste nothwendig darunter leiden. Ich sass im Zimmer oder im Garten stundenlang allein, traurig, ohne ein Wort zu sprechen. Ich hörte auf, mit Puppen zu spielen und mied auch die Gesellschaft meiner Schwestern, ja es kam mir vor, als ob meine ekstatische Liebe zu meiner Mutter sich vermindert hätte. Die einzige Person die ich nicht mied, sondern aufsuchte, war Maria, die nicht aufhören durfte, mir von den Aufständen in Süd-Italien, von der Verfolgung der italienischen Patrioten zu erzählen. Im Hause der Familie Nugent hatte sie Gelegenheit vieles davon zu hören und bildete sich ein selbständiges Urtheil über die dortigen Menschen und Zustände im Gegensatz zu den bei ihrer hocharistokratischen Dienstherrschaft geltenden Ansichten. Was ich nun von Maria hörte, ergriff mich in der Tiefe meines kleinen kindlichen Herzens, welches dabei keinem Trost zugänglich war. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieser mein Gemüthszustand, indem er mich physisch entkräftete, der Grund war, dass ich, der noch niemals auch nur einen Tag unwohl gewesen, schwer erkrankte. Unser Hausarzt erklärte, ich leide an Würmern (Helminthiasis) und behandelte mich mit kolossalen Dosen von Kalomel, der mir die zweiten Zähne gründlich verdarb. Meine Mutter verlobte mich, wenn ich genese, dem heiligen Antonius von Padua und ich sollte znr Lösung dieses Gelübdes ein Jahr lang die braune Kutte des Franciscanerordens mit Kapuze, Strickgürtel und Sandalen tragen. Sobald ich

genas, wurde diese Kleidung beschafft und ich in der Karlstädter Stadtpfarrkirche in der dem Heiligen Antonius gewidmeten Kapelle darin von dem Pater Guardian eingekleidet. Ich spazierte in dieser mönchischen Verkleidung zur Belustigung der gesammten Strassenjugend in der Stadt und zu Hause herum und bildete mir nicht wenig ein, wenn die Franciscanermönche mich als Ihresgleichen behandelten und mich „Pater Antonius" nannten.

Bisher war ich nicht weiter als bis Karlstadt gekommen, im Jahre 1832 machte ich mit meiner Mutter die erste Reise nach der Hauptstadt Kroatiens, Agram. Den ostensiblen Anlass dazu bot die Installation des neuernannten Ban's (Vicekönig) von Kroatien, General Baron Vlašić. Der bisherige Ban, General Graf Gyulay, der zugleich Hofkriegsrathspräsident (Kriegsminister) war und daher in Wien residierte, kam nur selten und stets nur für einige Tage nach Kroatien um seine hier liegende Herrschaft Brezovica zu besuchen, so dass man ihn im Lande kaum kannte. Er war wie sein Sohn, der spätere Oberbefehlshaber in dem östreichisch-italienischen Kriege von 1859 unglücklichen Andenkens, ein geistig höchst beschränkter und fabelhaft hochmüthiger Aristokrat und äusserst unpopulär im Lande. Sein Tod wurde in Kroatien mit Jubel begrüsst und bereitete seinem Nachfolger einen überaus sympathischen Empfang, da Baron Vlašić ein Kroat war und man erwartete, dass er im Lande residieren werde.

Den wirklichen Grund zu dieser meiner ersten Reise nach Agram boten aber nicht die Installationsfeierlichkeiten, sondern eine Familienangelegenheit. Mein älterer Bruder Štefica hatte im Jahre 1828 seinen Lehrcurs auf

der Militärschule in Turanj beendet und General Graf Nugent, welcher Inhaber eines polnischen Infanterieregiments war, nahm ihn als Cadetten in sein Regiment auf, das in Galizien in Garnison lag. Meinem Bruder behagte es jedoch nicht, dahin zu gehen und mein Vater setzte es bei Graf Nugent durch, dass mein Bruder durch dessen Protection zum 10. Jägerbataillon, welches in Como und Varese garnisonierte, transferiert wurde. Aber dem jungen Herrn gefiel es anch in Italien nicht und er wünschte als Offizier zu einem kroatischen Militärgrenzregimente übersetzt zu werden. Da der neue Ban, Baron Vlašić, ein alter Freund meines Vaters war, und als Inhaber zweier Grenzregimenter diesen Wunsch leicht erfüllen konnte, reisten wir zu seiner Installationsfeier. Ich erinnere mich nur, den alten Herrn in der prunkvollen Uniform eines ungarischen Generals — in scharlachrothen goldverschnürten Békes, weissem mit Marderpelz verbrämten Mente, rothen goldverschnürten engen Hosen mit goldgestickten hohen Stiefeln und mit Kalpak mit weissem Reiherfederbusch — auf einem glänzend geschirrten Schimmel reitend gesehen zu haben als er vor dem Volke den vorgeschriebenen Diensteid leistete. Meine Mutter wird wohl erst beim Ban oder seiner Frau einen Besuch gemacht haben, da sie zur Festtafel geladen wurde, während ich in meiner Mönchskutte zu Hause blieb. Nach einigen Tagen nahm mich meine Mutter zum Besuche bei der Banin mit und da hörte ich, dass der Ban meinen Bruder zum Fähnrich im ersten Banal-Grenzregimente ernannt hat. Die Banin, eine ältere freundliche Dame, fand offenbar ihren Spass an meiner mönchischen Verkleidung, nannte mich „Pater Antonins“ und küsste mir

die Hand wie wenn ich wirklich ein alter Mönch wäre. Ich erinnere mich nicht ob ich den Spass verstand, wohl aber erinnere ich mich, dass ich mich da zum ersten Male meiner Maskerade gerade so schämte wie ehedem meiner Verkleidung als Mädchen, und dass ich im Nachhausefahren meiner Mutter ohne Umschweife erklärte, ich wolle nicht länger die Mönchskutte tragen und mich darin verhöhnen lassen. Meine Mutter aber bemerkte mit grosser, mich überraschender Strenge, dass ich, ob ich wolle oder nicht, die Kutte bis zum Ende des Verlobungsjahres tragen müsse.

Einige Wochen später kam mein Bruder aus Italien nach Hause zurück und brachte bitteren Hass gegen die Italiener mit. Ich habe bereits gesagt, dass er um dreizehn Jahre älter war als ich, und da er früher nur an grossen Feiertagen ins Elternhaus kommen konnte, hatten wir uns in meiner Kindheit wenig und selten gesehen und blieben uns gegenseitig fremd, als ob wir gar nicht Brüder wären. Die wenigen Wochen, die er jetzt vor dem Einrücken in seine neue Station zu Hause zubrachte, waren im Grunde wie eine erste Begegnung der Brüder. Aber so wie das Alter, trennten uns auch seine Gespräche immer mehr. Er hatte keine Lust, sich mit einem achtjährigen Jungen zu beschäftigen und auch ich ging ihm nicht nach. Bei Tische erzählte er von seinen Erlebnissen in Mailand und Como und diese mochten allerdings für einen jungen östreichischen Offizier nicht immer erfreulich gewesen sein. Aber sein soldatischer Hass gegen das „verrätherische, hinterlistige, feige, rebellische Gesindel“ — so nannte er die patriotische lombardische Aristokratie und das gebildete Mailänder Bürgerthum — kannte keine Grenzen und der

Refrain seiner Erzählungen war, dass er, wenn er der Kaiser wäre, diese ganze Brut henken oder niederschiessen liesse, da es unmöglich sei, mit ihnen friedlich zu leben. Diese Reden verletzten mich tief und ich nahm, so gut ich es verstand, für die Italiener Partei und nannte ihn einen Bösewicht, weil er Leute hasste, welche ihr Vaterland lieben. Es versteht sich von selbst, dass er mich mit aller Superiorität seines Alters und der Autorität eines „k. k. Fähnrichs" schweigen hiess und mir schliesslich prophezeite, dass ich, wie jene „verruchten Rebellen" in Munkács oder auf dem Spielberg freie Wohnung und Verpflegung finden werde. Es liegt auf der Hand, dass sich unter solchen Umständen ein brüderliches Verhältniss zwischen uns nicht entwickeln konnte und dass wir uns bis zu unseren späteren Mannesjahren völlig fremd blieben.

Mein Bruder wurde in die Lasinjer Compagnie eingetheilt, deren Commandant ein Hauptmann Graf George Drašković war, ein damals noch sehr junger, hübscher Mann, der von einem Husarenregimente in die Militärgrenze transferirt worden war, um sich hier von schweren, im Spiel und an Pferden erlittenen Verlusten zu erholen. Die Station meines Bruders war ein kleines Dorf Kovačevac, etwa drei Wegstunden von Lasinja entfernt. Graf George war froh, einen jungen eleganten Offizier in seiner Nähe zu haben und gegen alle Dienstvorschriften hielt er wochenlang meinen Bruder bei sich in Lasinja zurück. Da sich unter den jungen Herren bald eine intime Freundschaft bildete, wünschte Graf George auch die Bekanntschaft unserer Eltern zu machen, kam auf Besuch nach Vodostaje und lud uns zu sich nach Lasinja ein.

Bei dem ersten Besuch, den wir ihm erwiderten,

hörte ich zuerst das Wort „Bibliothek" nennen. Graf George besass zwei Glaskästen mit zierlich eingebundenen Büchern. Etwas Derartiges hatte ich noch nicht gesehen, denn im Elternhause gab es ausser der oben erwähnten Heiligenlegende nur einige landwirthschaftliche und Erbauungsbücher und auf dem Nachttische meiner Mutter lag stets ein kleines Buch, auf dessen Rücken das einzige Wort „Horatius" in Golddruck stand, und in welchem meine Mutter manchmal des Abends nach Verrichtung ihres Gebetes zu lesen pflegte. Es war eine zierliche Ausgabe des Horaz in lateinischer Sprache, welche, wie schon erwähnt, meine Mutter verstand und sprach. Jene noch nie gesehene Menge von Büchern war mir daher etwas ganz Neues und imponierte mir ungeheuer: ich dachte, so viele Bücher gäbe es in der ganzen Welt nicht. Graf George weidete sich an meinem ehrfurchtsvollen Staunen, schloss die Bücherkästen auf und sagte mir, ich könne jedes einzelne Buch herausnehmen und ansehen. Ich liess es mir nicht zweimal sagen. Ich begann mit den untersten Reihen der grössten Bücher, welche zahlreiche Städteansichten enthielten und mich so entzückten, dass ich nicht einmal zum Essen kommen wollte. Es war ein vielbändiges Werk, dessen in Kupfer gestochenen Titel „Merkwürdigkeiten der Welt" ich zwar lesen konnte, aber nicht verstand, da ich nicht deutsch konnte — es war eine Art von „Meyer's Universum". Der Wunsch, so etwas lesen zu können, führte mich zu dem Vorsatz, jetzt so schnell als möglich deutsch zu lernen, um so mehr, als beinahe alle Bücher der Bibliothek deutsche waren. Der Rest bestand meist aus sogenannten „Taschenbüchern", kleinen Bändchen in elegantem Einband mit Goldschnitt

nnd einigen Knpferstichen, von denen mich die kleinen Ramberg'schen in Stephan Schütze's „Taschenbnch der Liebe und Freundschaft" besonders erfreuten. Mein Entzücken aber stieg aufs höchste, als ich einen Quartband „Raccolta di Cento Vedute di Roma e dei suoi dintorni, incise da Rinaldi e Parboni" fand. Ich konnte mich an diesen Herrlichkeiten nicht satt sehen und blätterte darin den ganzen Tag. Wie, wenn es noch ein anderes Werk dieser Art in der Bibliothek gäbe? In der That fand ich einen Folioband mit gleichem Titel und Inhalt, nnr mit dem Unterschiede, dass die Kupferstiche doppelt so gross als in der anderen Ansgabe waren. Graf George machte mir die nnsägliche Frende, mir die kleinere „Raccolta" zu schenken. Ich erinnere mich, dass er, als ich ihm zum Danke die Hand küssen wollte, dies nicht zugab, sondern mir sagte: „Ja nisam pop" (Ich bin kein Priester) und sich von mir auf den Mund küssen liess.

Nach Hanse zurückgekehrt, zeigte ich Maria mein entzückendes Geschenk und liess mir von ihr alle die dargestellten Sehenswürdigkeiten Roms beschreiben. Sie hatte mir schon oft genug von allen erzählt, aber mit den Bildern vor den Augen erhielt die Erzählung ein ganz neues Leben. Ich träumte nur von Rom und beneidete die Glücklichen, die es gesehen haben. Bei aller Lebhaftigkeit meiner kindlichen Phantasie wagte ich nicht zu denken, dass dieses Glück anch mir einmal zu Theil werden könnte. Wenn ich bei Maria's Erzählungen an Reisen dachte, hielt ich höchstens für möglich, einmal das Meerwunder Venedig zu sehen; aber über diese „ultima Thule" hinaus reichten auch meine kühnsten Wünsche nicht: Florenz, Rom, Neapel, den Vesuv sehen zu wollen, lag ausserhalb des

Bereichs der Möglichkeit und ich hatte keine Mühe, solchem unerreichbaren Glücke zu entsagen.

Graf George hatte mir versprochen, mir nach und nach alle seine Bücher zum Lesen zu geben, sobald ich deutsch gelernt haben würde und sie verstehen könnte. Dies war das wirksamste Mittel, mich zum Erlernen der deutschen Sprache anzueifern. Ich flehte meine Mutter an, sie mir zu lehren — Maria verstand nicht deutsch — aber sie sagte, dass sie nicht genug gut deutsch spreche, um es mir zu lehren, denn ich müsste es so gut erlernen, wie italienisch und französisch, aber sie versprach mir, für einen Lehrer zu sorgen. Nun fügte es der Zufall, dass bald darauf ein kleines Détachement Truppen der Karlstädter Garnison in die um Vodostaje liegenden und theilweise unseren Besitz bildenden Dörfer verlegt wurde. Der Vorwand dieser neuen Maassregel, welche „Räubercommando“ genannt wurde, war um so seltsamer, als man niemals in dieser Gegend von Räubern gehört hatte; von dem wirklichen Grunde dieses „Räubercommando's“ sprach niemand, und erst nach Jahren erfuhr ich, dass die Regierung politische Unruhen in dem friedlichen, politisch todten Lande befürchtet hatte!

Das kleine Détachement war nominell von einem Lieutenant commandiert, der aber in Karlstadt blieb und nur selten ab und zu in diese Dörfer kam und dann bei uns zu Tisch geladen wurde. Der wirkliche Commandant war ein alter Unteroffizier, der in den Kriegen gegen Napoleon in Oestreich, Deutschland und Frankreich mitgefochten hatte und ausser dem zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig gestifteten „Kanonenkreuz“ den spöttisch sogenannten „Branntweinstern“, eine achteckige Me-

daille aus vergoldetem Blech, die zur Anerkennung 25jähriger guter Dienste verliehen wurde, auf der Brust trug. Er hiess Joseph Ternus und war ein Deutscher aus der Zips (in Oberungarn). Als er sich bei meinem Vater als Gutsherrn zu melden kam, gefiel er mir sofort und ich fragte ihn vergeblich auf kroatisch, ob er deutsch verstehe. Aber er verstand meine Frage nicht und mein Vater musste sie ihm auf deutsch wiederholen. Er antwortete: „Das versteht sich!“ und diese erste von ihm gehörte deutsche Phrase klang mir so komisch im Ohr, dass ich ihn weiterhin immer „Ternus-Dasverstehtsich“ nannte.

Dieser brave Mann wurde nun mein erster Lehrer der deutschen Sprache. Da ihm das „Räubercommando“ in Ermangelung von Räubern schlechterdings nichts zu thun gab, brachte er den ganzen Tag bei mir im Herrnhof zu und nahm sich die grösste Mühe, mir die deutsche Sprache beizubringen und nebenbei meiner Maria den Hof zu machen und zwar, merkwürdiger Weise, in französischer Sprache, die er radebrechte. Da ich daraus sah, dass ich mich mit ihm in dieser Sprache verständigen konnte, ging es mit dem Lernen der deutschen leicht und rasch vorwärts. Im Winter von 1832 auf 1833 hatte ich es so weit gebracht, dass ich es leidlich geläufig sprechen konnte. Im Frühjahr 1833 wurde das „Räubercommando“ aufgehoben und mein guter „Dasverstehtsich“ musste zu seinem Regiment in Karlstadt einrücken, von wo er noch einige Male mich besuchte, bis sein Regiment anderwärts transferiert wurde.

Ich fand bald einen Ersatz für ihn in einem Gärtner, den sich mein Vater von der „Gartenbaugesellschaft“ in

Frauendorf in Bayern empfehlen liess. Er war aus Onolzbach gebürtig und hiess Adam Bertus, war hoch und schmächtig und von so dunkelbrauner Gesichtsfarbe, dass er sich ohne Widerspruch für einen Hindu hätte ausgeben können, weshalb ihn unsere Dienstleute den „Mohren“ nannten, dabei ein herzensguter aber unglaublich träger Mann, der stundenlang auf dem Rücken in der Sonne liegen konnte, ohne die Augen vor ihren Strahlen zu schliessen. Froh, jemanden zu haben, mit dem ich deutsch sprechen konnte, machte ich unverzüglich Freundschaft mit Adam und erzählte ihm mit grossem Selbstbewusstsein, wie schnell ich deutsch erlernt habe. Anstatt des erwarteten Lobes sagte er mir trocken und ernst: „Hören Sie, junger Herr, sprechen Sie ja vor niemandem deutsch. Wer Ihnen diese Aussprache lehrte, muss ein Hottentotte gewesen sein. Was Sie sprechen, ist kein deutsch, sondern eine Hundesprache.“ Starr von Scham und Entrüstung, war ich nicht im Stande, auch nur ein Wort zu finden, brach in Thränen aus und wollte ins Haus gehen, um den „Mohren“ bei meinem Vater zu verklagen. Er aber hielt mich am Arm fest und sagte: „Da Sie Lust haben, deutsch zu lernen, werde ich Ihnen so sprechen lehren, wie es sich für einen jungen Herrn schickt. Kommen Sie jeden Tag nach dem Essen in den Garten unter die alte Linde und da will ich Ihnen eine Unterrichtsstunde geben. Topp!“

Am Abend erzählte ich diese Scene meiner Mutter und bat sie, den „Mohren“ nicht zur Rede zu stellen, weil ich sonst um den gehofften Unterricht käme. Meine Mutter versprach es mir, führte mich aber selbst in den Garten und ich fürchtete, dass sie ihn doch schelten

würde. Adam war zur Stelle und grüsste sie ehrerbietig. Sie sagte zu ihm: „Vergessen Sie nicht, dass wir nicht Deutsche sind und nicht so gut sprechen können, wie Sie. Lehren Sie dem Jungen wie gebildete Leute in Deutschland sprechen und Sie werden Ihre Mühe nicht zu bedauern haben.“ Er entschuldigte sich damit, dass es ihm leid that, dass man mich so schlecht unterrichtet habe, weil sich angelernte und angewöhnte Fehler schwer ablegen lassen. Er sprach dann weiter von Grammatik, von Styl, von Vortrag, Dinge, von denen ich nichts verstand, die aber meiner Mutter eine sehr gute Meinung von der Bildung des „Mohren“ beibrachten.

Ich hatte mir schon einen beträchtlichen deutschen Wortschatz zu eigen gemacht, aber meine Sprache mochte wohl „hottentottisch“ gewesen sein, das heisst, die damals unter den östreichischen Deutschen der unteren Volksklassen übliche, die von keinem Unterschied in der Aussprache der Sylben ei und eu oder äu, zwischen e und ö, oder i und ü weiss, starke und schwache Conjugation häufig vermischt und das Imperfectum kaum kennt oder möglichst vermeidet. Mein „Mohr“ besass wirklich eine gute Schulbildung und ihm verdanke ich die richtige Aussprache des Deutschen, den richtigen Gebrauch des Imperfectums und die Kenntniss der Conjugation der damals sogenannten „unregelmässigen“ Verba, alles Dinge, die ich später in der Schule niemals erlernt hätte, weil meine Lehrer selbst sie nicht wussten. Leider blieb Adam nur etwas länger als ein Jahr in unserem Dienst. Er pflegte jeden Sonntag nach der Stadt zu gehen und fand den kroatischen Wein so gut, dass er am Abend regelmässig betrunken nach Hause kam. Während des Winters fiel

er in diesem Zustand in den Fluss und wurde zwar gerettet, zog sich aber durch die erlittene Erkältung eine Lungenentzündung zu, die rasch zur Schwindsucht führte. Als er sich dem Tode nahe fühlte, wünschte er in seine Heimath zurückzukehren. Vergeblich suchten meine Eltern ihm dies Hirngespinnst auszureden, da der arme Mann nicht reisefähig war und unterwegs sterben musste. Er bestand jedoch auf seinem Wunsch und mein Vater stattete ihn reichlich mit Reisegeld aus. Wir hörten nichts mehr von ihm.

Damit hatte mein deutscher Sprachunterricht geendet, aber ich setzte ihn durch Lecture fort. Graf George Drašković, der eben auch nur „Armeedeutsch“ sprach, staunte, dass ich jetzt „so gut deutsch sprach wie die Schauspieler am Burgtheater“ und schickte mir durch meinen Bruder, so oft dieser nach Hause kam, einen Pack „Taschenbücher“ zum Lesen, die dann immer gegen neue umgetauscht wurden. Ich verschlang diese grösstentheils höchst mittelmässigen Gedichte und Novellen, wie wenn es lauter Meisterwerke gewesen wären, und da ich ein vorzügliches Gedächtniss hatte, behielt ich alles Gelesene wörtlich. Die Freunde des Elternhauses staunten die „Gelehrsamkeit“ des Knaben an nnd bestürmten meinen Vater, mich in die Schule zu schicken. Dieser aber behauptete, es wäre noch zu früh, ich wäre noch zu klein, um täglich in die Schule zu gehen und würde, an das ungebundene Landleben gewöhnt, mich in der Stadt nicht behaglich fühlen. Erst wenn ich zehn Jahre alt wäre, sollte ich auf die Schule kommen. Und dabei blieb es.

Ich denke, dass der wahre Grund seines Sträubens darin lag, dass er nicht gern in die Stadt ziehen mochte.

Dies wäre aber unerlässlich gewesen, weil meine Mutter sich niemals dazu verstanden hätte, sich von mir zu trennen und mich fremder Aufsicht und Pflege anzuvertrauen. Mein Schulbesuch war also gleichbedeutend mit gänzlichem Umzug in die Stadt, und diesem Umstande verdankte ich die weiteren zwei Jahre unbeschränkter Freiheit.

Ich genoss sie in vollen Zügen.

* * *

An einem trüben Regentage, da ich nicht im Freien herumstreichen konnte, fand ich in einer Dachkammer einen grossen Folioband ohne Text, aus Blättern starken Papiers bestehend, auf deren jedem zwei und oft zehn Kupferstiche aufgeklebt waren. Niemand wusste, wie dieses Buch in mein Elternhaus gekommen war; die Bilder schienen niemandem zu gefallen, und niemand sah sie an. Ich, damals ein neunjähriger Knabe, zog das Buch aus der Dachkammer und blätterte darin, aber die hässlichen Gesichter auf den dunklen Kupferstichen zogen mich nicht an, obgleich sich mehrere derselben tief in mein Gedächtniss eingeprägt hatten. Eines Tages kamen meine beiden noch jüngeren Schwestern dazu, wie ich in dem Buche blätterte. Einer der Köpfe missfiel ihnen ganz absonderlich und wurde aus dem Buche herausgerissen. Dasselbe Schicksal traf auch bald andere Blätter. Sie wurden von uns auf den Wänden eines Korridors aufgeklebt. Um die schöne Pergamentdecke des grossen Buches zu besitzen, schnitt ich endlich mit einem Küchenmesser die Blätter heraus und meine Schwestern zerrissen sie um die Wette; ich nahm die Pergamentdecke für mich, niemandem fiel es ein, mich darob zur Rede zu stellen.

In wenigen Tagen waren alle Bilder zerrissen, zerstreut und bald ganz vergessen.

Etwa zehn Jahre später kam ich zum ersten Male nach Wien. Im Gasthofe wurde beim Mittagstisch von der Kupferstichsammlung des damals noch lebenden Erzherzogs Karl (der Albertina) gesprochen. Es musste dort irgend etwas vorgefallen sein, aber ich erinnere mich dessen nicht mehr. Eine Kupferstichsammlung war mir etwas Neues. Ich fragte einen der Herren, die davon sprachen, ob man sie wohl sehen könnte. Er antwortete mir bejahend, nur müsste ich vorher um die Erlaubniss zur Besichtigung bitten. Am bestimmten Tage ging ich dahin und bat den freundlichen Director, mir zu rathen, was ich ansehen sollte, da ich ein Neuling wäre. Er liess mir erst neuere italienische und französische Stiche zeigen. Nachdem ich damit fertig war, liess er mir alte Holländer vorlegen, endlich Rembrandt. Nachdem ich einige Blätter angesehen, kam es mir vor, als ob ich dieses und jenes schon irgendwo gesehen hätte, aber ich wusste nicht wo. Rembrandt's Portraits, Adam und Eva, das Hundertguldenblatt, die grosse Kreuzabnahme, das französische Modebett, der grosse Coppenol, Tolling, die Judenbraut, waren mir so bekannt, dass ich eine wahre Freude fühlte, sie wiederzusehen. Wie ein Blitz flog es mir durch den Kopf: das sind dieselben Bilder, die in jenem Pergamentfolianten eingeklebt waren. Es war kein Zweifel mehr möglich: auch dort stand ja auf einem und dem andern Blatte „Rembrandt“ geschrieben: aber wer hätte mir zu sagen gewusst, was dies Wort bedeute? Alle meine Gedanken wandten sich zu meinen Kindheitsjahren zurück, zu meinen Schwestern, die mit mir in fröhlicher

Eintracht jene Blätter zerrissen; ich erinnerte mich, dass gerade „Tolling“ der erste war, der im Korridor aufgeklebt wurde. Die gemüthliche Seite dieser Erinnerung liess in mir keine andere Erwägung aufkommen, und ich fing von vorne an in dem Buche zu blättern. Es kam die Sperrstunde, und im Weggehen erzählte ich dem Director, dass ich beinahe alle diese Stiche kenne, sie besessen und zerstört habe. Er sah mich mit stierem Blick an und brach in den Ausruf aus: „Sie Unglücksmensch, Sie haben da ein Vermögen von einer halben Million vernichtet!“ Nun war die Reihe des sprachlosen Anstarrens an mir: jene hässlichen Figuren sollten eine halbe Million werth sein! Der Director erklärte mir dies national-ökonomische Wunder und entrüstete sich über die Barbarei der Menschen, die einen solchen Kunstschatz zum Kinderspielzeug hergaben und zu Grunde gehen liessen.

Ich verzichte darauf, zu schildern, was in mir vorging. Als ich in meine Heimath zurückkehrte, erzählte ich den Vorfall meinen Eltern. Mein Vater lachte mich weidlich aus, dass ich „solch dummes Geschwätz“ glaubte, und unsere Bekannten verhöhnten mich. Meine Mutter glaubte auch nicht an „diese Fabel“; ich fragte sie aber im Vertrauen, ob sie sich nicht zu erinnern wüsste, wie jene Bücher in unser Haus gekommen wären? Aber sie erinnerte sich dessen nicht. Nach einigen Tagen sagte sie mir mit dem grössten Gleichmuth, es sei ihr dies eingefallen. Zur Zeit der französischen Invasion im Jahre 1809 wohnte bei uns der Intendant, Marquis de Contades. Als im Jahre 1814 vom Kaiser der Befehl kam, das Land mit grösster Schnelligkeit zu räumen, musste der Intendant eiligst noch in derselben Nacht nach Mailand ab-

reisen. Seine Dienerschaft blieb noch einen Tag da und packte seine Effekten eiligst ein. Einige Bücher blieben zurück, darunter mehrere solche „Bilderbücher", mit denen mein um dreizehn Jahre älterer Bruder, damals ein Knabe von drei Jahren, zu spielen pflegte und die er nach Kinderart zerriss. Diese schlichte, gleichgültige Erzählung zerriss mir das Herz: welche Knnstschätze und welcher Werth konnte auf diese Art zerstört worden sein! Noch hente kann ich nicht ohne den bittersten Schmerz an diese Geschichte denken. Was in meinem Elternhanse vorfiel, wie oft konnte es anderwärts in den letzten Jahrhunderten vorgefallen sein? Von da ab war mir jeder Kupferstich ein Gegenstand zärtlichster Aufmerksamkeit.

* * *

Der Herrenhof in Vodostaje liegt etwa hundert Schritte weit vom Ufer der Kupa, an welcher wir als Regalrecht eine Fähre unterhielten, die von allen auf dem verkürzten Wege nach Karlstadt Gehenden benutzt wurde. Das Fährgeld betrug einen Kreuzer. Der Fährmann war ein alter Grenzsoldat, der unter Napoleon die Feldzüge von 1812—1814 mitgemacht hatte. Der alte Jovo liebte mich wie wenn ich sein eigenes Kind gewesen wäre und anch ich liebte ihn sehr. Er ranchte den ganzen Tag und sein starker buschiger Schnurrbart roch wie ein Tabakbeutel. Aber das hinderte mich nicht, mich täglich von ihm abküssen zu lassen und ihn zu küssen. So oft ich ans dem Hause entschlüpfen konnte, lief ich zn Jovo an den Flnss und konnte mich nicht satthören an seinen Erzählnngen von Napoleon, den er vergötterte, von dem Kriege in Russland und in Deutschland, von Siegen und

Niederlagen und vom Tode des grossen Kaisers im Kerker. Um bei diesen Erzählungen nicht gestört zu werden, setzten wir uns in den Kahn und Jovo ruderte in der Mitte des Flussbettes bis zur Mündung der Korana und zurück, oft eine Stunde lang. Als der Sommer kam, wollte mich Jovo schwimmen lehren und ich sollte die Mutter um ihre Erlaubniss dazu bitten. Aber meine gute Mutter fürchtete sich vor dem Wasser und blieb unerbittlich: wenn ich nicht folgte, drohte sie mir, werde sie Jovo verbieten, mich im Kahn zu fahren. So kam es, dass ich, obgleich am Wasser geboren und aufgewachsen, niemals schwimmen lernte und unsere Bauernkinder mit Neid baden und schwimmen sah.

Da mir das Wasser versagt war, wollte ich mich dafür durch Reiten schadlos halten. Wir hatten stets 5 bis 6 Pferde im Stalle stehen und ich liebte die Pferde von frühester Kindheit an. Unser Kutscher Jankić Vlaho — er begleitete mich zehn Jahre später nach Berlin und ich werde in der Folge noch manches von ihm zu erzählen haben — war neben Jovo mein Liebling unter unseren Dienstleuten und mein Vertrauter. Wenn unsere Wagenpferde im Stalle waren, ging ich mehrmals im Tage zu ihnen und liess mich von Jankić jetzt auf eines dann auf ein anderes setzen und reitend in dem grossen Hofe herumführen. Wenn meine Mutter mich zu Pferde sah, schrie sie vor Angst und befahl Jankić, mich sofort vom Pferde herabzunehmen. Aber er machte ihr begreiflich, dass es gar keine Gefahr gebe, da er immer neben mir einhergehe, und sie beruhigte sich schliesslich um so leichter als mein Vater, der ein passionierter Reiter war, darauf bestand, dass ich reiten

lernen sollte. Nach langem Bitten setzte ich es durch, dass für mich ein guter englischer Sattel angeschafft wurde, und obwohl meine Beine nur bis zum halben Bauch des Pferdes reichten, sass ich bald so fest und stramm zu Pferde, dass meine Mutter ihre Furcht verlor. Mein leidenschaftliches Naturell begnügte sich jedoch nicht mit dem Ritt im Hofe; ich wollte weit hinaus ins Feld und in den Wald, am liebsten in den fernen Weinberg, aber Jankić wagte es nicht, mir dazu die Hand zu bieten und ein halbstündiger Ritt ausserhalb des Hofes war schon eine grosse Gunst.

Die Freude an dem schönen Sattel hielt nicht lang vor: ich begann über Zaum, Sattel und Steigbügel zu philosophieren und kam zu dem Schlusse, dass man auch ohne alle diese schönen Erfindungen der Menschen ebenso gut reiten könnte, wie es ja auch Jankić that, wenn er die Pferde zur Schwemme führte. Ich wollte also auf ungezäumtem und ungesatteltem Pferde reiten und wiederholte diese Uebungen täglich im Hofe. Da es ganz gut ging, ritt ich auch weiter hinaus. Mein Lieblingspferd war ein prächtiger Hengst, ein Milchschimmel von den edelsten Formen und sechzehn Faust hoch, feurig, doch sehr gutmüthig und lenksam. Eines Tages wurde in unserem Walde Holz gefällt. Mein Vater war dahin geritten, erlaubte mir jedoch nicht ihn zu begleiten, da Regen drohte. Aber ich wollte diese Arbeit sehen und führte mein Pferd am Halfter aus dem Stalle bis zum Flusse hinaus, schwang mich von der Böschung eines Grabens darauf ohne Sattel und trabte in der Richtung des Waldes lustig dahin. Das Pferd schien mit seiner leichten Bürde ganz zufrieden, wieherte und schlug mit

den Hinterbeinen aus. Ich mochte etwa eine halbe Stunde geritten sein, als plötzlich ein starkes Gewitter mit Donner und Blitz ausbrach: ich war auf freiem Felde und nirgends ein Haus zu sehen. Da fiel ein furchtbarer Donnerschlag, das Pferd bäumte sich auf und ich konnte nur noch seinen Hals mit beiden Händen umfassen, als es wie toll zu rennen begann. Der Regen kam in Strömen herab, so dass ich nicht eine Spanne weit um mich herum sehen konnte und nicht wusste wo ich war. Bei einem zweiten betäubenden Donnerschlag bäumte sich das Pferd so heftig auf, dass ich mich nicht mehr darauf erhalten konnte und rücklings zu Boden fiel, während das Pferd wie rasend fortsprengte. Ich lag betäubt da; wie lange weiss ich nicht, aber als ich mich vom Falle erholt hatte, regnete es nicht mehr und blasse Sonnenstrahlen durchbrachen das butterfarbige Gewölk: es musste bereits einige Stunden nach Mittag sein. Für ein Kind war die Lage nicht eben eine angenehme. Ich stand aus der Kothlache auf, fühlte keinen Schmerz und suchte zu errathen, wo ich mich befand. Aber die Gegend erschien mir ganz unbekannt und ich wusste nicht in welcher Richtung ich über die bebauten Felder gehen sollte. Mein armes kleines Herz war mir recht schwer; und erst, wenn es mir gelang den Weg nach Hause zu finden, was erwartete mich dort! Ich weinte bittere Thränen und konnte nicht von der Stelle kommen. Da hörte ich den Galoppschritt eines Pferdes; es kam immer näher und ich jubelte auf als ich meinen Milton erkannte. Das treue Thier hatte auch mich erkannt, mässigte seinen Lauf, blieb vor mir stehen und legte seinen Kopf auf meine Schulter. Ich führte es zu einer

kleinen Erhöhung des Bodens und kletterte auf seinen Rücken; da ich aber den Halfter nicht erreichen konnte, musste ich wieder herabsteigen und mir diesen zurechtrichten. Als ich wieder auf dem Pferde sass, trabte das müde Thier weg und ich konnte nichts thun als mich seinem Willen überlassen. Nach einigen Minuten erkannte ich die Gegend und konnte mich orientieren: es mochte etwa eine Stunde weit von unserem Hause sein. Mein Milton wieherte neuerdings und ich fürchtete schon, dass er abermals durchgehen werde; aber es geschah nicht: das Thier freute sich wahrscheinlich der Aussicht auf gute Wartung und Abfütterung. Endlich waren wir in unmittelbarer Nähe des Herrenhofes und Jovo lief mir entgegen und nahm mich vom Pferde herab: „Verstecke Dich unter Deinem Bett, bevor der Vater vom Tische aufsteht, sagte er mir, denn er ist überaus erzürnt und schwor Dich blutig zu peitschen. Mache schnell und dass Dich niemand sieht noch hört.“ Der Rath war gut, aber guter Rath hat nicht immer guten Erfolg. Die Dienerschaft nahm an der Besorgniss meiner Eltern den lebhaftesten Antheil. Man ging nach allen Seiten mich aufzusuchen und kam zurück ohne mich gefunden zu haben, und die Angst stieg mit jeder Minute. Da brachte der alte Jovo die frohe Nachricht, dass ich zurückgekommen sei und mich möglichst gut verborgen habe bis sich der — nur zu gerechte — Zorn meines Vaters besänftigt haben würde. Kaum wurde meine Rückkehr meinen Eltern gemeldet, sprang mein Vater vom Essen auf, bewaffnete sich mit einer zweischwänzigen Hundspeitsche und begann mich im ganzen Hause zu suchen. Ich hatte mich hinter dem geschweiften Rücken-

theile der breiten italienischen Bettstätte meiner Mutter verborgen und harrte zitternd der Dinge die da kommen sollten. Meine Mutter und meine kleinen Schwestern erriethen mein Versteck und flüsterten mir zu, mich ja still zu verhalten. Mein Vater stürzte in das Schlafzimmer fluchend und schwörend, dass er mich blutig schlagen werde. Das ängstliche Benehmen meiner Schwestern mochte ihm mein Versteck verrathen haben. Er ging auf das Bett los und schlug mit der Hundspeitsche in den hohlen Raum, konnte mich aber, da das Bett sehr breit war, nicht erreichen. Er schrie mir zu, ich müsse sogleich hervorkommen, aber ich rührte mich nicht. Meine gute Mutter flehte um Gnade für mich, aber er wollte nichts hören und schrie mit seiner Stentorstimme, ich müsse sofort herauskommen. Als auch diese Aufforderung nichts fruchtete, begann er an der schweren grossen Bettstätte zu rücken und zog sie so weit vor, dass er in mein Versteck eindringen konnte. Ich ahnte, dass keine Rettung für mich mehr möglich sei und rief in meiner Herzensangst: „Babbo (Vater), schlage mich um Gotteswillen nicht, denn wenn Du mich berührst, ersteche ich Dich und mich!“ Wie mir dieser tolle Einfall kam, wüsste ich nicht zu sagen, da ich weder ein Messer noch irgend ein ähnliches Instrument besass und an eine solche Missethat schlechterdings niemals gedacht hatte; aber die kindische Drohung entlockte meinem Vater ein solches krampfhaftes Lachen, dass ihm die Hundspeitsche aus der Hand fiel und ich sie erhaschen und hinter dem Bette verbergen konnte. Nun schlich ich aus meinem Versteck heraus, umklammerte die Beine meines Vaters und flehte seine Verzeihung an. Meine Schwestern thaten

desgleichen und meine Mutter umarmte ihn. Das Lachen hatte seinen Zorn gelähmt und meine Drohung ihn belustigt. „Gieb, Du Mörder, das Messer her, mit dem Du Deinen Vater erstechen wolltest". — „Ich habe kein Messer," stammelte ich. — „Und dennoch hast Du, Bösewicht, mich damit bedroht," herrschte er mich an, aber neues Lachen erstickte ihm die Stimme. Es schien, als ob Vater, Mutter und Schwestern erst jetzt gewahr wurden, wie ich aussah: vom Kopf bis zu den Füssen mit Koth bedeckt, die langen blonden Locken am Hinterhaupt mit Blut zusammengeklebt, muss ich ein Bild komischen Jammers vorgestellt haben. Meine Mutter begann zu weinen und meinen Kopf zu untersuchen; glücklicherweise hatte ich beim Sturz vom Pferde mich nur unbedeutend verletzt, so dass ich gar keinen Schmerz fühlte. Aber die kleine Wunde reichte doch hin, den Zorn meines Vaters zu entwaffnen, und er verliess das Zimmer ohne ein Wort zu sagen. Meine Mutter machte mir liebevolle Vorwürfe, aber Maria unterbrach sie mit der allerdings dringlichen Bemerkung, dass man mich vor allem baden und umziehen und meine Kopfwunde waschen müsse. Mit stürmisch klopfendem Herzen ging ich zum Abendessen, denn ich erwartete mit Gewissheit einen neuen Ausbruch des Zornes meines Vaters. Während der Mahlzeit musste ich erzählen, wie es mir ergangen war; als ich vom Tische aufstehen wollte, hielt mich mein Vater zurück und ich bekam eine Strafpredigt, welche mir eine Fluth von Thränen erpresste: für meine Unfolgsamkeit wäre ich wohl genügend gestraft, aber wegen meiner gottlosen Drohung müsste ich vierzehn Tage lang allein am „Katzentische" essen und bekäme

weder Braten noch Wein. Ich dankte für die milde Strafe, da ich überzeugt war, dass unsere mir ausserordentlich zugethanen Dienstleute es mir insgeheim weder an Braten noch an Wein würden fehlen lassen.

Mehr als das Tischverbot kränkte mich das Verbot des Reitens. Nach der Strafzeit flehte ich jeden Tag, mir das Reiten wieder zu erlauben; aber mein Vater blieb unerbittlich. Täglich ging ich zehnmal in den Pferdestall und wenn mich mein Lieblingshengst Milton — der mir den Schabernack gespielt hatte — freudig anwieherte und seinen Kopf auf meine Schulter legte, gingen mir die Augen über. Ich hielt es nicht länger aus und bat, mich wenigstens im Stalle auf meinen Milton setzen zu lassen. Dies rührte meinen Vater; er erlaubte mir wieder zu reiten, aber nur auf gezäumtem und gesatteltem Pferde. Ich fühlte mich ganz glücklich und befolgte eine Zeit lang den Befehl; aber bald kehrte ich wieder zum Reiten ohne Sattel zurück. Den Zaum hatte ich seit jenem tollen Ritt schätzen gelernt und mochte ihn nicht mehr missen. So lange wir in Gesichtsweite vom Herrenhofe blieben, ging es in leichtem Trab, sobald wir uns aber eine Viertelstunde Weges vom Hause entfernten, ging es in lustigem Galopp weiter zu meinem grössten Seelenvergnügen. Und so ging es fort, bis wir in die Stadt übersiedelten und ich die Schule zu besuchen anfing.

Bevor es jedoch dazu kam, erlebte ich einen bittern Schmerz, der mir Jahre lang nachging. Ich weiss nicht aus welchem Grunde mein Bruder meinen Vater überredete, meinen Lieblingshengst Milton verschneiden zu lassen. Eines Morgens kamen drei Italiener nach Vodostaje, und ich hörte im Hofe meinen Vater mit ihnen

sprechen, konnte aber nur das mehrmals wiederkehrende Wort „castrare“ auffangen, welches ich begreiflicherweise nicht verstand. Mein Vater liess das Pferd aus dem Stalle in den Hof führen und die Italiener sahen es sich lange an, worauf sie sich wieder entfernten. Ich fragte meinen Vater, was diese Leute wollten, erhielt aber keine Antwort die meine Neugierde befriedigt hätte. Ich nahm daher meine Zuflucht zu meiner Vertranten, Maria, und erzählte ihr was ich gesehen und gehört hatte. Sie antwortete mir, sie könne mir das Wort nicht erklären, weil ich es doch nicht verstehen könnte. Es beschlich mich eine Ahnung, dass meinem Milton irgend ein Unglück drohe und ich ging in den Stall um mir ihn satteln zu lassen. Jankić sagte mir jedoch, dass ich heute nicht ausreiten könnte, weil das Pferd Ruhe nöthig habe, den Grund konnte ich aber auch aus ihm nicht herausbringen. Es vergingen einige Tage banger Besorgniss für meinen Liebling, bei welchem ich stundenlang im Stalle zubrachte. Eines Morgens weckte mich ein überlautes und wie es mir vorkam schmerzvolles Wiehern und Stöhnen eines Pferdes im Hofe aus dem Schlafe. Ich stürzte zum Fenster und erblickte meinen Milton in einer Blutlache auf dem Boden liegend mit einzeln gebundenen Füssen von fünf oder sechs Knechten gehalten und die drei italienischen Henker auf und neben ihm kniend. Ich meinte vor Schmerz schier zu vergehen und schrie weinend meinem Vater im Hofe zu: „Babbo, lasse mir nicht meinen Milton erstechen“. Anstatt einer Antwort bekam ich den Befehl vom Fenster wegzugehen, blieb aber wie festgenagelt auf meinem Platze stehen und fuhr fort zu weinen und zu schreien: „Babbo, jage doch diese Mörder

fort und lass das Pferd losbinden". Aber niemand achtete auf mein Geschrei. Milton stöhnte und strengte sich vergebens an, seine Bande zu zerreissen. Endlich wurde er still, liess den Kopf nach rückwärts sinken und rührte sich nicht mehr. Ich dachte, dass das arme Thier verendet habe, und fluchte seinen Mördern, welche sich noch immer mit ihm zu schaffen machten. Nach längerer Zeit standen sie auf und die auseinander gestreckten Füsse des Pferdes wurden losgebunden. Aber das gemarterte Thier blieb regungslos liegen, und erst nachdem man es mit einigen Eimern voll Wasser begossen, erhob es den Kopf: ein Augenblick der Freude für mich, der es schon todt glaubte! Das Pferd konnte aber nicht aufstehen und alle die anwesenden Knechte mühten sich ab es auf die Beine zu bringen und es langsam in den Stall zurückzuführen.

Sobald ich mich angekleidet hatte, eilte ich in den Stall, aber Milton empfing mich nicht wie sonst mit fröhlichem Wiehern und liess sich stumm meine Liebkosungen gefallen. Es schnitt mir ins Herz das schneeweisse edle Thier ganz mit Blut bedeckt zu sehen, und ich konnte den Anblick nicht ertragen. Jankić tröstete mich, das Pferd werde in wenigen Tagen wieder gesund werden. Ich lief jeden Augenblick zu Milton und brachte ihm Zucker und Brot zu essen; aber er sah mich so trauervoll an, dass ich immer mit Thränen in den Augen wegging. Ich fragte immer wieder warum man das edle Thier so gemartert habe, aber die Dienstleute hatten offenbar Befehl erhalten, mir nichts zu sagen. Als das Pferd genesen war, wurde mir gesagt, dass die Operation vorgenommen werden musste weil es schon zwölf Jahre alt war. Ich gestehe, dass ich noch heute diesen angeb-

lichen Grund eben so wenig begreife als ich ihn damals begriff, denn das Pferd war schön, gesund, kräftig und gutmüthig. Ich grollte meinem Vater nnd als ich später erfuhr, dass mein Bruder ihn zu der barbarischen Operation beredet hatte, war ich anch diesem Jahrelang von Herzen gram, und zwar nm so mehr, als ich meinen Milton stets mehr tranrig, abgemagert und für meine Liebkosungen unempfindlich werden sah. Bis zn unserer Uebersiedelnng in die Stadt pflegte ich täglich meinen ein- oder zweistündigen Ritt zu machen, aber das Pferd war faul geworden, wurde stützig und ich konnte es nicht znm Galoppiren bringen. Ich bedauerte dies deshalb nicht mehr so sehr, wie ich gedacht hatte, weil ich nach der Uebersiedelung in die Stadt nicht mehr täglich reiten konnte, und mir dieses Vergnügen von da ab nur an den schulfreien Donnerstagen und während der Sommerferien zu geniessen vergönnt war. Aber meine Vorliebe für das Pferd überdauerte alle Wechselfälle meines späteren schicksalvollen Lebens: die Intelligenz und die Anhänglichkeit des Pferdes an seinen Reiter und die ästhetische Schönheit seiner Formen, die es zum schönsten aller mir bekannten Säugethiere macht, hatten es mir für das ganze Leben angethan und immer wo ich, ausser dem mir durchaus unsympathischen Rennen, schöne Pferde sah, erfrente ich mich an ihrem Anblick und fand stets, dass mein Milton doch schöner war, als alle anderen. Aber nach einigen Monaten musste ich mir eingestehen, dass es mit der Schönheit meines Lieblings eben so bergab ging wie mit seinen übrigen guten Eigenschaften, die ihn mir so lieb gemacht hatten. Die prächtigen vollen Formen des edlen Thieres wichen der Magerheit, [illegible] nnen-

hals, den er stolz gebäumt trug, war nun lang gestreckt, die herrliche reiche Mähne und der buschige Schweif wurden immer dünner, das glänzende Auge wurde matt und blöde, und meine Liebkosungen erwiederte es nicht mehr: es war nicht mehr dasselbe Thier wie vordem. Ich konnte mir nichts anderes denken als dass die „Operation" diese traurige Veränderung verursacht habe, und so oft ich das Thier ansah, verfluchte ich seine Henker bis in Mark und Gebein. Das Thier blieb noch einige Zeit im Hause; es liess sich nicht zum Zug einspannen, bäumte sich, schlug aus und biss Jeden der sich ihm näherte — ausser von mir liess er sich von niemandem den Zaum anlegen. Mein Vater sagte, es erübrige nichts anderes als das Thier zu verkaufen, und auf meine Vorwürfe, warum er es von jenen Henkern martern und zugrunde richten liess, antwortete er mir seufzend, dass ich recht habe und dass mein Bruder, der sich einbildete ein grosser Pferdekenner zu sein, an dem Unglücke schuld sei. In der That war es auch ein grosser materieller Verlust, denn mein Vater hatte das Pferd vom Grafen George Drašković um 200 Ducaten gekauft und verkaufte es nun an einen Fleischer in Karlstadt um 200 Gulden. Ich sah meinen Milton nicht wieder.

3.

Die Reise, welche ich in der Mönchskutte mit meiner Mutter nach Agram zur Installation des Ban's Vlašić gemacht hatte und der gutmüthige Scherz, den die Banin

mit meiner Verkleidung getrieben, verleideten mir alle Reisen, ausser jener nach Lasinje zur Bibliothek des Grafen George Drašković, so sehr, dass ich stets zu weinen anfing wenn bei Tische die Rede auf ein Reiseproject kam. Meine Mutter tröstete mich, dass ich ja die Mönchskutte jetzt abgelegt habe und dass ich folglich von niemandem mehr gehänselt würde. Nach langen Erwägungen wurde endlich eine Reise nach Agram beschlossen und um mich damit zu befreunden ein Schneider aus Karlstadt bestellt, der mir einen vollständigen neuen Anzug machen sollte. Dieser bestand aus einem rehbraunen Rock, weisser Piquégilet, weiss- und blaugestreifter Hose; dazu Hemden mit grossem über die Schultern fallenden Kragen, dessen Zweck es war, zu verhindern, dass meine blonden langen Locken den Rock beschmutzten, hohe Stiefeln aus naturfarbigem braunen Kalbleder, ein hellgrauer Schlapphut und olivengrüne Handschuhe. Als ich mich in diesem bunten Anzug in dem grossen Trumeauspiegel erblickte, verschwand im Fluge meine Abneigung gegen die Reise und nun war ich es der zu der Reise drängte.

Eine Reise war zu jener Zeit ein grosses Unternehmen, obgleich Agram von Karlstadt nur sieben Meilen entfernt liegt. Wir reisten, wie üblich, in eigener Kutsche und mit eigenen Pferden und Dienerschaft. Der Kutscher trug einen langen schwarzen Livréerock mit silbernen Wappenknöpfen und einen schwarzen runden Hut; der Bediente war als Husar gekleidet, kornblumenblau mit silberner Verschnürung, scharlachrothem Csáko, eben solcher Säbeltasche und stählernem Schleppsäbel. Bis man auf der grundlos kothigen Vicinalstrasse von Vodostaje zur

leidlich gutgehaltenen Landstrasse kam, waren der frischlackirte und neugepolsterte Reisewagen und die Pferde über und über mit Strassenkoth beschmutzt. Ich jammerte dass unser Einzug in Agram jämmerlich aussehen werde, aber meine Mutter beruhigte mich mit der Versicherung, dass niemand uns sehen werde, weil wir erst Abends ankommen würden.

In der That dauerte die Fahrt einen vollen Tag, denn auf halbem Wege, in dem Dorfe Jaska, mussten die Pferde eine wenigstens zweistündige Rast halten während deren man in dem sehr gut gehaltenen Wirthshause zu Mittag speiste. Die Fahrt von Jaska nach Agram dauerte weit länger, weil es beständig bergauf und bergab ging und die Pferde in der Zwischenstation Rakovpotok nochmals abgefüttert werden mussten. Wir kamen also wirklich erst des Abends in Agram an. Die Fahrt durch die Stadt bis zu unserem Absteigequartier war jedoch wegen des schlechten holperigen Strassenpflasters ermüdender als die ganze Reise.

Wir pflegten stets bei einem Vetter meines Vaters abzusteigen. Vetter Andraš war Priester, Rechnungsführer des Agramer Domcapitels und Decan des „Collegium Praebendariorum“ desselben, und wohnte in der Vorstadt Novaves, welche eine Fortsetzung der Capitelstadt — Kaptolski Varoš — bildet und unter der ausschliesslichen Jurisdiction des Domcapitels stand.

Vetter Andraš hatte uns erwartet und für ein vortreffliches Abendessen gesorgt, dessen wir eben so sehr als der Ruhe bedurften. Ich hatte zwar schon beim Pfarrer Čičko in Kamensko ein geistliches Hauswesen gesehen, aber das Hauswesen des Vetters Andraš war von

jenem wesentlich verschieden. Hier herrschte als unumschränkte Gebieterin Dame Lenka, die Haushälterin des Vetters Andraš, ein im Grunde gutmüthiger Hausdrache, welcher von ihm, allen seinen Freunden und der Dienerschaft „Gospa“ (die Frau) genannt wurde. Vetter Andraš war damals ein Mann zwischen 40—45 Jahren, hoch, schlank, von einfach vornehmer Haltung und guten Umgangsformen. Sein intelligentes Gesicht glich im Profil vollkommen den Raffael'schen Bildern Dante's in der „Disputa del Sacramento“ und im „Parnass“ in den vaticanischen Stanzen. Das Verhältniss zur Gospa wurde von Allerwelt als etwas Selbstverständliches angesehen. Sie hatten einen Sohn und eine Tochter, welche die vollkommensten Ebenbilder des Vaters waren, von ihm zärtlich geliebt und gut bürgerlich erzogen wurden. Im Hause ging es ehrbar wie in einer evangelischen Pastorsfamilie zu; nur fiel mir auf, dass die beiden Kinder den Vetter Andraš nicht „Vater“ nannten. Ich fragte meine Mutter nach dem Grunde und bekam die Antwort, dass dies sich nicht schicken würde, weil Vetter Andraš ein Priester sei.

Am nächsten Morgen gingen wir die Stadt ansehen, zunächst die grosse, äusserlich sehr einfache, im Innern aber wegen ihrer schönen architektonischen Verhältnisse merkwürdige Domkirche, einem gothischen Bau, der, im 12. Jahrhundert begonnen, wiederholt zerstört und wieder aufgebaut wurde. Die Domkirche ist von einer hohen Mauer mit mächtigen Thürmen umgeben, so dass man von Aussen nur den höchsten Theil des grossen Bauwerkes sieht. Dies mochte mir durchaus nicht gefallen, aber man belehrte mich, dass diese Mauern und Thürme zur

Vertheidigung der Domkirche nothwendig waren, die schon mehrmals von den Mongolen und Türken zerstört worden war. Das Innere der Kirche machte auf mich einen unvergesslichen Eindruck: ich dachte, es könne auf der Welt keine grössere und schönere geben. Aber obgleich ich von Kunst keinen Begriff hatte, fiel mir doch die Disharmonie zwischen dem einfach grossartigen Bau und der Unzahl barocker, an die mächtigen Säulen angelehnter Altäre in den verschiedenfarbigen kostbaren Marmorarten auf. Der Hochaltar war eine kolossale plastische Theaterdecoration von mehreren Stockwerken mit überlebensgrossen Engel- und Heiligenstatuen von gediegenem Silber und marmornen Säulen und Säulchen und Nischen. Auch der Altarvorsatz (Pala) war von massivem Silber mit getriebenen Reliefs mit biblischen und legendarischen Darstellungen, die ich nicht verstand. Von all diesem Prunk gefiel mir nur die marmorne, von einem kolossalen Engel getragene Kanzel. Diesen Engel erinnere ich mich von allen Seiten betastet und geliebkost zu haben. Die Kälte und Glätte des weissen Marmors machte auf mich einen so wohligen Eindruck, dass ich, auch heute noch, jedes mir gefallende plastische Kunstwerk, das ich sehe, zu befühlen und zu liebkosen versucht bin, wenn ich es unbemerkt thun kann. Im Belvedere des Vaticans könnten Apollo und Hermes, im Capitol die Venus, in der Tribuna der Uffizi die mediceische Venus und der Apollino manches ergötzliche Geschichtchen von dieser meiner unschuldigen Liebhaberei für edle plastische Formen als Commentar zu Goethe's Vers

„Sehen mit fühlendem Aug', fühlen mit sehender Hand“

erzählen.

Nach eingehender Besichtigung der Domkirche wurde deren überaus reiche Schatzkammer in Augenschein genommen. Dazu bedurfte es einer speciellen Bewilligung des Domcapitels, welche Vetter Andraš schnell besorgte, und der Gegenwart eines Canonicus (Domcapitulars), welcher im Chorhemd und Stola und in Begleitung eines Beneficiatpriesters gleichfalls in Chorhemd und Stola und von zwei Kirchendienern mit brennenden Wachslichten, die dreifach verschlossene eiserne Pforte der Schatzkammer öffnete und mit halblauter Stimme ein lateinisches Gebet sprach während er uns eintreten liess. Die Thüre des grossen dumpfen Gemaches wurde hinter uns geschlossen. Die Kirchendiener öffneten die grossen alten Schränke und nahmen unzählige Kästen und Etuis aus denselben, welche der Domherr einzeln öffnete und uns ihren Inhalt zeigte. Der fabelhafte Reichthum des Domschatzes an massiven goldenen und mit den kostbarsten Edelsteinen besäeten Monstranzen, Ciborien, Kelchen, Pastoralstäben, Kreuzen und Reliquiarien an uralten, prachtvollen, mit Perlen und gefassten Edelsteinen gestickten sammtenen und brocatenen Messgewändern, an mit den kostbarsten alten Spitzen garnirten oder ganz aus solchen Spitzen gefertigten Mess- und Chorhemden, u. s. w. riss meine Mutter zu lauten Ausrufen der Bewunderung hin. Der Kunst- und Geldwerth des Agramer Domschatzes wird auf viele Millionen Gulden geschätzt, machte aber auf mich so wenig Eindruck, dass ich in späterer Zeit während eines mehr als zehnjährigen Aufenthaltes in Agram niemals daran dachte, den Domschatz wiederzusehen. Nur ein Gegenstand zog meine Aufmerksamkeit und mein Interesse an sich: eines der auf Herodes' Befehl gemordeten „unschuldigen Kinder"

welches der Domschatz besitzt und welches alljährlich an deren Festtage in der Domkirche zur Verehrung ausgestellt wird. Das Reliquiarium, in welchem sich das Kind befindet, ist von massivem gediegenen Gold und mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, Türkisen, Amethysten und Perlen von erstaunlicher Grösse verziert. Es hat die Form einer oblongen Kiste, welche in einer grösseren silbernen Truhe eingeschlossen ist. Ich hatte ausser der Amme meiner Mutter noch keine Leiche gesehen und meine kindliche Neugierde war aufs äusserste gespannt, ein vor 18 Jahrhunderten ermordetes Kind zu sehen. Man hob mich auf einen Stuhl, damit ich es sehen könnte. Ich aber sah nichts als eine Handvoll weisser Asche auf einem weissen Seidenpolster und nebenan ein Messer mit goldenem mit Edelsteinen verziertem Handgriff, und schrie, ich wolle das „unschuldige Kind" sehen. Der Canonicus konnte sich des Lachens nicht erwehren und sagte mir, der weisse Staub sei das Kind und das Messer sei dasjenige, womit es ermordet worden. Ich schrie, dies sei Betrug, denn der weisse Staub könne kein „unschuldiges Kind" sein. Meine Mutter hiess mich gebieterisch schweigen und der Canonicus machte gute Miene zu dem bösen Spiel. Da das „unschuldige Kind" die pièce de résistance des Domschatzes bildete, wurde es erst zum Schlusse gezeigt und wir konnten zu meiner grössten Befriedigung wieder an die Luft gehen. Ich weiss nicht, ob meine Enttäuschung oder meine Entrüstung grösser war, wohl aber weiss ich, dass dieser Vorfall in mir einen Eindruck hinterliess, der für meine spätere geistige Entwickelung bestimmend wurde: er benahm mir allen Glauben an Reliquien und mithin an alle wunderthätigen Wirkungen heiliger Knochen und Zeugreste.

Aber es kam noch schlimmer. Für den Abend hatte Vetter Andraš zu Ehren meiner Mutter ein glänzendes Abendessen bereiten lassen und alle seine und meines Vaters Freunde geistlichen Standes eingeladen — intelligente lebensfrohe ältere Männer, die mir überaus gut gefielen. Es wurde wacker gegessen und getrunken, geschäkert und gelacht, und nachdem der Kaffee getrunken war, brachte mich meine Mutter in dem anstossenden Zimmer zu Bett. Die geistlichen Herren fuhren fort zu zechen und laut zu sprechen, so dass ich nicht einschlafen konnte. Ich hörte Wort für Wort, was da meiner Mutter erzählt wurde, und merkte mir alles, ohne manches zu verstehen.

Erst musste die Gospa zu Tisch kommen und wurde wegen ihrer hochgradigen Eifersucht weidlich aufgezogen. Sie vertheidigte sich tapfer. Ich hörte sie sagen, dass Vetter Andraš verdienen würde, Hörner zu tragen. „Bin ich ihm etwa nicht genug“, rief sie unter hellem Gelächter seiner geistlichen Amtsbrüder, „und hat er es jemals nothwendig gehabt, allen Schürzen nachzustellen? Aber Ihr alle kennt diesen alten Duckmäuser nicht, der so thut, als hätte er niemals etwas anderes gethan, als Messe gelesen. Jeden Augenblick kommt mir vom Lande, wo er Pfarrer war, ein junger Bursche oder eine Bauerndirne und fragt nach dem Präbendar. Ich frage: Wer bist Du, was willst Du? Da heisst es: Ich bin sein Sohn oder seine Tochter. Ich entsetze mich und gehe zu ihm ins Zimmer und rufe: ‚O Du gottloser Pfaffe, da ist wieder ein Sohn oder eine Tochter von Dir‘. Denkt Ihr, dass dies ihn überrascht? Nicht im geringsten. Er [illegible] stillvergnügt und sagt mit empörendem Gleich-

muth: Lass ihn oder sie hereinkommen. Dann sage ich: ‚O Du heilloser Pfaffe, willst Du mich und unsere Kinder an den Bettelstab bringen, wenn Du Dich so von Deinen Bastarden aussäckeln lässt. Aber mein Zorn und meine Ermahnungen fruchten nichts‘. Wenn sie ihm die Hand küssen, küsst er sie auf den Mund, hebt seinen Talar in die Höhe, nimmt Geld aus der Hosentasche und gibt ihnen eine Handvoll Zwanziger (ältere östreichische Silbermünze, etwa 80 Pfennige). Sage Du selbst, ob es nicht so ist.“

Diese Gardinenpredigt wurde von dem tollsten Lachen der Gesellschaft begleitet. Eine Stimme rief: „Trösten Sie sich, liebe Gospa, Andere machen es auch nicht besser als Andraš, und überdies sind das alte Geschichten. Ja, wenn man Ihnen jetzt ein neugeborenes Kind als seines ins Haus brächte, dann freilich —“ eine neue Lachsalve machte es mir unmöglich, zu hören, was der Sprecher weiter sagte. „Höre doch mit Deinen unnützen Tröstungen auf,“ rief ein anderer Gast, „im Bett werden sie sich doch wieder versöhnen. Wir machen es ja ebenso.“ Man trank auf die Gesundheit der Gospa und diese schien vollkommen beruhigt.

Meine Mutter fragte nach dem neuen Bischof, den sie noch nicht kannte, obgleich er schon seit einigen Jahren den Agramer Metropolitanstuhl einnahm. Die geistlichen Herren, welche gegen meinen Vetter Andraš so nachsichtig waren, gingen mit dem Bischof Alagović scharf ins Gericht, und erzählten ihr die Chronique scandaleuse der Agramer Bischofsburg mit grossem Behagen. Ich begriff damals freilich nicht Alles, was ich hörte, aber in Verbindung mit allem in späteren Jahren Vernommenen ist mir die ganze Schilderung völlig verständlich geworden.

Nach dem Tode des Bischofs Maximilian von Vrhovac, der als besonderer Günstling Kaiser Joseph's II. in jugendlichem Alter den alten vielbegehrten und sehr reich dotirten Agramer Metropolitanstuhl bestiegen hatte, wurde Alexander Alagović sein Nachfolger. So wie sein Vorgänger war auch Bischof Alagović ein intelligenter, toleranter und sehr weltlich gesinnter Mann. Er kam nach Agram mit Weib und Kindern. Der nominelle Mann der Dame war ein bischöflicher Hausbeamter, der sich in die Rolle schon eingelebt hatte; die Frau wurde von aller Welt die Biškupica (die Bischöfin) genannt. Der Sohn des Bischofs war ein schöner, gebildeter und höchst liebenswürdiger junger Taugenichts; die zwei Töchter des Bischofs sehr schöne kokette Mädchen, welche allen jungen Leuten in Agram den Kopf verdrehten. Wegen ihrer Schönheit vielbewundert und wegen ihrer voraussichtlich reichen Mitgift vielbegehrt, heirathete die eine später einen ausgezeichneten Arzt und die andere einen Advocaten. Die Familie wohnte in einem an die Bischofsburg anstossenden, für sie neugebauten Hause, welches mit der Bischofsburg durch einen inneren Gang verbunden war. Für den Sohn aber liess der Bischof in der Vorstadt Novaves eine reizende Villa bauen, welche in einem kleinen Park lag und mit fürstlichem Luxus und mit grösstem Geschmack eingerichtet war. Der junge Mann war ein Musikenthusiast, ausgezeichneter Pianist und in späterer Zeit ein intimer Freund von Liszt, dabei ein grosser Pferdefreund und -Kenner. Seine musikalischen Neigungen waren wohl der nächste Grund, dass er eine schöne und liebenswürdige dramatische Sängerin heirathete. Die Ehe war jedoch keine glückliche, denn der junge, reiche, ver-

führerische Lebemann war für die Ehe nicht geschaffen, vernachlässigte seine schöne junge Frau und behandelte sie so brutal, dass sie einmal in später Nacht zu ihrem bischöflichen Schwiegervater flüchtete. Schliesslich trennten sich die unverträglichen Eheleute; ihr einziger Sohn blieb bei der Mutter und wurde von ihr gut erzogen.

Der Sohn des Bischofs, den man mit dem Namen Biškupić (der kleine Bischof) bezeichnete, umgab sich mit fürstlichem Luxus. Die Einrichtung seiner Villa, seine Pferde, seine Wagen waren der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und geheimen Neides. Sein bischöflicher Vater hatte für seinen Erstgeborenen eine grenzenlose Schwäche; die Launen des Sohnes ertrug er mit übermenschlicher Geduld und Nachsicht. Einmal gefiel es dem Sohne, das ganze silberne Toilettegeschirr des Vaters fortzutragen. Als dieser ihn zur Rede stellte, antwortete er: „Sie vergessen, dass Sie Priester sind und dass solcher Luxus zu Ihrem Stande nicht passt.“ Ein andermal nahm er dem Vater von zwei vierspännigen Postzügen je ein Pferd weg. Der Bischof war empört von dieser brutalen Gewaltthat des verzogenen Söhnchens und forderte die entführten Pferde zurück. Der Biškupić antwortete: „Ich habe im Evangelium gelesen, dass Christus nur einmal auf einer Eselin ritt. Gewiss ist er in seinem Leben niemals vierspännig gefahren. Wozu brauchen Sie also zwei Viergespanne? Sie werden doch nicht mehr sein wollen als Christus? Und schliesslich, mir passen die Pferde besser und vernünftigerweise sollten Sie mir das Paar von jedem Viergespann schenken, damit auch ich ein solches habe.“ Am nächsten Tage führte der Biškupić die gewünschten Pferde aus dem bischöflichen Marstall weg und

fuhr vierspännig vor der Bischofsburg ab und zu und der Vater weidete sich an dem eleganten Zuge seines Lieblings. Dieser warf das Geld mit vollen Händen weg, denn er rechnete auf ein langes Leben seines Vaters und auf eine kolossale Erbschaft. Die Rechnung war in beiden Hinsichten falsch; Bischof Alagović erreichte kein hohes Alter und konnte bei dem Aufwande seines Sohnes seinen Kindern keine grosse Erbschaft hinterlassen. Der Biškupić vergeudete seine ganze Habe, ging nach Paris und fand da durch Liszt's und Chopin's Protection seinen Lebensunterhalt als Clavierlehrer.

War der kroatische Klerus auch früher nicht, was man sittenstreng nennt, und war das Concubinat eine tradionelle, schweigend geduldete Institution, so trug das Familienleben des Bischofs Alagović gewiss mit dazu bei, den letzten Rest von Heuchelei, mit der man diese Zustände bemäntelte, zu beseitigen. Der Bischof musste tolerant sein; er begnügte sich, seiner Geistlichkeit zu empfehlen, „si non caste adminus caute“ zu leben. Mein Vetter Andraš wünschte eine gut dotirte vacant gewordene Domcapitularstelle zu erhalten und bat den Bischof, ihn zur Ernennung vorzuschlagen. Bischof Alagović, der ihn als vorzüglichen Administrator sehr schätzte, antwortete, er würde es gern thun, aber würde nicht durchdringen, weil Vetter Andraš gar zu viele Kinder habe. Dieser erwiderte, dass er ja nur zwei im Hause habe, während der Bischof ihrer drei habe. Alagović lachte auf und sagte scherzend: „Da ich Bischof bin, darf ich wohl ein Kind mehr haben als Du, und als Bischof können sie mir in Wien nichts mehr anhaben.“

Im übrigen war Bischof Alagović ein geistig fein-

gebildeter, kunstsinniger Mann, war aber, da er keine guten gesellschaftlichen Manieren hatte, nicht beliebt. Das sehr reiche Agramer Domcapitel setzte seinem Wunsche, die Domkirche stylgemäss zu restaurieren, wegen der Verschwendung seines Sohnes das grösste Misstrauen entgegen. Man sagte sich, als er den kolossalen geschmacklosen Hochaltar mit den massiven silbernen Heiligenstatuen durch einen der Architektur entsprechenden ersetzen wollte, dieser Gedanke sei ihm zweifellos von seinem Sohne eingegeben worden, welcher die silbernen Heiligen in Pferde und Spielkarten verwandeln möchte. Als der Altar abgebrochen wurde, hiess es, die Heiligenstatuen seien mit Ausnahme einer Kolossalbüste des heiligen Königs Stephan gar nicht von Silber gewesen und verdienten daher nicht, in der Schatzkammer aufbewahrt zu werden; sie wären von Holz und nur versilbert gewesen. Die Wahrheit scheint man niemals erfahren zu haben; Thatsache ist nur, dass sie spurlos verschwunden sind. Die Domkirche hat aber künstlerisch dadurch entschieden gewonnen. Anstatt jener abscheulichen Theaterdecoration liess Bischof Alagović in Venedig eine schöne Copie der „Assunta“ Tizians in der Grösse des Originals malen und als Altarbild aufstellen. Das herrliche Bild gefiel jedoch dem Domcapitel nicht; die nicht sehr kunstsinnigen alten Herren sagten, die „Assunta“ wäre keine Madonna, sondern eine Tänzerin und das leibhafte Portrait der Schwiegertochter des Bischofs. Sie forderten die Entfernung des Bildes aus der Domkirche, aber Bischof Alagović wies die unverständige Forderung mit aller Entschiedenheit zurück und bewies durch litterarische Zeugnisse und durch den Kupferstich Natale Schiavone's diesen modernen Iko-

noklasten, dass dies Original des Bildes für die Franciscanerkirche Santa Maria dei Frari in Venedig gemalt und daselbst drei Jahrhunderte lang als Altarbild aufstellt war, bevor es in die Akademie in Venedig übertragen wurde. Gegen diese historische Beweisführung war allerdings kein Widerspruch möglich. Das Bild blieb in der Domkirche bis zu deren neuerlicher Restauration, bei welcher der Cardinal-Erzbischof Haulik die vermauerten Fenster im Chor öffnen und mit Glasmalereien versehen liess, welche die Stelle der „Assunta" einnehmen.

Auch die uralte an der Chorseite der Domkirche liegende Bischofsburg liess Alagović restaurieren und vor derselben einen hübschen Garten mit prächtigen amerikanischen und asiatischen Bäumen und reichen Gewächshäusern anlegen und dem Publikum öffnen. Aber seine schönste Schöpfung war die Neuanlage des nach seinem Gründer, dem Bischof Maximilian Vrhovac, Maxinmir (Maxensruh) genannten Parkes in halbstündiger Entfernung von Agram. Was Natur und Kunst für eine solche Anlage leisten können, ist hier in glücklichster Weise vereinigt. Der Park ist einer der schönsten und grössten die ich in Europa kenne. Ebene, langgestreckte, sanftansteigende Hügel, entzückende Aussichtspunkte auf die Zagorjaner Berge, üppige Vegetation und eine unerschöpfliche Fülle prächtiger uralter Bäume geben dem Parke unwiderstehliche Anziehungskraft: die Kunst hat hier nichts verdorben, denn sie hatte bloss sich dem von der Natur geschaffenen Landschaftsbilde eingeordnet und dessen Reiz erhöht. Feinsinnig und mit sicherem Blick hat Bischof Alagović die Anlage erweitert und verschönert

und freute sich an der Freude und dem Lobe der Besucher. Meine Mutter sagte ihm: „Eure Excellenz haben aus Maximir ein Paradies geschaffen und sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt.“ Er antwortete ihr: „Uebertreiben Sie nicht mein Verdienst, gnädige Frau, denn es besteht einzig darin, dass ich der Natur keinen Zwang angethan und weggeräumt habe, was ihr freies Schaffen behinderte. Ein Paradies konnte ich schon deshalb nicht machen, weil hier die vier Flüsse fehlen; dem Wassermangel konnte ich nur in geringem Maasse abhelfen. Beten Sie zu Gott, dass Er mich mehr Wasser finden lässt, und erst wenn dies geschieht, wird Ihr Lob keine blosse Redensart sein.“ Aber das zurückgewiesene Lob mochte ihn doch gefreut haben, denn er lud meine Mutter ein, mit ihm und mir in seiner Kutsche eine nochmalige Rundfahrt im Park zu machen und ermüdete nicht, ihr die schönsten Punkte desselben zu zeigen. Beim Abschiede küsste ich ihm ehrerbietig die Hand, die er dann freundlich auf meinen Kopf legte und darauf zum Segen erhob. Der alte Herr musste doch nicht so übel sein, wie man aus den Reden der Freunde des Vetters Andraš hätte schliessen sollen. Im Grunde konnten sie ihm nichts Schlimmeres nachsagen als seine Schwäche gegenüber seinem leichtsinnigen Sohn, denn wegen seines Familienlebens durfte, wie meine Mutter ihnen sagte, keiner von ihnen einen Stein auf ihn werfen.

* * *

Eine zweite Reise in demselben Jahre war ein kurzer Ausflug, den ich mit meinem Bruder nach Bosnien machte. An der östreichisch-türkischen Grenze war stets

ein Militärcordon aufgestellt, der allerdings nicht mehr zur Abwehr türkischer Einbrüche auf östreichisches Gebiet, sondern hauptsächlich zur Verhinderung des Schmuggels von Tabak, Salz, Kaffee und Zucker aus türkischem auf östreichisches Gebiet diente, weil diese Artikel dort nur halb so viel kosteten als hier. Jedes Grenzregiment hatte sein Cordonscommando, dem jeden Monat abwechselnd ein Hauptmann vorstand. Er befehligte die jede Woche wechselnde Wachmannschaft, an deren Spitze zwei Subalterne-Offiziere standen. Dieser Cordonsdienst war für die Mannschaft eine überaus harte Frohnde, denn erstlich mussten sie wenigstens viermal im Jahre aus oft sehr fernen Compagniebezirken — im Slunjer Regimente z. B. von der Grenze von Krain vier Tagemärsche weit — zu Fuss auf eigene Kosten den Cordon beziehen und eine Woche lang Tag und Nacht in einem Čardak — einer auf vier Pfählen stehenden Holzbarrake — Wache stehen. Das Dienstreglement war von drakonischer Strenge, weil der Cordonsdienst als Kriegsdienst vor dem Feinde galt. Bei jedem Posten waren Alarmsignale angebracht; das Tagessignal war ein zwischen zwei Pfählen hängendes Brett, auf welchem mit zwei Schlägeln so stark geklopft wurde, dass der nächste Posten es hören und weiter signalisieren musste; das Nachtsignal bestand aus einem mit Pech getränkten Strohbund auf einer hohen Stange. Dieser Strohbund wurde bei Allarm angezündet und das Signal von Posten zu Posten weiter gegeben. Auf diese Weise konnte die ganze Cordonslinie von der serbischen bis zur dalmatinischen Grenze in 1 bis $1^1/_2$ Stunden allarmiert werden. Wehe dem unglücklichen Wachposten, der aus irgend einem Versehen oder aus übergrosser

Besorgniss falschen Allarm gemacht hätte! Auch die Offiziere waren im Čardak bequartiert, mussten bei Tag und Nacht alle ihre Posten visitieren und täglich den Cordonscommandanten „gehorsamst melden, dass sie nichts zu melden haben“. Dabei litten sie, wie ihre Mannschaften, Hunger und Durst und die grausamste Langweile.

Wenn mein Bruder zu Hause von seinen kleinen Leiden im Cordonsdienste erzählte, gedachte ich immer der schrecklichen Leiden der Seehelden und Seefahrer, von denen ich in einer vielbändigen „Geschichte der merkwürdigsten Entdeckungsreisen“ — beiläufig gesagt, meine Lieblingslectüre zu jener Zeit — gelesen hatte. Ich wollte nun durchaus den Cordon sehen und bat meinen Bruder mich mitzunehmen, wenn er wieder zum Cordonsdienste commandirt würde. Er schlug es mir ab und unsere Eltern wollten es auch nicht gestatten. Endlich setzte ich es, dank meiner Beharrlichkeit, doch durch. Ich wurde nach Anweisung meines Bruders für die beharrliche Reise zweckmässig ausgestattet, und trabte voll Jubel auf meinem Milton neben meinem Bruder daher, zunächst nach seiner Station Kovačevac und nach einigen Tagen zum Cordon. Mein Bruder hatte einige Bände von Walter Scott's Romanen aus der Bibliothek des Grafen George Drašković mitgenommen und in meinen Mantelsack eingepackt und wir ritten lustig dem neuen Abenteuer entgegen.

Beim Cordonscommando angekommen musste sich mein Bruder selbstverständlich beim Commandanten melden und ihm mittheilen, dass er mich mitgenommen habe. Ebenso selbstverständlich war es, dass der Cordonscom-

mandant ihm wegen dieser unerhörten Eigenmächtigkeit einen strengen Verweis ertheilte und mich sofort nach Hause zurückschicken wollte. Mein Bruder stellte ihm vor, dass es unmöglich sei, mich allein zurückreisen zu lassen, dass ich ein ruhiger, wohlerzogener Knabe sei, der keinerlei Störung veranlassen würde, und schliesslich, dass er ja alle Verantwortung für mich übernehme. Alle diese Versicherungen machten auf den Cordonscommandanten keinen Eindruck; er blieb dabei, dass Kinder am Cordon nichts zu suchen haben und dass ich zu Hause zu bleiben gehabt hätte. Mein Bruder gab ihm darin Recht, aber da er nun einmal die Dummheit begangen habe, mich mitzunehmen, bat er, mich bei ihm zu lassen. Und so geschah es.

Nachdem unsere Pferde abgefüttert waren und wir ein kärgliches Mahl eingenommen hatten, ging es zur Cordonsstation meines Bruders weiter. Er ärgerte sich über mich und sprach kein Wort mit mir. Bei Sonnenuntergang trafen wir an Ort und Stelle ein. Als ich den Čardak sah, reute es mich den zweitägigen Ritt gemacht zu haben. Im Čardak unten wurden unsere Pferde angebunden; wir stiegen hinauf in das einzige Zimmer, dessen ganze Einrichtung aus einer Pritsche, einem Tisch und zwei Stühlen bestand. Als ich dies sah, wurde es mir recht schwer um's Herz und ich trat an eine der Luken, welche hier Fenster hiessen. Rings umher eine trostlose Einöde, nirgends ein Haus, nur auf Schussweite ein anderer Čardak. Es begann zu dämmern. Der Offizier, den mein Bruder morgen ablösen musste, war von der Postenvisitation noch nicht zurückgekehrt. Wir setzten uns an den Tisch und packten unsere Mundvorräthe aus.

Da rief eine Stentorstimme: „Olbrdo patrola krpajt". Ich sprang erschreckt auf und fragte meinen Bruder wer da schreie? — Der Posten am Offiziersčardak. — Und was rufe er? — „Halt wer da? Patrouille vorbei!" — Ich fing an, wie toll zu lachen; ich hatte geglaubt, dass die Türken uns überfallen haben und dass der Ruf türkisch war! Dass er deutsch sein könnte, hätte ich niemals errathen. Deutsch ist die Armeesprache, die Commandoworte musste der Soldat kennen, obgleich er kein Wort deutsch verstand; was er daraus zu machen im Stande war, hatte ich so eben gehört.

Nach einer Viertelstunde rief es wieder „Olbrdo patrola krpajt" und eine andere Stimme antwortete: „Gut Freund". Es war der abrückende Offizier, Fähnrich Holjević. Nachdem er meinen Bruder mit stürmischer Herzlichkeit umarmt hatte, sah er mich überrascht an und fragte ihn, was der Bub hier zu schaffen habe? Nachdem mein Bruder ihm Bescheid gethan, setzte er sich zu uns an den Tisch, liess sich unsere Vorräthe wohl schmecken, und fragte nach den Neuigkeiten der Woche. Da mein Bruder ihm nichts zu erzählen hatte, erzählte er ihm, dass ich den Wacheruf für türkisch gehalten habe. Darüber wurde weidlich gelacht und er wollte uns auch eine ähnliche ergötzliche Geschichte aus seiner Schulzeit erzählen.

„Unser Herr Lehrer in der Compagnieschule pflegte uns zu sagen: „Kinder, wenn Ihr glückliche Menschen werden wollt, müsst Ihr fleissig deutsch lernen. Ihr seid geborne Soldaten, Ihr müsst deutsch verstehen. Wenn commandirt wird: halb links, halb rechts, marsch, man wird laden, man wird eine Generaldecharge machen u. s. w.,



und wenn Ihr das nicht versteht, werdet Ihr in den Bock gespannt, kurz geschlossen, bekommt 25 Stockstreiche oder noch Schlimmeres, bleibt ewig Gemeine, könnt nicht Gefreiter, nicht Caporal, nicht Feldwebel, nicht Offizier werden und bleibt ewig unglücklich. Lernt also deutsch, Kinder, damit Ihr glückliche Menschen werdet. Deshalb dürft Ihr in und ausser der Schule nur deutsch sprechen um Euch daran zu gewöhnen." Wir sahen wohl ein, dass der Herr Lehrer recht hatte, aber wie sollten wir eine Sprache sprechen, die wir nicht verstanden; dennoch büffelten wir Jahre lang, ohne einen Satz richtig zusammen zu bringen. Einmal sassen wir ruhig auf den Bänken als der Herr Lehrer mich aufrief und fragte, wie das Zeitwort „sehen" in der halbvergangenen Zeit laute. Ich stand auf und wollte schon antworten, als mein Sitznachbar Jarebić plötzlich aufsprang, wie wenn ihn eine Schlange gestochen hätte, und sich sogleich wieder niedersetzte. Während ich noch einmal den Mund öffne um zu antworten, schnellt Jarebić nochmals auf und die ganze Schule kichert; ich antworte: halbvergangene Zeit hat „sehte". Jarebić fährt ein drittes Mal in die Höhe und die ganze Schule lacht. Der Herr Lehrer wird zornig und schreit den armen Jarebić an. Der Bub steht auf, salutirt vorschriftsmässig und antwortet: „Herr Lehrer, der Biličić der mi der botz der i der skok der in wischak." Die ganze Schule lacht, der Herr Lehrer wird wild und schreit: „Du nichtswürdiger Bub, weisst Du nicht, dass man deutsch antworten muss!" Jarebić antwortete weinend: „Herr Lehrer, wenn botz, nemogen ruhig ostat seden." Und wir schreien und lachen, dass das Schulzimmer einzustürzen droht und auch der Herr Lehrer lacht mit



uns. Wir wussten nicht, ob er verstanden hat, was der arme Jarebić sagte, aber wir erriethen leicht, was er zu sagen beabsichtigte: „Herr Lehrer, Biličić me je bocnuo i ja sam skočio u višak" — auf deutsch: „Biličić hat mich gestochen und ich bin in die Höhe gesprungen" — und weiter: „Herr Lehrer, kad me bocnuo, ne mogoh mirno ostat sediti" — deutsch: „da er mich gestochen hat, konnte ich nicht ruhig sitzen bleiben". Natürlich konnte von der Fortsetzung der Schulstunde keine Rede mehr sein. Wir sprangen alle aus den Bänken heraus und wollten wissen, was da vorgegangen war. Jarebić erzählte nun, dass Biličić, der hinter ihm sass, ihn wiederholt mit einer Schreibfeder in einen unnennbaren Körpertheil gestochen habe und dass er vor Schmerz aufsprang, aber nicht wagte aufzuschreien. Als der Herr Lehrer ihn anschrie, habe er so gut er konnte geantwortet; aber mehr deutsch als er jetzt könne, werde er nie erlernen, sei es auch, dass er es nie zum Gefreiten bringe. Inzwischen legte sich der Zorn des Herrn Lehrers und er sagte uns gutmüthig: „Kinder, ich weiss, dass Ihr nichts erlernen könnt, wenn ich Euch den Unterricht in einer Sprache ertheile, die Ihr nicht versteht. Aber der Česar (Kaiser) befiehlt es so, und so muss es sein." Uns Kindern leuchtete dies nicht ein, aber was war zu thun, da es doch so sein musste? Wir Uebrigen hätten wahrscheinlich auch nicht besser deutsch geantwortet, als der arme Jarebić.

„Mache Dir nichts daraus, mein Junge," sagte der Fähnrich zu mir, „dass Du „Olbrdo" für ein türkisches Wort gehalten hast. Auch ein geborner Deutscher hätte es schwerlich verstanden."

Nun entstand eine Debatte, wie wir zu Dritt auf

der Pritsche schlafen sollten. Der gute Janko Holjević entschied die Frage dadurch, dass er sich selbst opferte. „Ich muss doch, sagte er zu meinem Bruder, heute Nacht die Posten visitiren und desshalb aufstehen. Schlafe also Du mit dem Buben auf der Pritsche, da Ihr ja beide gewiss müde seid, ich aber werde mich auf alle Eure Kleider auf den Boden legen und einige Stunden wie der Cesar schlafen.“ In der That begann er schon nach einer Viertelstunde zu schnarchen. Auch mein Bruder schlief bald ein, aber ich fand keinen Schlaf auf dem engen harten Lager, weil mich überdies der zehnfach wiederhallende und fortwährend sich wiederkehrende Ruf „Olbrdo“ nicht zur Ruhe kommen liess und auch Holjević mich durch sein Aufstehen und das Rasseln seines Säbels störte. Sobald der Tag graute, sprang ich von dem verwünschten Lager, kleidete mich an und ging zu den Soldaten, die mich mit dem Ruf empfingen: „He, Junge, was machst Du hier?“ — Ich bin der Bruder des Zastavnik (Fähnrich), antwortete ich, und werde mit ihm Cordon halten. — Sie lachten auf. „Armer Junge, Du weisst nicht, was Cordon ist und wirst froh sein, wenn Du wieder fortkannst. — Wir werden nach der Ablösung nach Hause gehen, sagte ein anderer, komme mit mir, ich will Dich nach Hause führen.“ — „Ich danke Dir, aber ich gehe nicht fort. Ich bin her gekommen, um den Cordon zu sehen und will mit meinem Bruder bleiben.“ Ich schickte mich an, zu gehen, aber ein Soldat sagte mir, dass ich mich vom Čardak keinen Schritt entfernen darf. — „Warum?“ — Weil es verboten ist. — „Warum aber ist es verboten?“ — Schaue gerade aus! Die Grenze ist kaum 50 Schritte entfernt, und wenn Du den

Bach überschreitest, schiesst Dich der türkische Wachposten wie einen Hund nieder.

Das war allerdings keine erfreuliche Aussicht. War ich ja doch nur gekommen, um den Cordon und die Türkei zu sehen und sollte nun im Čardak sitzen müssen! Da kam Holjević zu mir und bestätigte, was die Soldaten gesagt hatten. Ich war verzweifelt. Das rührte ihn und er tröstete mich, dass ich doch die Türkei sehen werde. Er sprach halblaut mit meinem Bruder, von dessen Antworten ich nur einzelne lauter gesprochene Worte verstand. „Wo denkst Du hin, lieber Janko, das geht absolut nicht an." — „Bist Du toll, dass Du Dich des Knaben wegen solcher Gefahr aussetzen willst?" — „Was ist es auch," sagte Holjević laut, „im schlimmsten Falle riskire ich acht Tage Profosenarrest! Das kann man immerhin wagen, um dem guten Jungen eine Freude zu bereiten."

Bald darauf erfolgte die Ablösung der Cordonswache und die Soldaten wurden nach Hause entlassen. Ich dachte, dass auch Holjević mit ihnen abziehen würde, aber er blieb zurück, und theilte unser frugales Mahl. Nach dem Essen sagte er mir, dass wir zusammen „hinüber" — das heisst auf türkisches Gebiet — gehen würden, und wollte nach meinem Milton sehen. — Dies sei nicht nothwendig, weil wir vorerst zu Fuss gehen müssten.

Wir gingen die wenigen Schritte bis zur Grenze und Holjević rief dem nächsten türkischen Wachposten zu: „Komšija, zovi mi Bimbašu" (Nachbar, rufe mir den Unteroffizier her). Der türkische Soldat machte eine Bewegung mit dem Kopfe, ohne den Mund zu öffnen. Ich wunderte mich, dass Holjević ihn kroatisch angesprochen hatte und meinte, dass der Türke ihn nicht verstanden

hätte. Aber Holjević antwortete mir: „Was fällt Dir da ein! Das sind ja unsere Leute und verstehen türkisch nicht mehr als unsere Soldaten deutsch.“ Das war nun für mich eine ganz neue Entdeckung, die mich in Erstaunen versetzte: türkische Soldaten sollten „unsere Leute“ sein und nicht einmal türkisch verstehen! Holjević machte mir nun begreiflich, dass die „Türken“ in Bosnien Serben oder Kroaten seien wie wir, nur dass sie nicht Christen, sondern Mohammedaner seien; wirkliche Türken, Osmanlis, gebe es in ganz Bosnien und der Herzegovina vielleicht nicht einmal 50,000. Während er mir dies erklärte, rief uns der türkische Wachposten — natürlich in kroatischer Sprache — zu, dass der Bimbaša gleich kommen würde. In der That kam ein noch junger, schöner, riesig grosser Mann, mit Pistolen und Handžar im Gürtel auf uns zu und rief „Dobro došao“ (Sei willkommen), blieb aber einige Schritte weit vom Flusse auf östreichischem Ufer stehen. Da der Cordon gleichzeitig Pestcordon war, weshalb auch in jedem Regiment eine Contumazanstalt (Quarantaine) bestand, obgleich es schon seit langen Jahren keine Pest in der europäischen Türkei gab, durfte man sich nicht einander so nähern, dass man sich die Hände reichen könnte. Holjević und der Bimbaša schienen gute Freunde zu sein, und sie sprachen leise und angelegentlich mit einander. Endlich sagte der Türke so laut, dass ich es hören konnte: „Höre, Janko, Eure lakrdije (Possen) kümmern uns nicht. Wenn Du willst, kannst Du bis nach Sarajevo gehen und niemand wird Dir etwas anhaben. Willst Du mit dem Buben nach Kladuš reiten, so komm morgen zeitlich an diese Stelle und ich gebe Dir einen Soldaten mit. Aber bis Sonnen-

untergang musst Du wieder zurück sein. Siehe zu, wie Du mit Deinem Cordon zurechtkommst und dass Du nicht verrathen wirst."

Wir kehrten in unseren Čardak zurück und Holjević erzählte meinem Bruder von der getroffenen Abrede. Mein Bruder hatte wegen seiner Verantwortlichkeit grosse Bedenken dagegen; aber Holjević wandte ein, dass er ja von heute an keinen Cordonsdienst mehr habe. Mein Bruder gab dies zu, meinte aber, es läge dann noch immer eine mit schweren Strafen bedrohte Contumazübertretung vor, für welche er verantwortlich wäre. Holjević antwortete ihm lachend: „Weisst Du was, Štefica? Wir lassen das Pferd mit Deinem Bruder über die Grenze durchgehen. Ich setze ihm nach, ohne ihn einzuholen. Der türkische Soldat hinwiederum setzt uns beiden nach und holt uns erst in Kladuš ein, von wo er uns bis hier zurückescortirt. Was sagst Du nun dazu?" — Kannst Du gut reiten, mein Junge? wandte er sich an mich. — Vielleicht besser als Du, antwortete ich mit grossem Selbstgefühl, und bin ich nicht von Vodostaje bis hier geritten? — Dann ist alles gut. Also morgen bei Sonnenaufgang. Während ich mit dem Bimbaša spreche, reisst Du aus und lässest Dich von mir nicht einholen. Das Weitere wird sich von selbst ergeben.

Ich konnte vor freudiger Aufregung die ganze Nacht nicht schlafen. Schon in der ersten Tagesdämmerung ging ich zu meinem Milton und liess ihn satteln. Pünktlich war auch mein guter Holjević zur Stelle. Alles ging der Abrede gemäss. Ich gab dem Pferde die Sporen und liess ihm die Zügel schiessen; das Flüsschen Glina, welches die Grenze bildet, war beinahe gänzlich ausgetrocknet

und leicht durchwatet; freudig wiehernd flog Milton wie ein Pfeil davon. Ich hütete mich, mich umzusehen, und es mochte wohl eine Stunde gedauert haben, bis ich in der Ferne ein Pferd traben hörte: das musste Holjević sein. Ich machte Halt und wartete lange, bis er endlich kam. „Alles ging prächtig, mein Junge," rief er mir zu. „Jetzt bist Du in der Türkei und wirst davon zu erzählen wissen."

Was ich bisher gesehen, bot keinen Stoff zu Erzählungen. Die Landschaft unterschied sich durch nichts von jener jenseits der östreichischen Grenze: ein hübsches Hügelland mit reichem Baumwuchs, aber ohne eine Spur von Anbau und, wie es schien, gänzlich unbevölkert. Ausser dem Gezwitscher und Geschnatter der Waldvögel und dem Hufschlag meines Pferdes war nirgends ein Laut oder Schall zu hören. Diese Stille machte aber auf mich einen unsäglich angenehmen Eindruck und ich hätte gewünscht, den ganzen Tag im Schatten der prachtvollen Baumriesen lagern zu können. Aber Holjević trieb zur Eile an, damit wir noch vor Mittag in Kladuš eintreffen könnten, und erzählte mir, wie er Alles eingerichtet hatte.

Er kannte den Bimbaša Mujo seit mehreren Jahren. Dieser war aus Kladuš gebürtig, Slave, aber, wie alle bosnischen Mohammedaner, ein fanatischer Türke. Mit den östreichischen Offizieren am Cordon stand er auf gutem Fuss, und da zu jener Zeit vollständige Ruhe herrschte, wurden Contumazübertretungen beiderseits mit Nachsicht beurtheilt. Wenn eingeborne bosnische Soldaten den Cordonsdienst hatten, drückten sie beim Ueberschreiten der Grenze ein Auge zu, nicht so ungefährlich war die Sache, wenn wirkliche Türken, Osmanlis, die Cordonswache be-

zogen, weil sie die Dienstpflicht strenger nahmen. Glücklicherweise standen schon seit einigen Monaten nur bosnische Soldaten auf der Wache, und Mujo genoss bei ihnen eine grössere Autorität als sein Miralaj (Oberst). Auf den Mann, der uns Cordonsübertretern nachsetzen sollte, konnte der Bimbaša sich völlig verlassen. In der That machte er es mit unserer scheinbaren Verfolgung nicht sehr eilig, denn er holte uns erst einige tausend Schritte vor Kladuš ein. Da die Komödie ernst gespielt werden sollte, musste er uns als Gefangene nach der Kula (Veste) von Kladuš führen. Hier angekommen, wurden wir von einem alten Türken verhört; die Sache konnte nicht einfacher noch wahrscheinlicher sein: ich wollte den abgelösten Zastavnik Holjević auf seiner Heimkehr eine Strecke weit begleiten, aber mein Pferd riss aus und ging mit mir über den Fluss auf türkisches Gebiet durch. Der Zastavnik wollte mir nachsetzen, aber er brauchte Zeit, bis sein Pferd gesattelt war und so konnte er mich erst nach mehrstündigem Ritt einholen, endlich kam uns auch der Soldat nach.

Der alte Türke hörte uns unbeweglich und stumm zu. Nachdem wir unser Märchen geendet, erhob er ein wenig den Kopf und sagte zu Holjević: „Ist es aber auch so?“ Dieser bejahte und der alte Türke richtete an den Soldaten dieselbe Frage und erhielt dieselbe Antwort. Darauf fragte er diesen weiter: „Und warum gab der Cordonsposten nicht Fener auf die Švabe (allgemein gebräuchlicher Name für östreichische Unterthanen)?“ — „Wir sind ja doch Komšije (Nachbarn) und hätte der Posten auf den Buben schiessen sollen, dem das Pferd durchgegangen war?“ — „Und warum liess man den

Zastavnik über die Grenze?" Nun antwortete Holjević: „Der Junge ist der Bruder meines Cameraden und ich durfte ihn nicht in Gefahr lassen. Höre, Komšija, jetzt sind wir nnn einmal da, nnd Du kannst mit uns anfangen was Dir beliebt. Aber das Vernünftigste wäre, wenn Du uns, nachdem wir etwas gegessen haben werden, von dem Soldaten zurückescortiren liessest: so ersparst Du Dir und uns jede Ungelegenheit".

Der alte Türke hatte während dieses Gespräches keine Miene verzogen; er sass wie ein chinesischer Porzellangötze unbeweglich auf seinen gekreuzten Beinen nnd blies hie und da eine Rauchwolke aus seinem Čibnk (Pfeife mit langem Rohr). Bei der letzten Bemerkung des Offiziers liess er, ohne den Kopf zu bewegen, seinen Blick über nns gleiten und schwieg einige Minnten lang. Endlich sagte er zu dem Soldaten: „Wäre Mujo (der Bimbaša) nicht strafbar, so wäre das Beste, die Švabe nach Sarajevo zu schicken, aber der Momak (Bursche) thut mir leid, denn er würde hart bestraft werden." Darauf folgte wieder eine lange Pause und einige stärkere Ranchwolken. „Hörst Du, Krste (Christ), so wahr mir mein schöner Din (Glaube) helfen möge, Du als Offizier verdienst eine schwere Strafe, denn Du kennst die Dienstvorschriften und durftest den Cordon nicht überschreiten. Das dumme Kind — auf mich mit dem Čibuk deutend — ist unschuldig, denn es kennt die Vorschriften nicht." Nun eine noch längere Pause. „Aber um Mujo nicht unglücklich zu machen und ein dummes Kind nicht zu strafen, magst Du diesmal nach Hause zurückkehren; hüte Dich jedoch, ein zweites Mal nach Kladuš zu kommen." Er machte majestätisch eine Handbewegung, welche bedeuten sollte,

dass wir gehen könnten. Der Soldat nahm mich bei der Hand nnd Holjević folgte uns. „Wer ist dieser alte Mann," fragte ich den Soldaten. „Das ist der Kadija (Ortsrichter), ein weiser, strenger, braver Mann. Dankt Eurem Gott, dass Ihr so gut durchgekommen seid." — Holjević sagte auf deutsch zu mir: „Der Spass hätte schlimm enden können. Jetzt gilt es, dass unsere Soldaten die Geschichte nicht verrathen."

Der scharfe Ritt hatte uns Appetit gemacht und Holjević fragte den Soldaten, wo wir etwas zu essen bekommen könnten. Er führte nns in mehrere Häuser, aber man antwortete uns, es sei nichts zu essen vorhanden. Endlich sagte man uns in einem Hause, es sei Brot und ein Ei da. Wir assen von dem schon altbackenen Brot und überliessen das Ei dem Soldaten. Wir verlangten Wein; es gab keinen, wohl aber einen Krug Šljivovica (Pflaumenbranntwein), den wir mit dem trüben Wasser mischten, während der Soldat ihn ungemischt trank. Der Soldat entfernte sich, sagte jedoch, dass er bald zurückkommen werde. Holjević benntzte diese Zeit, um unseren Wirth zu fragen, ob es anch wahr sei, dass die Leute nichts zn essen im Hause hätten. Der Mann antwortete, es sei nur zu wahr. — Wie so? — „Der Spahija (Grundherr) nnd der Porez (Steuer) nehmen uns Alles weg. Wenn das Jahr gut ist, haben wir vier Monate kein Brot, sonst hungern wir sechs, auch sieben Monate." — Wie ist das möglich? Das Land ist doch so schön und müsste fruchtbar sein.

„Ja, das Land ist schön und könnte auch fruchtbar sein; aber wenn der Spahija sieht, dass Du das Feld gut bebaust, dass es gut abwirft, nimmt er es Dir für sich

weg und gibt Dir einen ausgesogenen, unfruchtbaren Acker dafür nnd wenn Du diesen in einigen Jahren mit harter Mühe aufgebessert hast, nimmt er Dir ihn wieder weg. Von allem Ertrag musst Dn die Trećina, Desetina, von Deinem Hause die Dimnica, den Harač bezahlen (Drittel- und Zehntelsteuer, Rauchstener, Kopfsteuer), was bleibt dann Dir übrig? Von zwei Kälbern, Schafen, Hühnern nimmt Dir der Spahija eines weg, das zweite die Steuer. Brennst Du Šljivovica, nimmt er Dir die Hälfte weg. Hast Du ein jnnges schönes Weib, eine schöne Tochter, nimmt er sie zuerst für sich in Anspruch; wenn Du Dich widersetzest, schiesst er Dich wie einen Hund nieder und nimmt sie weg. Willst Du den Türken klagen, gilt Deine oder anderer Christen Zeugenschaft vor dem Kadija nicht, und der Türke hat immer Recht gegen Dich. Und nun gar, wenn Nizam (reguläre Truppen) ins Land geschickt wird, da bleibt Dir kein Nagel in der Wand, auf welchem Du Dich aus Noth und Elend und Verzweiflung aufhenken könntest. Uns, der Raja (christlichen Unterthanen), ist nicht zu helfen; Gott hat uns verlassen und lässt nns im Elend zu Grnnde gehen."

„Ehe ich solches Elend ertragen möchte, würde ich mich znm Türken machen," bemerkte Holjević.

„Ja, so haben es unsere Spahije gemacht, um nnsere Herren bleiben zu können, aber wir werden nnsere schöne Vjera (Glauben) nicht verrathen und um nnseres Christenglaubens willen wie unsere Voreltern alles ertragen, bis Gott sich wieder einmal unser erbarmt."

Der Soldat kehrte zurück und sagte, wir müssten aufbrechen, nm vor Sonnenuntergang an die Grenze zu kommen. Wir sahen nach unseren Pferden, welche auf

einem Rasenplatze weideten, besahen uns die Kula (Veste), gaben unserem Wirth einige Zwanziger und ritten fort. Die Schilderung des Mannes machte mich unsäglich traurig und es reute mich, den Ausflug unternommen zu haben. Ich hatte wohl das Elend unserer Bauern gesehen und glaubte, es könne kein härteres Loos geben als das ihre; aber was ich nun gehört, hätte ich mir niemals als möglich vorstellen können. Während wir in hellem Sonnenschein durch das schöne, verlassene Land ritten, gelobte ich mir, wenn ich ein Mann würde, die Türkenherrschaft zu bekämpfen und die unglückliche Raja zu befreien. Wie ich dies anstellen sollte, wusste ich freilich nicht; aber mein Entschluss war nun einmal gefasst, nicht vergessen und im Mannesalter, wenigstens mit der Feder, so gut ich es vermochte, gewissenhaft ausgeführt.

In diese Gedanken versunken und schweigend, bemerkte ich nicht, dass unsere Pferde müde waren und in Schritt gingen. Auch auf Holjević schien die Erzählung unseres Kladušer Wirthes tiefen Eindruck gemacht zu haben, denn auch er war schweigsam geworden und liess sein Pferd gehen wie es eben wollte. Aber der türkische Soldat bemerkte, dass wir bei dieser Gangart unmöglich zu rechter Zeit heimkehren könnten, und trieb schreiend und scheltend unsere Pferde zum Trab an. Es war wirklich hohe Zeit, denn wir hatten kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt. Von da an ging es rascher. Mein Milton begann zu galoppieren und die beiden anderen Pferde griffen auch tüchtig aus. Wir kamen beinahe eine Stunde vor Sonnenuntergang an die Grenze. Der Bimbaša erwartete uns und war froh, zu hören, dass das Abenteuer glücklich überstanden war. Mein Bruder war

auf der Posteninspection; den Soldaten sah man es an, dass sie unsere Rückkehr besorgt erwartet hatten: aber keiner sprach ein Wort darüber. Für Holjević war ein Brief eingetroffen, in welchem ihm ein Camerad seine Beförderung zum Lieutenant mittheilte. Besser konnte der Tag nicht enden.

Als mein Bruder von der Visitation zurückkehrte, erzählten wir ihm unsere Erlebnisse. Er gestand, dass er in grosser Besorgniss gewesen und schwor, dass er mich niemals mehr auf den Cordon mitnehmen würde. Er machte dem guten Holjević bittere Vorwürfe, dass er sich wegen der Laune eines Kindes in ein Abenteuer stürzte, welches für uns alle Drei schlimme Folgen haben konnte. Ich schwieg still, denn ich begriff, dass mein Bruder recht hatte, und war überdies durch jene drastische Schilderung des Elends der Raja niedergedrückt. Ich hatte einen bitteren Vorgeschmack von der Türkei bekommen und verlor alle Lust, wieder einmal dahin zu gehen. Aber in meinem kleinen Gehirn wirbelte der Gedanke, der Befreier der armen Raja zu werden: dass es jedenfalls geschehen musste, stand bei mir fest. Während der Woche, die ich mit meinem Bruder am Cordon blieb und mit unseren braven und gutmüthigen Graničari (Grenzsoldaten) sprach, die mir von den Leiden ihres Cordonsdienstes erzählten und die Türkenherrschaft verfluchten, um derenwillen sie diese Leiden ertragen mussten, begannen meine Befreiungspläne deutlichere Umrisse zu gewinnen. Natürlich verrieth ich davon nichts meinem Bruder, weil ich fürchtete von ihm ausgelacht zu werden. Als er abgelöst wurde und wir nach Hause ritten, war mein Plan fix und fertig in meinem Kopfe: Wenn ich ein Mann sein werde, will ich

aus meinen Graničari eine Armee bilden, mich an ihre Spitze stellen, in Bosnien einbrechen und die unglückliche Raja befreien und glücklich machen. Habe ich nicht gesehen, dass dies- und jenseits des Cordons das Land eines und dasselbe ist, dass die Türken dieselbe Sprache sprechen wie wir; dass in Kladuš der Kadija bei seinem „schönen Din" schwor, wie unser dortiger Wirth von seiner „schönen Vjera" sprach? Die Raja wird uns als Brüder, als Befreier aufnehmen und mit uns gegen ihre Bedrücker kämpfen und sie besiegen. Und wenn die Türken einmal ihre Herrschaft über die Raja verloren haben, werden wir uns mit ihnen aussöhnen, ich aber werde nach Wien zum Česar gehen und ihm sagen: Herr, die Türkei gehört jetzt Dir, lasse Dich in Sarajevo krönen (ich hatte wohl davon gehört, dass im Jahre 1830 Kaiser Franz seinen Sohn Erzherzog Ferdinand als König von Ungarn krönen liess) und mache mich zum Ban von Bosnien. Ich bin also nicht vergebens in Bosnien gewesen, denn ohne unseren Wirth in Kladuš und seine Schilderung wäre ich gewiss nicht auf den sublimen Gedanken gekommen, die Raja zu befreien und Bosnien dem Kaiser von Oestreich zu schenken!

Zu Hause erzählte ich viel von dem Wenigen, was ich „in Bosnien" gesehen habe, verbarg aber sorgfältig meine humanitären und ehrgeizigen Pläne. Nur mit unserem alten Fährmann Jovo, der ja als Graničar gewiss oft auf den Cordon commandiert gewesen war, sprach ich von der Befreiung der Raja, jedoch ohne den mir selbst vorbehaltenen Antheil an dem grossen Werke zu verrathen. Jovo hätte nicht ein Graničar sein müssen, um nicht die Eroberung Bosniens und die Aufhebung des Cordons für ein gottgefälliges Werk zu halten. Er

erzählte mir von zahllosen türkischen Greuelthaten, die mich empörten und zugleich in meinen edlen Absichten bestärkten, und Bosnien wurde das tägliche Gespräch während der halben Stunde, die ich mit ihm im Kahne zubringen konnte.

Es war noch nicht ein volles Jahr seit meinem Ausfluge verflossen, als wir die Nachricht erhielten, dass die Türken ins östreichische Gebiet mit bedeutender Streitmacht eingebrochen seien, im ersten Banal- und im Slunjer-Regimentsbezirk viele Dörfer niedergebrannt, unsere Soldaten niedergemetzelt und Weiber und Kinder nach Bosnien fortgeschleppt hatten. Da wir von meinem Bruder keine Nachrichten hatten, fuhr meine Mutter mit mir nach Karlstadt, um Näheres von dem türkischen Einbruch zu erfahren. Aber wir erfuhren nicht viel mehr, als wir bereits wussten; neu war nur der sofortige Ausmarsch eines Bataillons des Slunjer Regiments nach dem Cordon. Ich schrieb insgeheim dem Obersten meines Bruders, er möge mich in sein Regiment aufnehmen und in den Türkenkrieg ziehen lassen. Täglich, stündlich erwartete ich eine Antwort, die jedoch nicht kam; ich lebte in fieberhafter Aufregung. Inzwischen war der räuberische Einbruch der Türken siegreich zurückgewiesen und die östreichischen Truppen verwüsteten eine Tagereise weit türkisches Gebiet gerade so wie die Türken das östreichische verwüstet hatten. Dass die Raja dabei den Schaden für die Spahije und deren Raubzug zu tragen hatte, versteht sich von selbst. Einige Wochen später kam mein Bruder nach Hause auf Besuch. Wir hatten Gäste zu Tisch. Auf einmal zog mein Bruder ein Papier aus der Tasche und sagte, wir alle würden uns krank lachen, wenn er

es vorlese. Er begann: „Hochwohlgeborner Herr Oberst, Hochverehrtester Herr und Freund“ — mir wurde es grün und roth vor den Augen, denn so, wie mein Vater dem Obersten zu schreiben pflegte, fing auch mein Brief mit dieser Anrede an. Mein Bruder fuhr fort zu lesen: „Ich bin zwar erst zehn Jahre alt“ — weh mir, das war mein Brief, ich konnte mich kaum auf meinem Stuhle erhalten! — „aber ich war in Bosnien und brenne vor Begierde, die räuberischen Türken zu züchtigen u. s. w. Euer Hochwohlgeboren freundschaftlich ergebener Diener“ — mein Bruder machte eine Pause und sagte: Wisst Ihr wer? — Imbro von Tkalac.“ Ich war wie vernichtet. Das stürmische Gelächter der Gäste machte mich krank. „Wer hätte dem Jungen so viel Muth zugetraut — Wer hätte gedacht, dass der Schlingel aus der Kutte in den Soldatenrock schlüpfen wollte — Und wie heimlich er das angestellt hat — Er, der doch immer hinter dem Rock seiner Mutter steckt“ — so ging es um den Tisch herum. Aber diese Neckereien brachten mich zur Besinnung und nun nahm ich die Offensive gegen meinen Bruder. „Wer hat Dir meinen Brief gegeben?“ — Wer sonst als der Oberst? — „Hat er Dir gesagt, dass Du den Brief vor Gästen vorlesen und mich ihrem Gelächter aussetzen sollst?“ — Er sagte mir, den Brief dem Vater zu übergeben. — „Das ist Verrath und Du bist ein noch schlimmerer Verräther als Dein Oberst.“ Sprach's und verliess entrüstet das Zimmer, wo das Gelächter fortdauerte.

Mein Bruder erzählte, dass mein Brief dem Obersten viel Spass bereitet hatte und dass dieser wissen wollte, wie ich nach Bosnien gekommen sei. Mein Bruder

machte ihm ein reuiges Geständniss und kam mit einem mündlichen Verweis und mit der ernsten Mahnung davon, sich derlei gefährlicher Kindereien niemals wieder zu erlauben. Eine ähnliche Vermahnung erhielt auch Holjević: die Sache war verjährt und Oberst Medin, der ein wohlwollender Vorgesetzter war, ersparte sich und den Offizieren gern Verdruss und lästige Schreibereien.

Die beleidigende Heiterkeit, die mein Brief hervorgerufen, hatte die gute Folge, dass ich vorläufig auf meine gefährlichen Pläne zum Umsturz des durch die Wiener Verträge geheiligten europäischen Gleichgewichtes und auf die prächtige, jener des Bans Vlašić nachgebildete Uniform eines Bans von Bosnien verzichtete und sie von da ab als eine so abgethane Sache ansah wie meine Franciscanerkutte. Ich freute mich nur meiner Klugheit, mein grosses politisches Geheimniss keiner menschlichen Seele, nicht einmal meiner Maria, anvertraut zu haben. An meinen welterlösenden Entschlüssen hielt ich nichts destoweniger fest, sagte aber zu mir selbst: „Imbro Igejatijević, wenn Dir einst der Schnurrbart wächst, wird es Zeit sein, daran zu denken: bis dahin sei stumm wie ein Fisch“.

* * *

Dieser Vorsatz wurde mir durch viele Zerstreuungen erleichtert, welche in unser einförmiges Landleben kamen. Die Schwester meines Vaters, Gräfin Kálnoky, schrieb zu Pfingsten, dass sie sich sehne den Bruder nach zwanzig Jahren wiederzusehen und sich mit ihm auszusöhnen. Mein Vater war noch immer so sehr gegen sie erbittert, dass er ihren Brief gar nicht beantwortete. Vielleicht

hatte sie dies geahnt und schon wenige Tage später sahen wir einen kolossalen, mit mehreren Koffern bepackten vierspännigen Reisewagen in den Hof von Vodostaje hereinfahren. Dass es die Tante sein könnte, fiel mir gar nicht in den Sinn, denn ich hatte meinen Vater sagen gehört, sie möge bleiben, wo sie war. Ich lief in den Hof hinab, um mit kindlicher Neugier zu sehen, welch ein Besuch komme und meinte, es sei die Gräfin Nugent. Aber aus dem Wagen stieg eine mir unbekannte hochgewachsene schlanke Dame heraus, in elegantem Reisekleid, mit einem reizenden noch jugendlichen Gesicht, dunklem Teint und lachenden grossen schwarzen Augen. Während sie auf mich zuging, rief ich: „Bist Du meine Tante?" — „Ja, mein Kind," antwortete sie, „ich erkenne Dich nach Deiner Mutter." Während dessen stieg ein 12- bis 13jähriges Mädchen aus dem Wagen, lief auf mich zu, umarmte mich und rief: „Ich bin Deine Cousine Julie." Wir stiegen in die Curia hinauf und ich rief meiner Mutter zu, dass die Tante und Cousine Julie angekommen seien. Die Begegnung der beiden Frauen erschien mir etwas steif, aber meine Mutter umarmte mit um so grösserer Herzlichkeit die Cousine Julie, die sehr angegriffen aussah. Mein Vater war nicht zu Hause. Die Tante und Julie wurden in seinem Schlafzimmer einquartiert; die vielen Koffer und Schachteln in der Halle untergebracht. Die Tante sagte mir, ihr Kammermädchen Mary und ihren Kammerdiener Jozsi zu rufen, und ertheilte ihnen in magyarischer Sprache langathmige Befehle, die ich nicht verstand. Darauf wurden meine beiden kleinen Schwestern vorgestellt, ziemlich frostig geküsst und entlassen. Julie kam zu mir in das Speisezimmer hinaus und sagte, sie

möchte mit mir meinem Vater entgegengehen. Während wir das Flussufer entlang gingen, sah ich meine Cousine prüfend an. Sie war etwas grösser als ich, schlank, hatte ein allerliebstes, herzensgutes, bräunliches Gesichtchen, schöne schwarze Augen und prachtvolles schwarzes Haar, welches in zwei mächtigen langen Zöpfen über den Rücken hing. Meine Cousine gefiel mir sehr und ich war froh, eine mir passende Gefährtin gefunden zu haben. Ihre helle, sanfte Stimme bezauberte mich und ich beeilte mich, ihr zu gestehen, dass ich sie liebe. Auch sie sagte mir, dass sie mich sehr lieb habe und unser junger Herzensbund wurde sofort mit heissen Küssen besiegelt. Wir hatten uns schon ziemlich weit vom Hause entfernt, ohne meinem Vater zu begegnen, und da Julie mir sagte, dass sie starken Kopfschmerz hatte, kehrten wir Hand in Hand zurück.

Als mein Vater nach etwa einer Stunde nach Hause kam, lief ich ihm entgegen mit der Nachricht, dass die Tante angekommen sei und rief Julie herbei, welche er mit grösster Herzlichkeit umarmte. Ich rief nun auch die Tante, welche sich weinend meinem Vater an die Brust warf. Mir schien es, als ob er sie abwehren wollte, als sie aber schluchzend ihm sagte: „Naco, verzeihe mir, ich bin sehr unglücklich," umarmte er sie und küsste sie wiederholt. Sie setzten sich Hand in Hand auf das Sopha und sie begann zu erzählen, dass sie schon seit zehn Jahren Witwe sei, aber mein Vater unterbrach sie mit den Worten: „Sprechen wir heute nicht davon, erzähle mir von Deiner Reise." Und sie erzählte ihm nun, wie sie 17 Tage lang von Kronstadt über Wien nach Kroatien gereist sei, um nach zwanzig

Jahren den Bruder wiederzusehen und zu versöhnen. Er fragte sie, ob dies wirklich der einzige Zweck ihrer Reise war, aber in demselben Angenblicke rief uns meine Mutter zum Abendessen, welches fröhlich verlief, jedoch kaum eine Stunde dauerte, weil mein Vater sagte, man müsse den müden Gästen die nothwendige Ruhe gönnen.

Am folgenden Tage begann man von den Familienverhältnissen zu sprechen, die mir gänzlich unbekannt waren, da im Elternhause ihrer niemals erwähnt wurde. Ich wusste nur, dass ich eine Tante habe, die eine Gräfin Adam Kálnoky war und in Siebenbürgen lebte. Ich hörte daher mit gespanntester Aufmerksamkeit der Erzählung der Tante zu. Ihr Mann starb vor zehn Jahren an einem heftigen Gichtanfall im besten Mannesalter und liess sie als Witwe mit drei nnmündigen Kindern zurück, einem Sohn, Dénes, der in Wien im Theresianum erzogen wnrde, und zwei Töchtern, deren ältere, Fanny, bei ihrer väterlichen Grossmutter war; die jüngere, Julie, war zur Erziehnng im Kloster der „Englischen Fräulein“, einer vornehmen Erziehungsanstalt in Pressburg, wo die Mutter sie soeben abgeholt hatte, um sie nach Kroatien mitzunehmen. Das arme Kind hatte von seinem Vater die Gicht geerbt und musste oft wochenlang zu Bett bleiben. Die Tante klagte auch über ihre Vermögensverhältnisse. Ihr Mann habe beinahe die Hälfte ihrer Mitgift aufgezehrt. Sie musste deshalb mit der Vormundschaft ihrer Kinder langwierige und unangenehme Processe führen, damit dieser Verlust ihr aus seinem Nachlass ersetzt werde. Für 130,000 Gulden, welche dieser Verlust betrug, erhielt sie zwei Gütercom-

plexe, welche ihr nicht mehr als 4000 Gulden jährlich eintrugen. Ein Glück sei es, dass sie wenigstens eine Hälfte ihrer Mitgift rettete. Gegen das gerichtliche Urtheil, welches ihr jene beiden Güter zusprach, habe sie appellirt und müsste nun durch amtliche Akten nachweisen, dass ihre Mitgift ihr in Gold und nicht in „Wiener Währung" ausbezahlt wurde, wie das Gericht irrthümlich angenommen hatte und wobei sie drei Fünftel verlieren würde. Sie bat meinen Vater, ihr alle nothwendigen Documente zu verschaffen, um ihr zu ihrem Recht zu verhelfen.

Mein Vater sprang vom Stuhle auf und rief ihr mit donnernder Stimme zu: „Meinen Kindern hast Du mehr als 100,000 Gulden geraubt, als ich Deine Mitgift binnen sechs Wochen und überdies in Gold aufbringen musste. Du und Dein Mann habt mich belogen, dass Ihr nach Siebenbürgen reisen müsstet, während Ihr noch Jahre lang in Agram geblieben seid und mir daher wohl Zeit lassen konntet das Geld ohne übermässigen Verlust beizuschaffen. Was Dir auch geschah, war nur eine gerechte Strafe Gottes für das himmelschreiende Unrecht das Ihr mir angethan habt. Du und Dein Mann habt ein Verbrechen an meinen Kindern verübt." —

Meine Mutter fiel ihm um den Hals und flehte ihn an, sich zu mässigen und zu verzeihen; Katica sei doch seine Schwester und überdies sein Gast. Aber der schwer gekränkte, jähzornige Mann riss sich aus den Armen meiner Mutter los und schwieg, denn offenbar hatte die Erwähnung des Gastrechtes auf ihn den Eindruck nicht verfehlt. Die Tante weinte, ich und Julie zitterten vor Furcht, nur meine Mutter behielt ihre natürliche Be-

sonnenheit und führte meinen Vater aus dem Zimmer hinaus.

Die Tante wollte sogleich abreisen, aber meine Mutter bestimmte sie zu bleiben; der Zorn meines Vaters werde sich bald legen und er werde sich doch mit ihr aussöhnen. Julie weinte und bat ihre Mutter sie bei uns zu lassen; sie wolle vom Onkel und von mir nicht fortgehen. Der Vormittag verging in der unbehaglichsten Stimmung. Als man zum Mittagsessen gerufen wurde, führte meine Mutter die Tante dem Vater zu und sagte ihm: „Liebster Mann, umarme Katica, sie hat ihr Unrecht schwer genug gebüsst.“ Beide Frauen warfen sich ihm um den Hals, ich und Julie umarmten seine Beine und flehten: „Verzeihe ihr, sie hat so viel geweint.“ Mein Vater sprach kein Wort und setzte sich zu Tisch, die Tante zu seiner Rechten. Sie ergriff seine Hand, er zog sie nicht zurück; sie stand auf und umarmte ihn: „Naco, mein einziger Bruder, vergib mir!“ — Er sagte nur: „Es ist schon gut, sprechen wir nicht mehr davon.“ Das Mittagessen verlief ohne Störung, die Tante trank aus einem grossen Krystallkelche das herkömmliche „Bilikum“ (Willkommenstrunk), der Vater trank auf ihre Gesundheit und der Friede zwischen den Geschwistern war hergestellt.

Aber ich und Julie trauten doch der Ruhe nicht. Wir gingen in den Garten unter die grosse Linde und sprachen über die des Morgens erlebte Scene. Wie jedes intelligente Mädchen einem gleichaltrigen oder gar jüngeren Knaben, war Julie mir, der einige Jahre jünger war als sie, geistig überlegen und raisonnierte richtiger als ich. „Mamma bat schon gestern den Onkel, sagte Julie zu mir, um Verzeihung, und das brauchte sie nicht zu thun,

wenn sie nicht fühlte, dass sie dem Onkel etwas angethan was er ihr zu verzeihen hätte. Der Onkel brauste auf als sie ihn daran erinnerte, aber er hat ein besseres Herz als Mamma, denn er sah sein Unrecht schon nach ein paar Stunden ein, während sie erst nach zwanzig Jahren das ihre, schwerere, einsah oder anerkannte. Desshalb habe ich den Onkel lieber als Mamma, die mich auch nicht so lieb hat, wie meinen Bruder Dénes." Meine kleinen Schwestern kamen zu uns und unterbrachen das Gespräch. Julie war sehr freundlich mit ihnen, wusste aber doch nichts mit ihnen anzufangen, und forderte mich zu einem recht langen Spaziergang auf. Wir gingen über Aecker und Wiesen in ein reizendes kleines Wäldchen wo wir im Grase ausruhten. Ich sammelte Feldblumen zu einem Strauss für sie und sie seufzte: „Wenn ich nur auch immer bei Euch bleiben könnte! Ich sage oft zu Mamma, dass ich mich im Kloster recht unglücklich fühle, aber sie will mich nicht zu Hause haben, und ich werde noch lange Jahre dort bleiben müssen, wenn Deine Mutter sie nicht dazu beredet, mich bei Euch zu lassen." Ich versprach ihr, meine Mutter darum zu bitten und sie dankte mir mit einem herzhaften Kuss: „O lieber Imbro, wie glücklich wäre ich, wenn Deine Mutter es wollte; aber ich fürchte, dass Mamma und der Onkel bald wieder streiten und wir abreisen werden."

Ich schmeichelte meiner Mutter das Versprechen ab, Julie bei uns zu behalten, aber die Tante wollte nichts davon hören; Julie müsse noch 5 bis 6 Jahre im Kloster bleiben. Um sie nicht zu kränken, verschwieg ich ihr diesen Bescheid ihrer Mutter und suchte sie zu zerstreuen. Wir schlenderten den ganzen Tag, unser Leben war ein

Idyll, ein Spiegelbild von Longus' „Daphnis und Chloe“, allerdings unschuldiger und unverfänglicher. Wir gingen die Arme gegenseitig um den Hals geschlungen, wir lagen umarmt stundenlang im Grase, küssten uns unzählige Male und sagten uns, wie sehr wir uns lieb hatten, und jammerten, wenn wir von Karlstadt her die Mittags- und Abendglocke hörten, weil wir dann zum Essen gehen mussten. Dieses Glück dauerte bis zum Spätsommer. Mein Vater reiste inzwischen einige Male nach Agram um der Tante die nothwendigen Documente zu verschaffen, und als diese vollständig beisammen waren, erklärte die Tante, dass sie abreisen müsse, um vor dem Eintritte des Winters in Siebenbürgen eintreffen zn können. Julie nnd ich fühlten uns höchst unglücklich, denn ich musste ihr nun gestehen, dass ihre Mutter sie nicht bei uns lassen, sondern noch 5 bis 6 Jahre im Kloster halten wollte. Auf nnseren Spaziergängen weinten wir: wie werden wir ohne einander leben können! Nicht einmal schreiben könnten wir uns, weil man im Kloster Briefe, ausser von und an Eltern, weder schreiben noch bekommen darf! Am Tage vor der Abreise, als wir von unseren Lieblingsplätzen Abschied nahmen, sagte mir Julie: „Höre, Imbro, so lange ich im Kloster bleiben muss, können wir von einander nichts erfahren; aber am ersten Tage, wenn ich herauskomme nnd frei bin, werde ich Dir schreiben und wiederholen, dass ich Dich über alles lieb habe. Und, nicht wahr? Du wirst mir dasselbe sagen!“ Nach dem Austausch dieses Versprechens und unzähliger Küsse gingen wir nach Hause wie nach einer Marterstätte.

Am frühen Morgen reisten sie ab. Der Abschied der Tante von meinen Eltern war sehr herzlich. Julie

und ich hielten uns umarmt und weinten, ich konnte nur die zwei Worte stammeln „s Bogom" (mit Gott!) und lief in den Garten, um mich ungestört auszuweinen. Mein armes kleines Herz war mir so schwer, dass ich zu sterben meinte. Diese Herzenswunde heilte erst, als ich anfing dio Schule zn besuchen nnd gezwungen war anhaltend zu lernen und keine Zeit hatte, meiner romantischen Liebelei nachzuhängen.

Auch meine Tante hatte meinen Eltern zugeredet mich in die Schule zu schicken, da ich ja schon zehn Jahre alt war und endlich doch anfangen müsse die Schulgegenstände zu lernen, denn wenn ich auch lesen, schreiben und rechnen könnte und vielleicht mehr lehrreiche Bücher gelesen habe, als meine künftigen Lehrer, müsste ich doch die Elementarschule durchgemacht haben, um ins Gymnasinm aufgenommen werden zn können. Diese Erwägungen führten zu dem Entschlusse in die Stadt zu ziehen; aber der Umzug wurde immer wieder hinausgeschoben und erfolgte erst gegen Weihnacht 1834. Ich sollte noch die Weinlese in unseren grossen Weinbergen in Novaković-Gora in voller Freiheit geniessen.

Bevor wir jedoch dahin reisten, besuchte uns General Graf Nugent mit seiner Frau und beide luden uns ein, sie auf ihrer Besitzung Stelnik zu besuchen, wo die Gräfin sich von einem damals berühmten italienischen Architekten ein prachtvolles Schloss hatte erbauen lassen, das so eben fertig geworden war. Meine Mutter reiste mit mir dahin. Nicht nur ich, sondern auch sie war von dem herrlichen wahrhaft fürstlichen Bau wie geblendet. Die ganze Anlage in einer hügeligen Landschaft mit den überraschendsten Fernsichten war im italienischen Frührenais-

11*

sancestyle gehalten. Vier hohe Marmorsäulen trugen einen grossen Balcon der mit den schönsten exotischen Blattpflanzen geziert war. Das Treppenhaus und die schöne bequeme Treppe waren durchaus von weissem Marmor; die Säulen und Pilaster von grünem. Eine Loggia theilte das Schloss in zwei Appartements. Jedes bestand aus mehreren Sälen und kleineren Zimmern; die Loggia und einige Säle waren mit Marmorplatten ausgelegt, ungemein hoch, die Fenster gingen bis zum Fussboden herab und waren durch marmorne Ballustraden abgeschlossen; die Zimmer sämmtlich a fresco gemalt mit mythologischen Scenen und italienischen Landschaften: Veduten von Neapel, Rom, Genua, Venedig und den borromeischen Inseln. Anstatt der bei uns gebräuchlichen Oefen befanden sich in allen Zimmern schön sculptirte Marmorkamine, deren Zweck ich nicht begriff. Ueber dem ganzen Schloss war eine mit einer steinernen Ballustrade umgebene Terrasse. Ich schwelgte im Anblick dieser niemals noch gesehenen Schönheit und Pracht: ich dachte etwas Herrlicheres als dies Schloss könne es in der Welt nicht geben. Die Gräfin freute sich an meinem naiven Entzücken und gestattete, dass ich den ganzen Tag über in allen Räumen des Schlosses herumgehen und alle diese Pracht bewundern konnte. Dass es solche Marmorsäle, solche gemalte Zimmer geben sollte, obwohl Maria mir davon erzählt hatte, hielt ich höchstens in einem kaiserlichen Palast für möglich. Ich konnte mein Glück, in diesem Zauberschloss zu verweilen, gar nicht fassen und fürchtete, dass es in einem Augenblick wie ein Traum zerfliessen könnte. Leider ist diese meine Besorgniss nach einigen Jahren zu einer traurigen Wahr-

heit geworden. In einem strengen Winter drückten gewaltige Schneemassen mit solcher Gewalt auf die Terrasse dass sie einstürzte und alle Decken und inneren Mauern des Schlosses zermalmte, so dass nur die äusseren Mauern, aber auch diese schwer beschädigt, aufrecht blieben. Als ich von dem Unglück hörte, konnte ich mich der Thränen nicht erwehren. Die Gräfin war verzweifelt über dies traurige Geschick ihrer Schöpfung, welche fünf- oder sechsjährige Arbeit und Mühe und den Aufwand von mehr als 200,000 Gulden gekostet hatte. Der italienische Architekt baute einen Palast für das neapolitaner Klima; von der Gewalt des Schnees hatte er ohne Zweifel keinen Begriff. Eine Terrasse ist freilich schöner als ein Dach und desshalb glaubte er wohl, dass es auch ohne Dach gehen werde. Das Schloss wurde zwar wieder erbaut, aber als ich es in späteren Jahren wieder sah, erkannte ich Stelnik nicht wieder; von der früheren Schönheit und Pracht war keine Spur mehr vorhanden. Gräfin Nugent kam seit jener Katastrophe niemals mehr nach Kroatien.

Als ich voll von dem Eindrucke des in Stelnik Gesehenen nach Hause kam, schien mir unser Haus eine armselige Bauernhütte: alles unschön, eng, finster. Die hölzerne Treppe, der gebohnte Fussboden, die kleinen Fenster, die einfarbig blau, gelb, grün und rosenfarb getünchten Wände, der bescheidene Hausrath schienen mir ein Bild grösster Armuth zu sein. Ich fühlte mich im Hause äusserst unbehaglich und ersehnte den Augenblick, wo ich wenigstens einige Stunden ausser Hause in der Schule zubringen könnte.

Im Herbst gingen wir nach unseren grossen Weinbergen. Das Jahr 1834 war nach 1811 das reichste

Weinjahr des Jahrhunderts; unsere „Bergholden“ — so nannte man die Bauern, denen der Grundbesitzer die Weinberge gegen Abgabe des zehnten Theils des Weinertrages (Desetina) zur Nutzniessung gab — jammerten im vorhinein über den Mangel an Bottichen und Fässern für die überreiche Lese. Als die Weinlese begann, herrschte überall Lust und Freude; was von dem vorjährigen Wein nicht an Speculanten verkauft werden konnte, wurde vertrunken, um für den neuen Wein Behälter und Gefässe bereit zu halten. Der Herbst war einer der schönsten, deren ich mich aus meiner Jugend erinnere, das Wetter erhielt sich sonnig und warm bis tief in den November hinein; die Weinlese dauerte bis Ende October, während sie sonst in der Regel zu Michaelis — Miholja, 29. September — beendet wurde. Ich brachte ganze Tage mit den Winzern und Winzerinnen in den Weinbergen zu, ging mit unserem Jäger auf die Hasen- und Fuchsjagd, mit einer Carabine am Rücken, die ich übrigens niemals abfeuerte, oder mit unserem Weingartenhüter auf Vogelfang in den prächtigen Thälern, welche von drei Seiten unsere Weinberge umschlossen. Oder ich streifte, stets mit dem ungeladenen Stutzen am Rücken und von einigen Jagdhunden begleitet, um mir den Anschein eines Jägers zu geben, Tage lang in der unvergleichlich schönen Berggegend herum. Unser Wohnhaus, ein grosser schmuckloser Steinbau, in welchem auch die Keller lagen, stand auf einem isolirten Bergrücken und bot die schönsten Aussichtspunkte. Auf drei Seiten war es von einem breiten hölzernen Balcon umgeben. Im Osten das mit Recht seinen Namen „Schönthal“ tragende Thal Lepa Draga und darüber hinaus die weite Ebene an der Save und Kupa;

im Süden reizendes Bergland, über welches in blauer Ferne der Klek hinausragte; im Westen die höheren Gebirgszüge von Lović und Zvirovac, über denen man das waldreiche Uskokengebirge sah. Ich habe auf meinen späteren grossen Reisen die schönsten Landschaften von ganz Europa gesehen, bin aber dennoch bei der Ansicht geblieben, dass dieser unser Weinberg von keiner übertroffen werde. Am Abend hörte man das Glockengeläute von sieben, zum Theil recht fernen Kirchen, und das Zirpen zahlloser Cicaden in den Weinbergen machte auf mich den Eindruck der lieblichsten Musik. Von Anakreon hatte ich nicht einmal den Namen gehört und wusste nicht, dass das Zirpen der Cicaden auch den alten Griechen wie die süsseste Musik klang.

Dieser Herbst liess in meinem Gemüth Erinnerungen zurück, die zu den angenehmsten meiner Jugend gehören. Hier erst ging in mir der Sinn für landschaftliche Schönheit auf und ohne Zeichnen gelernt zu haben, suchte ich bald diesen, bald einen anderen schönen Punkt der Landschaft mit dem Bleistift zu skizziren und freute mich, wenn meine kleinen Schwestern aus diesen kunstlosen Skizzen den Ort erriethen, den ich darzustellen versucht hatte. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass mütterliche Liebe und Eitelkeit es sich nicht nehmen liess, dies Gekritzel allen Besuchern zu zeigen und dass diese es lobten und sagten, ich würde ein grosser Künstler werden. Glücklicherweise machte dies conventionelle Lob und diese Prophezeihungen keinen Eindruck auf mich und machten mich nicht eitel: ich hatte keinen anderen Wunsch, als schön schreiben zu lernen, da mein angeborener Schönheitssinn mir sagte, dass meine Handschrift noch weit

schlechter war, als meine Zeichenstudien, und jede schöne Handschrift die ich sah, mich zur Verzweiflung brachte, dass ich sie nicht nachahmen konnte.

Wir kehrten erst Anfangs December nach Vodostaje zurück und da das Schuljahr im October begann, konnte vom Schulbesuch vor dem Beginn des Sommersemesters keine Rede sein. Der erste in Karlstadt verlebte Winter ging für mich im dolce far niente vorüber. Nur das Lesen machte mir Freude und ich verschlang jedes deutsche, italienische oder französische Buch, welches mir der Zufall in die Hände brachte.

4.

Geistig mir selbst überlassen und ohne jede Anleitung, war ich elf Jahre alt geworden und hatte eine Unzahl von geographischen Schriften, Reisebeschreibungen, naturgeschichtlichen Büchern, Taschenbuchnovellen, Gedichten und beinahe alle Romane von Walter Scott und Cooper gelesen, wusste aber von der Zeitgeschichte und den grossen wissenschaftlichen und technischen Entdeckungen und Erfindungen jener Tage nicht mehr als eine amerikanische Rothhaut oder ein Hottentotte. Meine Eltern und ihr Freundeskreis lebten wohl in derselben paradiesischen Unwissenheit wie ich selbst, denn ich hatte niemals davon sprechen gehört. Und es war doch eine politisch und geistig sehr regsame und erregte Zeit. Aber in Kroatien lebte man wie auf einer Insel im Stillen Ocean und wurde von ihr gar nicht berührt. Ich wusste nur, dass im Frühjahre 1835 Kaiser Franz I. starb, nnd hätte wahrschein-

lich auch dies nicht erfahren, wenn nicht unser Hausarzt, Dr. Nabijač, uns nicht einen kostbaren Brillantring gezeigt hätte, den er vom Kaiser Ferdinand für eine lateinische Elegie auf den Tod des Kaisers Franz erhalten hatte.

Dr. Nabijač war ein Schulfreund meines Vaters, galt für einen der vorzüglichsten Aerzte im Lande und war ein sehr vielseitig gebildeter und liebenswürdiger Mann. Er war mittelgross, breitschulterig, hatte einen ungewöhnlich grossen Kopf, ein Gesicht von edelster Bildung und einen sehr dunklen Teint, kleine, feine, weisse Hände und ausserordentlich grosse Füsse. Er kleidete sich sehr sorgfältig, trug gewöhnlich einen blauen Frack mit goldenen Knöpfen, graue Beinkleider, weisse Halsbinden, Jabot und Manschetten mit brillantener Brustnadel und brillantenen Knöpfen, eine grosse, dicke, goldene Taschenuhr mit vielen Berloques, auf allen Fingern, selbst auf den Daumen, Ringe mit Brillanten, Rubinen, Smaragden und Amethysten, eine goldene mit Edelsteinen besetzte Tabakdose, ging stets mit Handschuhen und einem dicken Stock von spanischem Rohr mit goldenem Knopf. Er schien ein lebender Juwelenladen zu sein, aber diese mit seinem ganzen Wesen in Widerspruch stehende Geschmacklosigkeit hatte ihren guten Grund. Dr. Nabijač hatte eine wahre Leidenschaft, lateinische Poesien zu schreiben: Oden im sapphischen und alkäischen Metrum, Elegien, Epigramme, Chronostichen und Akrostichen, die er seinen Freunden und Bekannten vorlas und auf fliegenden Blättern drucken liess. Alljährlich besang er den Geburtstag des Kaisers Franz in lateinischen Versen, schickte ihm gedruckt sein Gedicht und erhielt dafür je nach Laune ein gnädiges Allerhöchstes

Dankschreiben oder eine Uhr, eine kostbare Brustnadel, einen Ring, eine Dose, oder Manschettenknöpfe zum Geschenk. Da Kaiser Franz lange lebte, vermehrte sich diese Juwelensammlung des Dr. Nabijač in erfreulichster Weise und der sonst sehr gescheute und hochgebildete Mann hatte die Schwäche, sie stets zur Schau zu tragen, obgleich er wusste, dass seine Freunde sich darüber lustig machten. Meine Mutter sagte ihm einmal, warum er diese Juwelen nicht seinen sehr schönen drei Töchtern gebe, aber er erwiderte ihr lachend: „Wer würde dann wissen, dass ich sie vom Kaiser bekommen habe?“ Eigenthümlich war es, dass mir dieser Schmuck ganz und gar nicht gefallen mochte, mit Ausnahme der grossen Taschenuhr, von welcher ich die Stunden repetieren liess. Aber trotz dieser Schwäche sah ich Dr. Nabijač als den Typus des vollendetsten Gentleman an, den ich in meiner Jugend kannte und war ihm herzlich zugethan, so dass, als sein einziger hoffnungsvoller Sohn an der Schwindsucht starb, ich ihn damit zu trösten suchte, dass ich ihm sagte, ich wolle nun sein Sohn sein.

Einige Monate nach dem Tode des Kaisers Franz, am Pfingstmontag 1835, führte mich mein Vater zum Director der städtischen Elementarschule und liess mich in die unterste Klasse derselben aufnehmen. Der Director, ein ältlicher freundlicher Franziskanermönch, hiess mich eine halbe Seite aus einem deutschen Schulbuche lesen und dictierte mir auch einige Sätze in deutscher Sprache; er fand alles gut, ausser meiner allerdings wunderlichen Kalligraphie, die weit richtiger den Namen Kakographie verdient hätte, und sprach das Prüfungsresultat in diesen Worten aus: „Der junge Herr könnte wohl in die obere

Abtheilung der ersten Klasse aufgenommen werden und beim Beginn des Schuljahres in die zweite Klasse aufsteigen; da aber seine Handschrift für die zweite Klasse zu schlecht ist, soll er in den paar Monaten dieses Schuljahres besser das Schönschreiben lernen. Kann er erst das, dann wird es schon weiter gehen." Ich hörte diesen Urtheilsspruch mit grösster Aufmerksamkeit an, sprach leise jeden Satz nach, um mir jedes Wort fester ins Gedächtniss einzuprägen und küsste dem geistlichen Herrn beim Abschied die Hand, obwohl mich sein Urtheil über meine Kalligraphie bitter schmerzte.

Am nächsten Morgen führte mich meine Mutter in die Schule und übergab und empfahl mich dem Lehrer, der ein Laienbruder war, Frater Aloys hiess und ein herzensguter Greis war. Wir mussten ihn wie alle übrigen Klassenlehrer „Pater Professor" titulieren. Als ich mit Frater Aloys in das grosse Schulzimmer trat, betrachteten mich die 40 oder 50 dasitzenden Knaben wie ein Wunderthier und ich hörte von links und rechts flüstern: „Was soll dieser grosse Lümmel in der oberen Abtheilung? Und jetzt kommt er in die Schule, wo in sechs Wochen die grosse Prüfung sein wird!"

Dieser Empfang war nicht sehr ermuthigend. War ich ein Eindringling und hatte ich kein Recht in die Schule zu gehen? Ist es meine Schuld, dass ich älter und grösser war als diese Knaben von 7 und 8 Jahren? Ich setzte mich trotzig auf den mir vom Lehrer angewiesenen Sitz auf einer halbleeren Bank und sah die Knaben herausfordernd an. Meine Entrüstung schien ihnen Spass zu machen und das Kichern hörte erst auf, als der Lehrer wiederholt Ruhe gebot.

Als die Schule zu Ende war und wir das Schulzimmer verliessen, umringten mich die Knaben und schrieen mich an: „Wer bist Du? Wie heisst Du? Woher kommst Du? Warum kommst Du am Schlusse des Schuljahres? Welch ein Esel musst Du sein, da Du erst jetzt in die ‚obere Abtheilung' kommst, obwohl Du ein so grosser Bengel bist?" Ich hätte weinen mögen, dass ich diese Jungen nicht durchblänen konnte! Ich antwortete nichts und ging mit gehobenem Kopf nach Hause und schämte mich, meine kleinen Leiden zu erzählen und zu klagen.

Tags darauf ging ich sehr zeitlich in die Schule, da man um halb acht Uhr morgens in die Kirche zur Messe gehen musste. Der Lehrer war noch nicht da und ein Rudel Knaben kam auf mich zu mit denselben Fragen und Bemerkungen wie gestern. Ich gab ihnen keine Antwort. Als aber ein Knabe mich an meinen langen Locken zog, sprang ich anf und gab ihm mit geballter Faust einen Schlag auf Mund und Nase, so dass er blutete. Ein paar Knaben warfen sich auf mich, ich aber wehrte sie mit meinen Fäusten so ausgiebig ab, dass die ganze feindselige Horde alsbald zerstob. Ich rief ihnen zu: „Kommt mir noch einmal, Ihr Racker, ich will Euch alle blutig schlagen". Es kam keiner über mich, die brutale Abwehr hatte ihre Wirkung gethan. Hinterher schämte ich mich meiner That; ich, der ich noch niemals ein Thier geschlagen hatte, vergriff mich an Menschen, an Meinesgleichen! Und wenn die Knaben mich beim Lehrer verklagten und dieser mich aus der Schnle verwies? Diese Gedanken wirbelten mir im Kopfe, so dass ich gar nicht wusste, was während der Schulstunden geschah. Aber niemand klagte und der Lehrer erfuhr es erst, als ich es ihm später reumüthig beichtete.

Am folgenden Tage kam ich wieder zeitlich in die Schule, auf neue Neckereien gefasst; aber die Knaben liessen mich in Ruhe, bis auf einen, der über meine langen Locken spottete und sagte, er werde eine Scheere mitbringen, um sie mir abzuschneiden. „Versuche es," sagte ich ihm, „es wird Dir gut bekommen! Hat mein Grossonkel diese Schule gegründet, damit Ihr Unfug treibt anstatt zu lernen" — zehn Stimmen unterbrachen mich gleichzeitig: „Sein Onkel, sein Onkel, wer ist sein Onkel? Seht nur einmal diesen Prahler an!" Ich wiederholte mit Nachdruck: „Ja, mein Onkel, oder richtiger ein Onkel meiner Mutter hat diese Schule und die lateinische Schule (das Gymnasium) gegründet. Damit Ihr es wisst, er hiess Janko Markez, fragt Eure Eltern, die es gewiss wissen. Wäre er nicht gewesen, würdet Ihr Kühe oder Schweine hüten."

Dies machte Eindruck auf die Knaben, und jene Püffe und diese Offenbarung verschafften mir nicht nur Ruhe, sondern sogar Autorität über meine Schulgenossen, über welche ich mich nie mehr zu beklagen Anlass hatte.

Was ich gesagt hatte, war keine Prahlerei, sondern volle Wahrheit.

Der Stand des Schulwesens in Ungarn und Kroatien war im 18. und 19. Jahrhundert der denkbar schlechteste. Volksschulen gab es nur in den protestantischen Gemeinden Ungarns und Siebenbürgens; in Kroatien, wo auf Grund der Jura Municipalia des Landes Protestanten nicht tolerirt waren, seit die drei Kaiser Ferdinand den Protestantismus, zu welchem der grösste Theil des kroatischen Volkes sich im 16. Jahrhunderte bekannte,

mit Feuer und Schwert und Güterconfiscationen ausgerottet hatten, gab es gar keine Volksschulen. Dagegen bestanden in Kroatien zwei Gymnasien, in Varaždin und in Agram, und in letzterer Stadt gründete die Kaiserin Maria Theresia eine „Akademie", eine Lehranstalt zur Dressur der unentbehrlichen Beamtenschaft für die Verwaltung und die Rechtspflege.

Alle diese Lehranstalten waren den Jesuiten anvertraut und nach ihrem allbekannten Unterrichtssystem geleitet. Die Unterrichtssprache war, angefangen von der untersten Grammaticalklasse des Gymnasiums bis zur Pest-Ofener Universität, ausschliesslich die lateinische, und dabei blieb es auch nach der Aufhebung des Jesuitenordens bis zum Jahre 1848. Die Lehrmethode war die widersinnigste, die man sich irgend denken kann und dennoch erzielte sie, allerdings nur in Ausnahmefällen, glänzende Resultate. Wie aber die gebräuchlichen Schulbücher waren, kann die heutige Generation sich gar nicht vorstellen. Die Grammatik des Spaniers Alvarez aus welcher man die lateinische Sprache lernen sollte, war in lateinischer Sprache verfasst, also in einer Sprache, die kein Schüler noch verstand. Von einem Eindringen in den Geist der Sprache, des Schriftstellers, seiner Zeit und ihrer Cultur war nicht die Rede; man lernte mechanisch Worte und Phrasen in ihrer gewöhnlichsten Bedeutung, nm sie dann in Rede und Schrift gebrauchen zu können. Ein ganzes Werk eines antiken Klassikers wurde niemals gelesen; eine Chrestomathie von „ausgewählten" Stellen aus einem oder dem anderen Werk eines Schriftstellers sollte die Lectüre desselben ersetzen können. Diese Stellen wurden in den schriftlichen Exercitien möglichst getreu

nachgeahmt. Fanden sich in dem Pensum keine groben grammaticalischen Fehler, so galt das Exercitium für gut gemacht, mochten darin auch historischer, oratorischer und poetischer Styl und Worte und Phrasen verschiedener Jahrhunderte kunterbunt unter einander gewürfelt sein. Dasselbe galt vom Versemachen, vorausgesetzt, dass nicht gar zu auffällige Verstösse gegen die elementarsten Grundregeln der Metrik vorkamen. Das hauptsächlichste Gewicht wurde auf das Lateinsprechen gelegt. Nach dem vorhin Gesagten ist es klar, dass es dabei nicht auf gutes Latein ankommen konnte, sondern dass nur die Geläufigkeit im Sprechen eingeübt und gepflegt wurde. In Ungarn, Kroatien, Polen wurde die lateinische Sprache von allen „Gebildeten“ als Muttersprache geschrieben und gesprochen und zwar nicht allein von Männern, sondern auch von vielen Frauen. Im 16. und 17. Jahrhundert correspondierten in Kroatien die Frauen in kroatischer Sprache, im 18. Jahrhundert viele in lateinischer. Meine Mutter konnte einen lateinischen Brief eben so gut oder schlecht wie mein Vater zusammenbringen. Latein war die Sprache der Gesetzgebung, Verwaltung und der Kirche und ihre Kenntniss daher ein allgemeines Bedürfniss. Alle übrigen Lehrgegenstände des Gymnasialunterrichtes — Religionslehre, Geschichte, Arithmetik — wurden als ganz nebensächlich behandelt und in der That konnte man aus den vorgeschriebenen Schulbüchern sehr wenig davon erlernen. Griechisch sollte wohl auch in den vier höheren Gymnasialklassen gelehrt werden, aber über das Alphabet, die Declination und Conjugation kam man auch in der höchsten Klasse nicht hinaus, und nicht bloss keine Klassiker, sondern selbst nicht die wenigen

Seiten der einer beispiellos schlechten kleinen Schulgrammatik als Anhang beigefügten Leseübungen wurden gelesen oder übersetzt.

Die Agramer „Akademie“ war gleich den vier in Ungarn bestehenden in zwei Facultäten eingetheilt: vom Gymnasium kam man ohne Maturitätsprüfung in die „Philosophie“, deren zweijähriger Curs gewissermaassen der Secunda und Prima eines preussischen Gymnasiums entsprach, und nach absolvierter „Philosophie“ stieg man ins „Jus“ auf, dessen Lehrcurs ebenfalls zwei Jahre währte. Hier wurde „Naturrecht“, ungarisches Civil- und Staatsrecht, ein Ueberblick des Strafrechts und Gerichtsverfahrens, Bergrecht, Nationalökonomie, vaterländische Geschichte und Statistik gelehrt, alles in kürzester Fassung und grösstmöglicher Oberflächlichkeit, da alle diese Materien bei vierstündigem Unterricht im Tage und beiläufig achtmonatlicher Dauer des Schuljahres absolviert werden mussten. Römisches Recht wurde nur auf der Pest-Ofener Universität vorgetragen und auf dieser allein konnte man zum Juris-Doctor promoviert werden. Ungeachtet dieses überaus ärmlichen Unterrichtes und der grossen Verworrenheit des ungarischen Rechtes haben sich an der Agramer Akademie einige ausgezeichnete Juristen ausgebildet.

Die Karlstädter Bürgerschaft klagte, dass es in Karlstadt keine Schulen gebe und dass sie ihre Kinder nach Agram schicken müsse, damit sie etwas erlernen könnten. Man petitionierte in Agram, Pest-Ofen und Wien um die Errichtung einer Elementarschule und eines Gymnasiums, aber die Zeitverhältnisse waren nicht darnach angethan, dass diese Bitten Gehör gefunden

hätten. Darüber vergingen viele Jahre und eben als niemand mehr an die Möglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches dachte, starb ein reicher kinderloser Bürger, Janko Markez, und setzte die Stadtgemeinde Karlstadt zur Universalerbin seines ganzen Vermögens mit der Bestimmung ein, dass damit eine Elementarschule und ein Gymnasium in Karlstadt gegründet und dotirt werde. Das Stiftungsvermögen betrug in runder Summe 180,000 Gulden Conventionsmünze.

Dieser brave patriotische Bürger, der weder lesen noch schreiben konnte und sein Testament mit drei Kreuzen unterzeichnete, war mütterlicherseits der Onkel meiner Mutter. Es vergingen aber viele Jahre, bevor sein letzter Wille zur Ausführung kam. Dank der schlechten Gemeindewirthschaft und der Unredlichkeit der Verwalter des Stiftungsvermögens war mehr als die Hälfte des von Markez hinterlassenen Kapitals verloren gegangen und die Zinsen des noch übrigen betrugen kaum noch 5000 Gulden. So bescheiden auch die Ansprüche auf Gehalt und auf Lehrmittel zu jener Zeit waren, reichte diese Summe zur Erhaltung einer dreiklassigen Elementarschule und eines sechsklassigen Gymnasiums mit weltlichem Lehrpersonal doch nicht aus. Die edle Absicht des Stifters würde eine Chimäre geworden sein, wenn nicht ein speculativer Kopf im Karlstädter Franciskanerkloster einen Ausweg gefunden hätte. Die Franciscaner verwalteten die Stadtpfarre, deren Einkünfte nicht unbeträchtlich waren. Der Guardian des Klosters fand, dass die materielle Lage seines Klosters eine glänzende werden könnte, wenn die von Markez gestifteten Schulen von seinen Mönchen verwaltet würden.

Die Mönche, die schon eine wohlgesicherte Existenz hatten, konnten den Unterricht gegen ein billigeres Gehalt versehen, als weltliche Lehrer, die davon leben müssten. Kostete ein weltlicher Lehrer 300 bis 500 Gulden jährlich, so konnte ein Mönch sich mit der Hälfte dieses Gehaltes begnügen, da ja das Kloster ihm Wohnung und Beköstigung gab und das bescheidene Gehalt ein nicht zu verachtendes Nebenverdienst des Klosters war. Er machte dem Magistrate mit Genehmigung und im Namen des Ordens den Antrag, den Unterricht an den beiden von Markez gestifteten Schulen gegen Ueberweisung der Zinsen des noch vorhandenen Restes des Stiftungscapitals an das Kloster zu übernehmen. Dieser Antrag wurde von den Stadtvätern als ehrenvoller Ausweg aus einer fatalen Lage mit Freuden aufgenommen, und die beiden Schulen errichtet. Froh, jeder Last ledig zu werden, dachte der Stadtmagistrat gar nicht daran, sich in dem Uebereinkommen mit dem Kloster das Ernennungsrecht der anzustellenden Lehrer vorzubehalten; nur die Ernennung des Directors bedurfte der Bestätigung seitens der Regierung.

Der Franciscanerorden wurde also, wie früher anderwärts die Jesuiten, der absolute Herr beider Lehranstalten. Das Capitel der Ordensprovinz, deren gewähltes Oberhaupt Provinzial hiess und in Görz residierte, konnte daher jedes ihm beliebige Ordensmitglied seiner Provinz zum Lehrer an der Elementarschule und am Gymnasium in Karlstadt ernennen und abberufen. Die Ordensprovinz unterhielt in Görz eine theologische Lehranstalt für jene Novizen, die Ordenspriester werden wollten. Um in diese Anstalt aufgenommen zu werden, genügte die Absolvierung der Gymnasialstudien. Von den zu Lehrern ernannten Mönchen

wurde keinerlei wissenschaftliche Qualification, keine Prüfung gefordert; jeder in der Görzer theologischen Lehranstalt ausgebildete Franciscanerpriester wurde als zum Gymnasiallehramt befähigt erachtet. Stand das wissenschaftliche Studium schon in den bischöflichen theologischen Seminarien auf sehr niedriger Stufe, so kann man sich denken, dass selbst in priesterlichen Kreisen das Franciscaner-Seminar in Görz als unvergleichlich tiefer stehend angesehen wurde, weil der Orden sich nur aus bäuerlichen und kleinbürgerlichen Kreisen und aus solchen jungen Leuten recrutierte, welche dem Militärdienst entkommen wollten und sich nicht fähig fühlten, als Weltpriester ihr Fortkommen zu finden. Solch ein Franciscanermönch wurde von dem weltlichen Klerus als Frère Ignorantin angesehen, auch wenn er es nicht war.

Diese Franciscanermönche wurden nun meine Lehrer. Mit Ausnahme von Zweien oder Dreien waren sie alle brave, wohlwollende Männer, welche uns gern alles lehrten, was sie selbst gelernt hatten und wussten, und für ihren guten Willen war und bin ich ihnen dankbar. Leider aber war ihre wissenschaftliche Bildung so gering, oder richtiger ihr Mangel an jeglicher Bildung so gross, dass ich mit gutem Gewissen sagen kann, nur von zweien meiner Lehrer etwas gelernt zu haben. Der eine war mein Lehrer in der dritten Klasse der Elementarschule, Pater Romuald Šuln, ein aufrichtig frommer, sittenstrenger, sehr gutmüthiger Mann, der möglichst wenig gelernt hatte, aber eine ausserordentlich schöne Handschrift schrieb und dem ich es verdanke, dass ich durch seine Anregung und sein Beispiel meine unsäglich schlechte Handschrift verbesserte und mir eine ästhetisch schöne Schrift aneignete.

Der zweite war mein Lehrer in der dritten Gymnasialklasse, Pater Eugen Kacin, ein im Grunde des Herzens guter, aber mürrischer, kränklicher und wegen seiner grossen Strenge von seinen Schülern grimmig gehasster Mann, dem ich jedoch wegen seines ehrenhaften Charakters und weil er unter allen meinen Lehrern der einzige intelligentere und gebildetere war, dennoch sehr wohlwollte. Ein dritter Franciscanermönch, Pater Benvenut Krobat, der leider nicht mein Lehrer war, was ich um so mehr bedauerte, als er unter seinen Ordensbrüdern der einzige war, der gelehrte Bildung hatte, eiferte mich in Gesprächen zu dem mir bis dahin verhassten Studium der griechischen Sprache an und wies mir auf diese Weise den Weg zur Erkenntniss und unwandelbaren Vorliebe der grossartigsten und schönsten Litteratur der Menschheit. Alle diese drei Franciscanermönche waren Slovenen, aus Krain gebürtig.

Sowohl die Elementarschule als das Gymnasium hatten den Titel „königliche" Lehranstalten und waren nicht wie die ungarisch-kroatischen, sondern wie diejenigen in den „erbländischen" Provinzen organisirt. Die Unterrichtssprache war die deutsche und die Schulbücher waren die im Verlage der „k. k. Schulbücher-Verschleiss-Administration" in Wien erschienenen. Ueber die Unzweckmässigkeit, Unwissenschaftlichkeit und die geradezu auf Verdummung gerichtete obscurantistische und reactionäre Tendenz dieser vormärzlichen östreichischen Schulbücherfabrikation ist schon so viel geschrieben worden, dass ich es mir wohl ersparen darf, sie zu charakterisieren. Schon in der untersten Klasse der Elementarschule wurde in deutscher Sprache unterrichtet, welche die wenigsten Kinder und auch diese sehr wenig kannten. Schon aus diesem Grunde wäre ein

erspriesslicher Erfolg des Unterrichtes erschwert worden, selbst wenn die Lehrer wissenschaftlich und pädagogisch gebildete Schulmänner gewesen wären. Dies waren aber jene guten Klosterbrüder durchaus nicht, denn es lag ja nicht in der Tendenz ihrer theologischen Lehranstalt in Görz, ihre Zöglinge zu Lehrern auszubilden. Die Schüler durften schon zufrieden sein, wenn der Lehrer so viel wusste, als in den für jede Klasse vorgeschriebenen Schulbüchern zu lesen stand. Die Methode bestand darin, dass der Lehrer aus dem Schulbuche jeden einzelnen Paragraphen vorlas und hier und da einen schwer verständlichen Satz mit einigen Worten paraphrasierte. Die Schüler mussten diese Paragraphen möglichst wörtlich memorieren und in der nächsten Vortragsstunde der Reihe nach aufsagen. Ob sie den Inhalt verstanden, war völlig gleichgiltig; leierten sie aber den Paragraphen, wie er im Schulbuche stand, wörtlich ab, so erhielten sie die Note „sehr gut“, und, wenn sie bei der jährlichen Schlussprüfung aus allen Lehrgegenständen diese Note erlangten, die Klassification „die erste Vorzugsklasse“ und eine Schulprämie, die aus irgend einem in Oestreich gedruckten Buche bestand. So ging es bis zur obersten Klasse des Gymnasiums.

Die Muttersprache wurde nicht gelehrt, wohl aber seit 1837 auf dem Gymnasium die magyarische Sprache, die den Jungen womöglich noch verhasster war als die griechische. Ich lernte sie gern, weil, da ich deutsch, italienisch und französisch konnte, ihr von allen diesen Sprachen ganz verschiedener Organismus mich lebhaft interessirte. Lehrer der magyarischen Sprache war ein ungarischer Advocat, Michael Bányi, den die Pest-Ofner

Regierung am Karlstädter Gymnasium angestellt hatte, ein ausserordentlich guter, nicht ungebildeter Mann. Da die Schüler nicht magyarisch lernen wollten, ärgerten und quälten sie ihn in jeder erdenklichen Weise, so dass sehr oft die Intervention des Directors nothwendig wurde, wenn er ihre Neckereien nicht mehr ertragen konnte. Aber alle Drohungen und Schulstrafen bewirkten keine Besserung, die Jungen wollten nun einmal nicht magyarisch lernen und wussten im sechsten Jahre davon nicht mehr als im ersten. Ich hingegen lernte es gern und fleissig, so dass ich nach drei Jahren geläufig magyarisch sprach und im sechsten Jahre sogar correct schrieb, wesshalb ich der erklärte Liebling Professor Bányi's wurde, von meinen Schulgenossen aber deshalb manche Nörgelei zu ertragen hatte. Eigenthümlich ist, dass ich bei vortrefflichem Gedächtnisse dennoch schon nach wenigen Jahren die magyarische Sprache vollständig vergessen habe und mich später vergeblich abmühte, die Dichtungen Alexander Petöfi's zu verstehen, der mich nicht bloss durch sein grosses poetisches Talent und sein tragisches Schicksal, sondern auch wegen unserer Stammgemeinschaft lebhaft anzog, denn bekanntlich ist Petöfi ein ungarischer Serbe und sein bürgerlicher Name Petrović gewesen, den sein Bruder noch heute führt. Von all meiner Kenntniss der magyarischen Sprache ist mir nichts übrig geblieben, als der Wortlaut des „Vaterunser" und dies wohl nur, weil wir es je vor oder nach der magyarischen Unterrichtsstunde sechs Jahre lang mit lauter Stimme beten mussten.

Mit Ausnahme der Aneignung einer schönen Handschrift habe ich von dem zweijährigen Besuch der Elementarschule keinerlei Förderung erfahren. Alles, was

ich in der zweiten und dritten Klasse zu lernen hatte, habe ich schon bei meinem Eintritt in die erste Klasse besser gewusst als meine Lehrer. Ich war ein guter, gelehriger, folgsamer Schüler, lernte meine Lectionen wie ein Papagei, war in jeder Klasse der Erste und erhielt jedes Jahr mein Prämium. Meine einzige Erholung an schulfreien Tagen, Donnerstag und Sonntag, bestand im Reiten nach und um Vodostaje herum, und während der Sommerferien nach meinen geliebten Weinbergen in Novaković-Gora und in Ausflügen in deren reizender Umgebung: Krašić, Hruškovac, Svesvete, Lović, Zvirovac, Slavetić, Žumberak bis nach Kalje und Marindol.

In diese Zeit — 1837 — fällt ein nennenswerthes Erlebniss. Wie schon erwähnt, mussten wir jeden Morgen eine Messe hören. Eines Tages im Mai wurde nach der Messe ein Betschemel und zwei Fauteuils in die Kirche gebracht und vor dem Hochaltare aufgestellt. Da dies etwas ganz Ungewöhnliches war, wurde ich sehr neugierig, blieb in der Kirche und setzte mich auf eine Kirchenbank, von der aus ich unbemerkt sehen konnte, was vor dem Altar geschehen sollte. Bald darauf kam der Sacristan mit einem Sammtteppich und zwei sammtenen Altarpolstern in die Kirche, breitete den Teppich über dem Betstuhle aus und legte die Polster vor die Fauteuils. Was sollte dies nun bedeuten? Nachdem die Altarkerzen angezündet waren, traten zwei Herren in Trauerkleidern, von einem Diener gefolgt, von der Sacristeiseite in die Kirche und knieten auf den Polstern nieder. Unmittelbar darauf kam der Priester — es war mein Lehrer Pater Romuald — in Messkleidern mit dem Sacristan und begann die Messe zu lesen. Ich hatte Musse, die beiden

Herren anzusehen, die fortwährend knieten. Der jüngere war mittelgross, kräftig gebaut, hatte ein schönes, bartloses Gesicht mit sehr freundlichem Ausdruck; der ältere war ein hoher, gleichfalls kräftig gebauter Mann, mit einem strengen, ernsten Ausdruck in dem glattrasierten Gesicht und sah sehr vornehm aus. Er kniete links von dem Jüngling. Ich schlich aus der Kirche in die Sacristei, wo ich zu meinem Entsetzen den Pater Guardian Athanasius Zajc erblickte. Er fragte mich barsch, warum ich nicht in die Schule gegangen sei, und ich antwortete ihm pikirt: „Weil mein Professor die Messe liest". Dagegen konnte er nichts einwenden und fragte mich, ob ich wisse, wer der junge Herr sei, für den die Messe gelesen werde. — „Nein." — „So will ich es Dir sagen: dies ist der König von Frankreich." Ich traute meinen Ohren nicht: dieser junge Mann, und in Karlstadt — sollen wir vielleicht noch einmal französisch werden? Der Guardian schien sich einen Augenblick zu besinnen und sagte mir dann: „Da Du eben da bist, bleibe hier, damit Du ihn besser sehen kannst. Du kannst ja französisch und wirst mit ihm sprechen können." Wunder auf Wunder, ich soll mit einem König sprechen! — „Und wer ist der ältere Herr mit ihm?" — „Das ist sein Obersthofmeister, der Herzog von Blacas d'Ault." — Also ein König und ein Herzog und ich mit ihnen: ich konnte mich von meinem Erstaunen kaum erholen. Nach einigen Minuten war die Messe zu Ende und Pater Romuald kehrte mit dem Kelch in die Sacristei zurück, nach ihm die beiden Herren. Der Pater Guardian ging ihnen mit tiefen Bücklingen entgegen; der jüngere Herr, also „der König von Frankreich", dankte auf französisch ihm und dem Pater Romuald

für die Messe und sagte, dass ihm die Kirche sehr gefalle, was mir sonderbar schien, da ich an der Kirche nichts fand, was irgend jemandem ausser einem Bauer hätte gefallen können. Die beiden Mönche, die kein Wort von dem Gesagten verstanden, standen verlegen da. Der Guardian sah mich an und fragte mich, was der König gesagt habe. Ich trat etwas vor und wiederholte es in deutscher Sprache. Der „König" wandte sich nun zu mir mit der Frage: „Ah, vouz parlez français?" Ich antwortete schüchtern: „Oui, Majesté." Darauf antwortete er: „Je ne suis pas roi, je m'appelle Comte de Chambord." Ich glaubte aus dem Himmel gefallen zu sein und sah den Guardian vorwurfsvoll an. Er sagte mir, den „König" zu fragen, ob er dem Kloster die Ehre erweisen wollte, jetzt nach der Messe ein Frühstück zu nehmen. Als ich ihm diesen Auftrag ausrichtete, sah er den Herzog von Blacas lächelnd an und sagte, er sei dem Guardian für diese Einladung sehr verbunden, aber er habe bereits gefrühstückt. Hierauf empfahlen sich die beiden Herren, der „König" dankte mir für meine Intervention und der Herzog streichelte mir die Wange.

Als ich in die Schule kam, wussten die Knaben schon, dass unser Lehrer für den „König von Frankreich" eine Messe las und vermutheten, da ich nicht in die Schule kam, dass ich ihm wie öfters ministrirt habe. Sie wollten nun alle von dem „König" hören und brachen in ein Höllengelächter aus, als ich ihnen sagte, dass es kein König, sondern nur ein Graf war. Sie wollten wissen, wer mir dies gesagt habe und ich antwortete, dass er selbst es mir gesagt hat. Im Augenblick war die Gloriole zerstoben, mit welcher die Ehre, einem König

eine Messe zu lesen, das Hanpt unseres Lehrers umgeben hatte. Pater Romuald liess sich das für den „König“ bereitete Frühstück so wohl schmecken, dass er erst nach einer weiteren halben Stunde in die Schule kam. Ich hatte also Zeit, auf alle Fragen meiner Mitschüler zu antworten und Alles ausführlich zu erzählen. Natürlich erblich sofort auch mein Prestige, vor einem König bei der Messe ministrirt zu haben. Nnr ein Graf, und deren hatten wir ja auch in Kroatien mehr als ein Dutzend!

Der Lehrer wurde bei seinem Eintritt mit der Bitte begrüsst, von dem „König von Frankreich“ zu erzählen. Der gutmüthige Mann gab denn anch der allgemeinen Bitte nach und erzählte uns, jener jnnge Herr sei in der That König von Frankreich. Er, Pater Romuald, habe den früheren König gekannt, der in Görz lebte, seit die Franzosen gegen ihn rebellirt hatten und er aus Frankreich weggegangen war. Und in Görz sei er im vorigen Jahr gestorben und der junge Herr sei sein Neffe und sein Nachfolger und lebe auch in Görz. Also doch ein König, und die Jungen schrien, ich hätte sie belogen, dass es bloss ein Graf gewesen sei. Der Lehrer übernahm meine Rechtfertigung. Der König nenne sich allerdings nur Graf, sei aber nichtsdestoweniger der rechtmässige König von Frankreich und werde eines Tages gewiss den Thron besteigen, wenn die Rebellen den Kronenräuber, den sie zum König gemacht haben, wieder wegjagen.

Alles dies waren für uns blaue Wunder. Von alle dem hatten wir bisher nichts gehört nnd auch ich, der doch die für das Gymnasium vorgeschriebenen Lehrbücher der Geschichte bereits gelesen hatte, wusste nichts davon, denn in ihnen hörte die Weltgeschichte mit dem Jahre 1815

und mit der Einsetzung Ludwigs XVIII. auf. Das Spionagesystem, welches in Oestreich nach den französischen Kriegen so sehr über Hand genommen hatte, dass man selbst in intimsten Familienkreisen über inländische politische Angelegenheiten und auswärtige politische Ereignisse nicht zu sprechen noch das schreckliche Wort „Revolution“ in den Mund zu nehmen wagte, hatten die natürliche Folge, dass ich und meine Altersgenossen von den gleichzeitigen Weltereignissen gar nichts erfahren konnten. Die älteren Leute wussten davon nicht mehr als es dem „Oestreichischen Beobachter“ gefiel, in seiner Art zubereitet und dem „beschränkten Unterthanenverstand“ mundgerecht gemacht, den braven Völkern Oestreichs mitzutheilen um sie im Zustande paradiesischer politischer Unschuld zu erhalten. Wer unter uns hätte daher wissen können, dass Ludwig XVIII. gestorben, dass sein Bruder Karl X. ihm nachgefolgt war, dass es in Frankreich eine Juliusrevolution gegeben habe, dass Karl X. verjagt, dass Louis Philippe „König der Franzosen“ geworden war und dass der „legitime“ Prätendent „Graf von Chambord“ hiess und in Görz residierte! Unser guter Lehrer sagte uns was er davon wusste, aber seine Erzählung kam uns wie ein Märchen vor. Ich ahnte, dass dies nicht alles sei was man wissen konnte, aber von wem sollte ich mehr davon erfahren! Als ich zu Hause von meinem Abenteuer mit dem „König von Frankreich“ erzählte, fragte mich Vater und Mutter, wer mir dies Kindermärchen erzählt habe. Selbst meine Berufung auf den Guardian und auf meinen Lehrer führte nur zu der Bemerkung, dass man sich auch mit ihnen einen schlechten Spass erlaubt haben konnte. Diese Möglichkeit

liess sich nicht bestreiten, und ich tröstete mich, dass nicht ich allein getäuscht worden sei.

Einige Tage darauf machte die Gemahlin des Divisionscommandanten, General Baron Waldstädten, meiner Mutter einen Besuch und erzählte ihr, dass Graf Chambord sie und den General, der die höchstgestellte Person in Karlstadt war, besucht habe, und meine Mutter erzählte ihr mein Sacristei-Abenteuer. Dies interessirte die Baronin und ich wurde herbeigerufen, um ihr alles genau und ausführlich zu berichten. Die Baronin beantwortete alle meine Kreuz- und Querfragen und so erfuhr ich im Kurzen, was in Frankreich seit dem Ende der östreichischen Weltgeschichte vorgegangen war. Obgleich ich schon damals trotz der östreichischen Geschichtsklitterung, Napoleon zu bewundern begann und für die Bourbons keinerlei Sympathien hegte, fühlte ich doch für den verbannten jugendlichen Prätendenten Mitleid. Selbstverständlich erzählte ich in der Schule was ich von der neuesten Geschichte Frankreichs erfahren hatte und erwarb mir dadurch unter meinen Schulgenossen eine unbestrittene Autorität.

Ich begann mich meiner Unwissenheit hinsichtlich der Welt- und Zeitereignisse zu schämen und wollte Zeitungen lesen, aber mein Vater wollte davon nichts hören, weil ich ja doch nichts davon verstehen könnte. Es kam ungeachtet aller meiner Bitten keine Zeitung in's Haus, und ein Café zu besuchen, war uns Schülern nicht erlaubt: ich musste daher darauf verzichten.

Nach der grossen Schulprüfung, die stets Ende Juli stattfand, wurde mir im Jahre 1837 zur Belohnung eine Reise nach Agram mit meiner Mutter versprochen. Diese Reise bildet eine Epoche in meinem Leben.

Als ich mit meinem steten Begleiter, unserem Kutscher Jankić, aus der „unteren Stadt“ in die „obere Stadt“ stieg, bemerkte ich in der „Langen Gasse“ einen neuen Laden mit der Aufschrift „Knjižara Milana Hirschfelda — Buchhandlung von Emil Hirschfeld“. Eine Buchhandlung war für mich etwas neues. In Karlstadt hielt ein Buchdrucker und Buchbinder, Jakob Prettner, einen kleinen Laden mit einigen Büchern, welcher in der Regel geschlossen war; eben so hatte ich auch bei früherer Anwesenheit in Agram den Laden des Buchdruckers Franjo Župan gesehen, aber ausser seinen Verlagswerken, Kalendern, Missalen, Schulbüchern und einigen Wiener Kinderschriften war da nichts zu finden; der Schild war in Karlstadt wie in Agram ein grosses hölzernes rothangestrichenes Buch das über der Ladenthür auf einer gebogenen Eisenstange in der Luft baumelte. Ueber jenem neuen Buchladen sah man nichts Derartiges, aber zu beiden Seiten der Eingangsthüre standen zwei grosse Vetrinen mit neuen Büchern in kroatischer, deutscher und italienischer Sprache. Ich verschlang die Titel dieser Bücher und hätte sie alle kaufen wollen — allein mein ganzes Taschengeld bestand aus nicht mehr als drei Zwanzigkreuzerstücken. Aber irgend ein Buch wollte ich auf alle Fälle kaufen und trat in den Laden mit tiefer Ehrerbietung wie in eine Kirche. Der Laden war nicht gross, hell, die Büchergestelle und der auf drei Seiten sich hinziehende Ladentisch von hellgelbem polirten Birnenholz, alle Wände mit Büchern angefüllt. Im Vergleiche damit war die Bibliothek des Grafen George Drašković ein Kinderspiel: diese noch nie gesehene Menge von Büchern imponierte mir ausserordentlich. Ein grauhaariger langer

Herr, der hinter dem Ladentisch an einem Stehpult stand, fragte mich, was ich wünschte. Ich sagte ihm schüchtern, ich wünschte ein Buch zu kaufen, wollte aber erst sehen, welches mir gefallen würde. Der alte Mann sah alsbald dass er einen unwissenden Jungen vor sich habe, und legte mir einen Stoss von deutschen Jugendschriften vor. Ich setzte mich und sah jedes einzelne Buch aufmerksam durch, fand aber keines nach meinem Geschmack. Mürrisch legte er mir einen zweiten Stoss von Büchern hin, aber auch von diesen gefiel mir keines, und er sagte mir barsch, er könne mir doch nicht alle Bücher die im Laden sind vorlegen, und ich sollte ihm das Buch nennen, welches ich haben wollte. Ich wiederholte ihm, dass ich selbst dies noch nicht wisse, und er brummte vor sich hin etwas, was ich nicht verstand. In diesem Augenblicke trat ein noch junger eleganter Mann ein, grüsste mich höflich, ging zu dem Stehpulte auf der entgegengesetzten Seite und fragte mich, was ich wünschte. Ich erblickte einen kleinen Taschenatlas von Arnz in Düsseldorf und da dies etwas vollkommen Neues für mich war, kaufte ich ihn; glücklicherweise reichte mein Taschengeld für diesen Taschenatlas aus. Der freundliche höfliche Mann sagte mir, wenn ich irgend ein Buch wünschte, möge ich ihm direct schreiben, er heisse Hirschfeld. Da er sehr schön deutsch sprach und ganz verschieden von den Leuten die ich deutsch sprechen hörte, knüpfte ich ein Gespräch an, bloss um ihn so schön sprechen zu hören, und er fragte mich, ob ich ein Deutscher sei. Ich verneinte dies und sagte ihm, ich sei ein richtiger Kroat aus Karlstadt.

Als ich am folgenden Tage wieder in die Buchhand-

lung kam, [illegible] bei Hirschfeld einige Hefte [illegible] dem englischen „Penny Magazine" [illegible] erscheinenden illustrirten Zeitschrift „Panorama des Universums", so wie einige Hefte von „Meyer's Universum", deren Stahlstiche mich geradezu entzückten. [illegible] der Beschaffenheit meines Taschengeldes konnte ich mich nicht [illegible], nur diese beiden periodisch erscheinenden Schriften nach Karlstadt schicken zu lassen und wurde so „Kunde" der Buchhandlung Hirschfeld. Diese Hefte erwartete ich jeden Monat mit fieberhafter Ungeduld, und wenn sie eintrafen, vergass ich darüber Essen und Schlaf. Das [illegible] „Panorama" war [illegible], aber Joseph Meyers [illegible] Text zu den Bildern des „Universums" machte auf mich einen tiefern und für meine geistige Richtung bestimmenden Eindruck. Von da ab war für mich der Buchladen eine Kirche und wenn ich mich [illegible] nach Agram sehnte, so war es nur die Hirschfeld'sche Buchhandlung, die mich dahin zog.

Hirschfeld war aus Bremen gebürtig und war vor einigen Jahren als Gehilfe in Reichhardt's Buchhandlung nach Graz gekommen. Hier erfuhr er, dass in Agram keine nach deutscher Art eingerichtete Buchhandlung bestehe und beeilte sich, diesen Umstand auszunützen. Ein hübscher und gebildeter Mann, heirathete er die Tochter seines Principales und gründete in Agram eine Buchhandlung, die in directer Beziehung mit Leipzig stand. Hirschfeld war ein sehr tüchtiger Buchhändler und hatte einen feinen Spürsinn: er errieth, worauf es in einem der europäischen Cultur und der Zeitbewegung [illegible] entrückten Lande ankam. In Oestreich bestand ausser der Censur der im Inlande gedruckten Schriften [illegible]

richtig eine ähnliche nnter dem Namen „Revision“ für die ans dem Auslande eingeführten Bücher. Jeder ans dem Auslande kommende Bücherballen durfte nnr beim Zollamte in Gegenwart des Censors geöffnet und ausgepackt werden, welcher den Titel jedes Buches aufschreiben musste, und mit der allen Censoren nnd Zollämtern mitgetheilten monatlichen Liste der von der „k. k. Obersten Polizei- und Censur-Hofstelle“ in Wien verbotenen Bücher in der Hand, darauf zu achten hatte, ob ein solches Buch sich in dem Ballen befand; war dies der Fall, so musste er es confiscieren und an jene Behörde nach Wien senden.

Nun waren es aber gerade die verbotenen Bücher, welche am meisten verlangt und verkanft wurden, und der Scharfsinn der Leipziger Commissionäre hatte Mittel und Wege gefunden, diesem Verlangen entgegenzukommen. Sie organisierten im Interesse ihrer östreichischen Committenten einen regelmässigen Schmugglerdienst an der böhmischen und baierischen Grenze, mittels dessen alle verbotenen Bücher in unzähligen Exemplaren nach Oestreich importiert wurden. In Ungarn und Kroatien war dieser Import durch das Bestehen der Zwischenzolllinie zwischen Oestreich und Ungarn noch mehr erschwert, aber schliesslich wurden auch hier Mittel gefunden, der Censur zu entgehen und Hirschfeld wusste sie zu benutzen: alle verbotenen Bücher aus dem Verlage von Hoffmann und Campe in Hamburg, Otto Wigand in Leipzig, die Tipografia Elvetica in Capolago liess er massenhaft kommen und sie fanden den grössten Absatz. Wenn der Censor hörte, dass ein oder das andere dieser Bücher in Agram gelesen wurde, staunte er, da er mit gutem Ge-

wissen versichern konnte, dass es in keinem der von ihm revidierten Bücherballen enthalten war. Hirschfelds Krug ging zum Brunnen und — brach nicht: denn kein kroatischer Censor hätte sich zur Rolle eines Denunzianten erniedrigt. Anders erging es in Wien, wo mein alter Freund Carl Gerold, der grösste und angesehenste Buchhändler Wiens, einige Jahre später wegen schwunghaften Vertriebs der bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienenen Schrift „Oestreichs Zukunft“ von Baron Andrian-Wernburg Gefahr lief, seine Buchhandlungs-Concession zu verlieren und dieser Gefahr nur durch die schwersten Geldopfer entkam. Das geistig ausgehungerte kroatische Lesepublicum fand bei Hirschfeld alles, was seinen geistigen Appetit reizen und befriedigen konnte. Agram und von da her wurde Kroatien mit allen in Oestreich verbotenen Schriften überschwemmt.

In der ersten Zeit meiner persönlichen Bekanntschaft mit Hirschfeld war mein Bücherbedarf, gleich meinem Taschengelde, ein sehr bescheidener. Um meine Kauflust zu reizen, schickte er mir alle möglichen Bücherkataloge, die mir grosse Freude bereiteten, weil ich aus ihnen zahllose Schriftstellernamen kennen lernte. Ich erinnere mich eines solchen Katalogs des Wiener Antiquars Rudolf Sammer, welcher meines Wissens in Oestreich der Begründer des Geschäftszweiges war, welchen man heute „modernes Antiquariat“ nennt. Er kaufte grosse Partien der bei Didot in Paris erschienenen „compakten“ Ausgaben französischer Klassiker in grösstem Octavformat, und der bei Schade in Wien in zierlichem Sedezformat erschienenen Sammlung von Nachdrücken guter deutscher Uebersetzungen ausländischer Klassiker auf und verkaufte sie zu

billigen Preisen. Aus diesem Katalog machte ich bei fortschreitender Litteraturkenntniss grosse Bestellungen bei Hirschfeld, so dass ich in Agram und in Karlstadt als eifriger Bücherfreund bekannt, von Wenigen gelobt, von noch Mehren getadelt wurde, weil ich für solche Lectüre nicht reif sei. Seither pflegte ich in allen Städten, in denen ich mich aufhielt, täglich eine oder auch mehrere Stunden in Buchhandlungen zuzubringen, in den Novitäten herumzuwühlen und nur die allerbesten Bücher zu kaufen. Diese Gewohnheit habe ich bis zu meiner Erblindung beibehalten. Der Buchhändler hatte in meinen Augen die Mission, der Cultur die Fackel voranzutragen, und überall hatte ich unter Buchhändlern persönliche Freunde, mit denen ich bis zu ihrem Lebensende verbunden blieb.

Meine Verbindung mit Hirschfeld löste ich nach einigen Jahren. Veranlassung gab dazu meine Bestellung der vierbändigen Pariser Ausgabe der Werke Jean Paul's. Der vorerwähnte alte grämliche Gehilfe — er hiess Stephani und war aus Leipzig gebürtig — sagte mir, dass es keine solche Ausgabe von Jean Paul's Werken gebe. Ich bestand darauf, da ich sie im Verlagskatalog der „Librairie Européenne" von Baudry in Paris angezeigt gesehen hatte. Stephani behauptete jedoch, dass sie nicht existiere, und dass es einem jungen Menschen, wie ich, nicht zustehe, ihm als alten und erfahrenen Buchhändler Belehrung über Dinge zu geben, die er besser wisse als ich. Im Elternhause hatte man mich gelehrt, das Alter zu achten, deshalb antwortete ich ihm nicht, sondern nahm meinen Hut und verliess den Laden mit dem Vorsatz, ihn niemals wieder zu betreten.

Nach Hause zurückgekehrt, schrieb ich an den in Pest neu etablierten Buchhändler Carl Geibel — den Vater des jetzigen Besitzers der Verlagsbuchhandlung Duncker und Humblot in Leipzig — und bestellte den vierbändigen Jean Paul. Geibel antwortete mir höflich, dass er mir jene Ausgabe nicht liefern könnte, weil sie ein Nachdruck, mithin ein an dem rechtmässigen deutschen Verleger begangener Raub sei, dagegen stehe mir die rechtmässige Reimer'sche Ausgabe zu Diensten. Ich schickte diesen Brief an Hirschfeld und schrieb ihm, dass ich meine Verbindung mit seiner Buchhandlung löse, weil ich mich nicht beleidigen lasse. Ungeachtet aller Entschuldigungen und Erklärungen blieb ich bei meinem Entschlusse und knüpfte mit Geibel in Pest eine Verbindung an, welche bis zu meinem Abgange aus Kroatien zu gegenseitiger Zufriedenheit dauerte. Geibel, ein eben so intelligenter als gebildeter Mann, hielt mich wohl für älter als ich war, erkannte bald meinen wählerischen und kritischen Sinn und wenn er mir hier und da unverlangt ein neues Buch schickte, konnte ich gewiss sein, dass es ein sehr gutes war. Ihm verdanke ich meine persönliche Bekanntschaft mit Otto Wigand in Leipzig, dessen Freundschaft für mich auch auf seinen, leider gleichfalls schon verstorbenen Sohn Hugo überging.

Hirschfeld nahm zu meinem Bedauern ein schlimmes Ende. Er hatte in wenigen Jahren ein beträchtliches Vermögen erworben, wollte aber schnell sehr reich werden und gründete in Agram eine Spielkartenfabrik. Da deren Absatz seinen Erwartungen nicht entsprach, verkaufte er seine Buchhandlung in Agram und übersiedelte mit seiner Kartenfabrik nach Graz, wo er glänzende Geschäfte

machte, aber mit dem Stempelamt in Conflict gerieth, der ihm nicht bloss sein Vermögen, sondern auch die Freiheit gekostet hat.

5.

Im October 1837 bezog ich das Gymnasium. Was man in den drei Klassen der Elementarschule gelernt hatte, beschränkte sich auf Katechismus und biblische Geschichte, Lesen, Schönschreiben, deutsche Grammatik, Anleitung zum schriftlichen Aufsatz in deutscher Sprache, Rechnen in ganzen und Bruchzahlen bis zur Regel de tri. Die Muttersprache wurde nicht gelehrt, ja nicht einmal zur Vergleichung mit der Morphologie und Syntax der deutschen Sprache beigezogen. Naturgeschichte, Geographie und Geschichte waren gleichfalls vom Unterricht in der Elementarschule ausgeschlossen. Man brachte also aufs Gymnasium nur zerstückeltes Gedächtnisswerk und überdiess in einer fremden Sprache mit, welche die Mehrzahl der Schüler nur sehr ungenügend verstand.

Ich war von der ersten Kindheit an im höchsten Grade lernbegierig und da ich vor dem Schulbesuch niemals mit Knaben in Berührung kam und gar kein Spiel — ausser mit Puppen — kannte, gab es für mich keine Beschäftigung und Erholung als Lectüre. Ich hatte also bis zum dreizehnten Jahr mehr gelesen als andere Jünglinge bis zum achtzehnten — alles, leider, ohne Anleitung und Auswahl. Mein, nicht wie man zu sagen pflegt, eisernes, sondern stählernes Gedächtniss ermöglichte mir,

alles Gelesene wörtlich zu behalten, und mein Kopf wurde von den mannigfaltigsten Kenntnissen ohne bestimmte Richtung und ohne Zusammenhang angefüllt, für welche ich in der Schule keine Verwendung fand. Die wenigen Unterrichtsgegenstände der Elementarschule nahmen so wenig Zeit in Anspruch, dass mir doppelt und dreifach so viel Musse erübrigte, die ich auf Lectüre verwandte. Da alle Schulbücher für den Gymnasialunterricht, welche seinerzeit für meinen Bruder angeschafft worden waren, sich noch im Hause vorfanden, las ich sie alle, mit Ausnahme der kleinen griechischen Grammatik und eines Lehrbuches der Algebra, welch beide in lateinischer Sprache verfasst waren. Ich las auch die lateinische Grammatik und erlernte die Sprache um so leichter, als ich im Elternhause sozusagen täglich lateinisch sprechen hörte und die meist gebräuchlichen Phrasen sämmtlich im Gedächtniss hatte. Von der griechischen Grammatik stiess mich hauptsächlich der Druck mit alten hässlichen Lettern ab, die mein ästhetisches Gefühl beleidigten und mich an meine eigene frühere Kalligraphie erinnerten.

Als ich in die erste Gymnasialklasse kam, wusste ich auf diese Art bereits all das wenige, was ich in den drei oder vier höheren Klassen zu lernen hatte, mit Ausnahme der griechischen Grammatik und der Arithmetik, für welche letztere ich nicht das geringste Talent besass und von welcher ich mühselig nie mehr erlernte als ich brauchte, um eine gute Note zu bekommen. Ich bat den Director, mich wenigstens in die dritte Klasse aufzunehmen, da ich bereit wäre, die Prüfungen für die erste und zweite Klasse am Schluss des ersten Semesters abzulegen und im zweiten Semester alle Prüfungen für die dritte Klasse zu machen,

denn ich entsetzte mich vor dem Gedanken, drei oder vier Jahre lang geistig wiederkäuen zu müssen, was ich schon jetzt kannte. Aber alle meine Vorstellungen und Bitten waren vergeblich: der Schulordnung gemäss musste ich mit der ersten Klasse anfangen und durfte keine Klasse überspringen. Auf diese Weise verlor ich sechs kostbare Jahre meines Lebens auf dem Gymnasium und erlernte durch den Schulunterricht während dieser Zeit nicht mehr, als ich zu Hause in zwei oder höchstens drei Jahren erlernt hätte. Ich will damit meinen Lehrern keinen Vorwurf machen, denn sie lehrten, so gut sie es konnten, alles, was sie selbst wussten. Dass sie wenig wussten, war nicht ihre Schuld, sondern die Schuld der Regierung, welche ihre Herrschaft nur auf der Verthierung des Volkes und auf der Unwissenheit der sogenannten „gebildeten Stände" befestigen zu können glaubte. Sagte doch Kaiser Franz I. im Jahre 1821 während des in Laibach abgehaltenen Monarchencongresses den ihm aufwartenden Professoren des dortigen Lyceums: „Ich brauche keine gelehrten, sondern gute Unterthanen". Die nach diesem „Allerhöchsten" Recept betriebene Dressur des „beschränkten Unterthanenverstandes" hat die „guten Unterthanen" allerdings vor aller „Gelehrsamkeit", keineswegs aber vor „schlechter Gesinnung" bewahrt, welche schon nach wenigen Jahren zum plötzlichen Zusammenbruch der gesammten „legitimen" Staatsordnung und zum vollständigen Bankerott der „Allerhöchsten" Regierungsweisheit führte.

Obgleich ich meinen Lehrern aus ihrer unverschuldeten Unwissenheit keinen Vorwurf machte, kann ich doch nicht umhin, auf zweierlei Folgen dieser Unwissenheit hinzuweisen. Die erste war, dass ihr Unterricht weder er-

ziehenden noch bildenden Einfluss auf die Schüler ausüben konnte, und die zweite bestand darin, dass der Mangel an Achtung für den unwissenden Lehrer erst die Missachtung der Autorität des Lehrers und schliesslich die Verachtnng aller Autorität zur unabwendbaren Folge haben musste.

Meine Mitschüler, namentlich die Kroaten und Serben, waren beinahe alle geistig sehr begabt; weniger waren es die aus Steiermark, Krain und Kärnten gebürtigen Slovenen; die ersteren lernten wenig, die letzteren aber waren sehr fleissige Schüler und suchten durch Fleiss ihre übrigen Mitschüler zu übertreffen: sie gehörten stets zu den besten. Das Wissen Aller war jedoch auf den Wortlant der vorgeschriebenen Schulbücher beschränkt: mehr als im Schulbnche stand, wusste Keiner. Ich hatte daher einen bedentenden Vorsprung vor allen Mitschülern und, was weit bedanerlicher war, auch vor meinen Lehrern. Ein Schnljunge, der Bücher kaufte und las, von deren Existenz seine Lehrer keine Ahnnng hatten, musste nothwendig ein unbequemer und lästiger Geselle sein; der Lehrer fürchtete stets, von dem Schüler auf seiner Unwissenheit ertappt und von der ganzen Schule schadenfroh verhöhnt zu werden; der Schüler war sich seiner Superiorität schnell bewusst und sah daher nicht hinauf zu seinem Lehrer mit jener Achtung und Verehrung, ohne welche keine Disciplin möglich ist. Da die Lehrer merkten, dass ich in Schulkenntnissen ihnen überlegen und meiner Klasse stets um mehrere Jahre voraus war, ränmten sie mir eine Autorität ein, welche nothwendig ihrer eigenen abträglich sein musste, da sie von meinen Mitschülern ohne Widerspruch anerkannt, während jene des Lehrers mehr und mehr fraglich wurde.

Die üblen Einflüsse dieser meiner Stellung zu Lehrern und Schulgenossen mussten sich bald zeigen. Ich war ein gutes, bescheidenes, sanftes Kind mit einem überaus zart besaiteten Gemüth gewesen; jetzt wurde ich rechthaberisch und brauste bei jedem Widerspruche auf. Meine Mitschüler liebten mich vielleicht nicht, aber sie unterordneten sich mir und dies galt mir mehr, als ihre Zuneigung. Der Stolz auf mein armseliges, ausserhalb der Schule selbsterworbenes Wissen machte mich stolz und absprecherisch und ich erinnere mich, dass ich als 16jähriger Junge einem älteren Mann auf irgend eine von ihm gemachte Bemerkung mit den — ich weiss nicht mehr wo — aufgelesenen Versen antwortete: ich wüsste nicht „dass eines alten Esels Geschrei melodischer als das eines jungen Esels sei". Ich begegnete zwar älteren Männern stets mit Achtung, wies aber jede mündliche Belehrung schroff zurück und rebellirte gegen jede Autorität. Nur der Citation eines grossen Namens oder eines berühmten Buches hielt mein gesteigertes Selbstbewusstsein doch nicht stand: denn, dass auch ein grosser Mann schwer irren und ein berühmtes Buch unrichtige oder ganz falsche Ansichten enthalten könne, lag ausserhalb meines damaligen Ideenkreises.

Unter diesen Umständen darf ich wohl sagen, dass die Schule, anstatt einer Förderung, ein Hinderniss meiner geistigen und sittlichen Entwickelung war und dass ich ohne sie von manchen moralischen Fehlern, die mir mein Leben lang nachgingen, frei geblieben wäre: die Schattenseiten der Autodidaxie bin ich niemals wieder los geworden.

In den beiden untersten Klassen des Gymnasiums

lernte ich mit Ausnahme der lateinischen Grammatik — aus einem Lehrbuche, welches eine verschlechterte Bearbeitung der kleinen Bröder'schen war — so gut wie gar nichts, und die täglichen vier Schulstunden waren für mich reiner Zeitverlust, der mich abhielt, für mich zu lernen. Erst in der dritten Gymnasialklasse erhielt ich einige Anregung, aber auch hier nicht in der Schule, sondern von meinem bereits genannten Klassenlehrer, Pater Eugen. Als er gegen Weihnachten an einer Lungenentzündung erkrankte und Professor Bânyi seine Vertretung übernahm, herrschte in der Schule ein unmenschlicher Jubel, der mein Gefühl so tief verletzte, dass ich dagegen durch tägliche Besuche bei dem Kranken ostentativ protestierte. Dies gewann mir die Sympathie des sonst unnahbaren Mannes; er liess meine Eltern bitten, mir zu gestatten, dass ich ihn jeden Abend besuchen dürfe. Er fand an meiner Gesellschaft Gefallen; er erzählte mir von den Zuständen seiner Heimath Krain, bewunderte Napoleon, welcher in dem Lande in kurzen vier Jahren mehr Gutes vollbracht habe, als die östreichische Regierung in eben so vielen Jahrhunderten; sprach mit mir über die Juliusrevolution in ganz verschiedener Weise als die Baronin Waldstädten es gethan; namentlich aber interessirte er mich für Kirchengeschichte, von welcher ich keine Vorstellung hatte, und beurtheilte die Reformation mit einer Unparteilichkeit, die ich bei einem Mönche gar nicht für möglich gehalten hätte. Diese Gespräche waren mir so anziehend geworden, dass es mir leid that, dass sie nach seiner Genesung aufhörten. Einen Ersatz fand ich darin, dass er uns während des ganzen Sommersemesters eine kurzgefasste Lebensbeschreibung

Napoleons stückweise als Aufgabe zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische dictirte und sehr verständig commentirte. Als besten Schüler der Klasse behandelte er mich mit noch grösserer Strenge als meine Mitschüler und wenn ich mich darüber beschwerte, sagte er mir, dass dies eine Nothwendigkeit sei, weil ich mehr gelernt habe als diese und daher alles besser wissen müsse als sie. Ich erinnere mich nicht, ob diese Argumentation mich überzeugte, aber seine Strenge liess doch keinen Groll in meinem Herzen zurück, und als er nach einigen Jahren an der Schwindsucht starb, betrauerte ich ihn aufrichtig.

Die drei höheren Klassen waren geistig sehr magere Schuljahre für mich. Was ich da zu lernen gehabt hätte, wusste ich bereits und meine Lehrer in denselben waren womöglich noch ungenügender als jene in den unteren Klassen. Glücklicherweise hatte ich das Wohlwollen eines Mönches erworben, der in der höchsten Klasse als Lehrer fungirt, aber sein Amt niedergelegt hatte, bevor ich in seine Klasse kam. Es war der schon genannte Pater Benvenut, welchen ich während der Krankheit Pater Eugens kennen gelernt hatte. Er war unter seinen geistlichen Mitbrüdern der einzige, der sich mit griechischer Sprache befasste und mir Liebe für ihr Studium einzuflössen wusste. Er eiferte mich an, die grosse Grammatik von Buttmann zu studieren und das Wörterbuch von Passow anzuschaffen; prüfte mich gelegentlich um zu sehen, ob ich seinen Rath befolgte und Fortschritte machte, las mit mir das Neue Testament griechisch und führte mich in die Lecture Homers, also in eine neue grossartige Geisteswelt ein. Leider wurde er bald nach

seinem Rücktritt vom Lehramt zu einer höheren geistlichen Würde in seinem Orden berufen und verliess das Karlstädter Kloster zu meinem grössten Bedauern. Er nahm mir das Versprechen ab, das Studium der griechischen Sprache und Litteratur fleissig fortzusetzen, was ich übrigens wohl auch aus eigenem Antriebe gethan hätte, nachdem mein Interesse dafür geweckt worden war. Er war kein Philolog im Sinne A. F. Wolff's, Gottfried Hermann's oder August Boeckh's, da er keine Gelegenheit gehabt hatte, tiefere philologische Studien systematisch zu betreiben; aber mit seinem offenen Sinn lernte er in seiner Zelle, was damals in Oestreich zu lernen möglich war, und dies genügte, auch mich dazu aufzumuntern.

Lehrgegenstände waren auf dem Gymnasium: Religionslehre, lateinische und, von der dritten Klasse an, griechische Sprache, Geographie und Geschichte, Arithmetik und magyarische Sprache. Der Unterricht in der lateinischen Sprache wurde erst deutsch, von der dritten Klasse an lateinisch, jener in der griechischen Sprache und in der Algebra aber lateinisch, in den übrigen Lehrgegenständen deutsch ertheilt, und ihrem eigenen Wissen entsprechend begnügten sich die Lehrer mit dem Wenigen was die Schüler lernen mochten. Maturitätsprüfungen behufs der Zulassung zum akademischen Studium kannte man damals in Oestreich nicht; mochte man gut oder gar nicht vorbereitet sein, auf Grund des Zeugnisses, dass man die sechs Klassen des Gymnasiums mit der Note „erste Klasse" oder „erste Klasse mit Vorzug" absolvirt hatte, musste man in die philosophische Facultät einer Akademie oder Universität Aufnahme finden. Allerdings waren auch diese Hochschulen nicht der Art eingerichtet,

dass sie berechtigt gewesen wären, an die Studenten grössere Anforderungen zu stellen: die Regierung wollte ja „keine gelehrten, sondern gute Unterthanen" haben.

Mein lebhafter, aufstrebender Geist fühlte sich, so bald er geweckt war, unter dem Drucke dieser Verhältnisse äusserst unbehaglich. Ich durstete nach Bildung, nach höherem Wissen, ich sehnte mich nach Lehrern, welche im stande gewesen wären, diesen meinen Drang zu befriedigen, zu welchen ich mit Dankbarkeit und Verehrung hätte emporblicken können; ich brauchte eine von mir willig angenommene Autorität, die mich überzeugend hätte leiten und zu einem klar bewussten Ziele führen können. Alles dies fand ich bei meinen Lehrern nicht und ich empörte mich schon als Knabe gegen ihre und fortschreitend gegen jede Autorität. Ich war ein Rebell bevor ich noch klar wusste, was Rebellion sei. Ich klagte bitter alljährlich, dass ich wieder ein kostbares Jahr meines Lebens verloren habe, und legte mir den Klageruf des Kaisers Augustus demgemäss zurecht: „Austria, Austria, redde mihi annos meos!" Aber von keiner Seite konnte ich auf Hilfe hoffen und dies verbitterte frühzeitig mein Gemüth.

* * *

Die heutige Generation kann sich kaum eine Vorstellung von dem Bildungszustande in Oestreich vor fünfzig und sechzig Jahren machen. Das Jahrzehnt von 1830 bis 1840 war für die Culturentwickelung der Menschheit von höchster Bedeutung, aber nach meinem Vaterlande drang kein Strahl des heranbrechenden Lichtes. Dass, nachdem George Stephenson das Problem der Locomotive gelöst hatte, Eisenbahnen möglich geworden waren;

dass Gauss und W. E. Weber die elektrische Telegraphie und Morse den telegraphischen Schreibapparat erfunden hatten; dass eine regelmässige Dampfschifffahrt zwischen England und Amerika eingeführt worden war, erfuhr ich erst nach Jahren als ich Zeitungen zu lesen anfing, und die Abbildung einer Locomotive und eines Eisenbahnwaggons der Birmingham-Manchester-Bahn sah ich zuerst auf einem englischen bedruckten Kattuntaschentuch, welches ich kaufte, um dieses Wunder in der Schule zeigen zu können. Wir baten den Lehrer, uns dieses neue Weltwunder zu erklären, aber der gute Mann verbarg seine Unwissenheit hinter dem allerdings guten Vorwand, dass wir es doch nicht verstehen könnten, da wir keine Kenntniss von der Physik hätten. Von Hörensagen erfuhr man dass 1837 in Oestreich eine Eisenbahn zwischen Wien und Brünn (die „Kaiser Ferdinand Nordbahn“) dem Verkehr eröffnet worden sei, auf welcher die schwersten Lasten schneller befördert würden, als Briefe und Reisende mit dem Postwagen. Natürlich wurden diese Erzählungen wie Kindermärchen aufgenommen: man staunte, und lachte über jene, welche sie ernst nahmen. Ich beeilte mich, die „Volksnaturlehre“ von Hellmuth zu kaufen, da ich aber ohne die einfachsten Apparate, deren Abbildungen ich wohl sah, aber nicht begriff, das Buch nicht verstehen konnte, tröstete ich mich mit der Thatsache, dass ich ja auch nicht wusste, woraus und wie die seit dem Anfang der dreissiger Jahre in Gebrauch gekommenen Streichzündhölzchen, deren Erfindung einem ungarischen Studenten in Wien, Stephan Rómer, zugeschrieben wurde, gemacht waren und ich dennoch damit eine Kerze oder eine Pfeife anzuzünden im stande war.

Ich war in der zweiten Gymnasialklasse, in welcher die östreichische Geschichte gelehrt wurde. Ich hatte das Schulbuch schon vor zwei oder drei Jahren gelesen und kannte die darin erzählten Thatsachen; aber jetzt wo ich sie von zwanzig oder dreissig Mitschülern nacheinander aufsagen hörte, kam es mir sehr sonderbar vor, dass alle die verschiedenen Völker Oestreichs von der Vorsehung nur die Bestimmung erhalten haben konnten, Unterthanen einer schweizer Grafenfamilie zu werden und sich dieser zu Ehren und Nutzen von Franzosen, Italienern, Preussen und Türken abschlachten zu lassen oder sich auch unter einander abzuschlachten. Ich hatte den „Discours sur l'Histoire Universelle“ von Bossuet auch gelesen und mir daraus die Vorstellung gebildet, dass die Geschicke der Menschheit sich nach einem grossen Plane der unerforschlichen Vorsehung entwickeln, aber diesen grossen Plan in der östreichischen Geschichte zu erkennen gelang mir selbst beim besten Willen nicht, und ich fing an, die absolute Wahrheit der Idee Bossuets zu bezweifeln. An einem Ferientag wollte ich nach Vodostaje gehen und sah in der Vorstadt Gaza in einem kleinen Kramladen einen grossen Haufen alter Bücher aufgeschichtet stehen. Ich müsste nicht meine Leidenschaft für Bücher gehabt haben, wenn ich vorbeigegangen wäre ohne jedes einzelne anzusehen. Darunter war eine Anzahl von Bänden der alten Dresdener Ausgabe der Werke Voltaire's. Der Krämer war froh, die Bücher los zu werden und gab sie mir für einen einzigen Gulden. Ich konnte mich vor Freude kaum fassen, obwohl ich von Voltaire nicht mehr wusste, als dass er ein grosser Schriftsteller war. Ich vergass darob meinen Ausflug, setzte mich vor dem Laden auf einen

Stoss von Büchern und sah mir den erworbenen Schatz genauer an. Von den poetischen Werken fehlten einzelne Bände, dagegen war der „Essai sur les moeurs et l'esprit des nations“ vollständig vorhanden. Ich liess mir die Bücher sofort nach Hause bringen und begann sogleich den „Essai“ zu lesen. Ich vergass darüber Essen und Schlaf und las die ganzen Nächte bis zum Tagesanbruch das unvergleichlich geistreiche Werk zu Ende, und nachdem ich es zu Ende gelesen, fing ich es alsbald von Neuem an. Was soll ich von dem Eindrucke sagen den es auf mich machte? Er war überwältigend; das war nun freilich eine andere Geschichte als die „Staatengeschichte“ die man uns in der Schule eintrichterte. Ich las gewisse Kapitel, die mir besonders gefielen, so oft, dass ich sie beinahe wörtlich auswendig konnte; andere verstand ich nicht genügend und behielt sie mir für spätere Zeiten vor. Das Werk brachte in meinem Geiste eine vollständige Revolution hervor. Es lehrte mich, obgleich ich erst fünfzehn Jahre alt war, mit Kritik lesen und den Ursachen der historischen Ereignisse nachforschen. Diese Kritik übte ich an dem Werke Voltaire's selbst und wies manche seiner Ansichten zurück, obgleich ich meinen Widerspruch nicht genügend zu motivieren gewusst hätte. Der Rahmen des Werkes war zu gross, als dass ich die Begebenheiten eines Jahrtausends hätte klar überblicken können, ich brauchte dazu ein kurzes Compendium, und fand ihrer zwei: den „Abriss der Weltgeschichte“ (aus Lardner's Cyclopaedia) aus dem Englischen übersetzt von G. Friedenberg (Berlin 1831, Mylius) und die „Allgemeine Weltgeschichte für die Jugend von F. Philippi“ (Grimma 1838, Verlagscomptoir) diesem Bedürfniss und

meinem Geschmack entsprechend, obgleich keines derselben ein Meisterwerk ist. Das Buch von Philippi war mir besonders wegen der Reformationsgeschichte, die von dem mir ganz neuen, entschieden protestantischen Standpunkte aus geschildert wird, besonders interessant und erweckte in mir die lebhaftesten Sympathien für jene Glaubenshelden, welche in der östreichischen Geschichtschreibung geradezu misshandelt wurden.

Nächst Voltaire's „Essai“ zog mich Gibbons „Geschichte des Verfalls und Untergang des römischen Reiches“ an, welche gerade damals in deutscher Uebersetzung von Sporschil bei Otto Wigand in Leipzig erschienen war. Ich las sie mit Interesse und Nutzen, da auch sie meinen historischen Gesichtskreis sehr erweiterte; ich war jedoch noch zu sehr unter dem Eindrucke des „Essai“, als dass das Werk Gibbons trotz seiner Grossartigkeit mich so wie dieser zu enthusiasmiren vermocht hätte. Erst als ich es einige Jahre später ein zweites Mal las, lernte ich es vollkommen würdigen. Es ist heute leicht zu sagen, dass diese beiden Werke auf ungenügender Forschung und auf einseitiger unrichtiger Auffassung beruhen und veraltet seien; dasselbe sagt man auch Schlosser's „Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts“ nach; aber ich möchte mir doch die Frage erlauben, ob irgend ein neueres von diesen Mängeln freies Geschichtswerk, mit alleiniger Ausnahme der ersten Bände von Ranke's „Weltgeschichte“, einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck — und zwar nicht bloss auf den jugendlichen Leser — zu machen vermöchte, wie diese drei historischen Meisterwerke.

Hatte ich in Folge dieser Lecture mit der offiziellen östreichischen „Staatengeschichte“ gebrochen — Welt-

geschichte in zusammenhängender Darstellung wurde nicht gelehrt, sondern in die Specialgeschichte der europäischen Staaten zerstückt, um unbequeme historische Thatsachen leichter verschweigen oder wenigstens des „guten Zweckes" halber leichter in falsches Licht stellen zu können — so konnte es nicht ausbleiben, dass ich denselben Maassstab auch auf die biblische Geschichte anzulegen begann.

Unter den Augen meiner frommen, aber nicht bigotten Mutter war ich als frommes, gläubiges Kind aufgewachsen. Im Elternhause hatte ich niemals das geringste gehört noch gesehen, was den strengsten Forderungen der Religion und Sittlichkeit nicht entsprochen hätte. Die Lehren des vorgeschriebenen Katechismus des Jesuiten Petrus Canisius sah ich als etwas Selbstverständliches an und dachte nicht einmal, dass irgend eine derselben auf ihre Wahrheit geprüft oder bezweifelt werden könnte. In der dritten Elementarklasse lernte man die biblische Geschichte nach Christoph Schmids Lehrbuch für Kinder. Ich fand sie unterhaltend wie K. F. Beckers „Erzählungen aus dem griechischen Alterthum", die ich gleichzeitig las, und nahm sie durchaus weltlich. Dies änderte sich, als ich zuerst eine deutsche Bibel — sie war in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts mit Approbation des Wiener Erzbischofs erschienen — zu kaufen bekam.

Man wird es mir wohl glauben, dass ich von den biblischen Forschungen von Eichhorn, F. C. Baur, D. F. Strauss niemals gehört hatte und daher mit der natürlichsten Unbefangenheit die Bibel zu lesen begann. Gleich im zweiten Kapitel der Genesis fiel mir der Widerspruch mit dem ersten Kapitel auf und ich fragte mich, warum

der Schöpfer einen Erdkloss und eine Rippe des Mannes brauchte, um die Menschen zu schaffen, da er sie im ersten Kapitel nach seinem Ebenbilde schon geschaffen hatte als Mann und Weib. Dieser Widerspruch machte mich sofort misstrauisch gegen den Fortgang der Erzählung. Als ich zu Abraham, Isaak und Jakob kam, deren Geschichte von Christoph Schmid so harmlos erzählt wird, entrüstete ich mich über die Betrügereien und Schurkereien dieser angeblich Gott wohlgefälligen Männer so wie über jene des frommen Königs David und entsetzte mich vor den barbarischen Grausamkeiten, die im Buch der Richter und in den Königsbüchern geschildert werden. Die scheussliche Chronique scandaleuse, der befohlene oder gutgeheissene Massenmord der nicht hebräischen Völkerschaften Kanaans, die unzähligen mitunter völlig albernen Gebote und Verbote sollten von Gott dictirt sein? Der ausschliessliche Nationalgott der Hebräer mochte wohl dem Baal Concurrenz machen, aber mit unserem christlichen Gott kann er nichts gemein haben. Wie kann man Christenmenschen diese Geschichten als von Gott selbst dictirt hinstellen und ihnen vorschreiben, sie zu glauben und als Heiligthum zu verehren? Moses war die einzige Persönlichkeit des Alten Testamentes, für welche ich Sympathie gewann; es that mir leid, ihn in dieser unsauberen Gesellschaft zu sehen. Mit Ausnahme der Psalmen und des Kohelet zog mich kein Buch des Alten Testamentes an.

Auch im Neuen Testament begegnete ich schon im ersten Evangelium unlösbaren Widersprüchen mit dem Kirchenglauben. Die Wundergeschichten kamen mir wie Märchen vor und ich glitt darüber leicht hinweg. Ich

brütete monatelang über der Bibel, las die historischen Bücher des Alten Testaments und die Evangelien drei- und mehrmal und suchte mir die Thatsachen möglichst klar zu machen: das Ergebniss meines Bibelstudiums war aber die Ertödtung alles kirchlichen Glaubens in mir. Die Lehre von der Erbsünde und der darauf begründeten Erlösung schien mir der Gipfelpunkt jüdisch-christlicher pfäffischer Taschenspielerei zu sein. Ich glaubte an nichts mehr als an Gott allein, und bei diesem einzigen Glaubensartikel bin ich mein Leben lang geblieben.

Wie mit der Glaubenslehre erging es mir auch mit der auf der Bibel begründeten Moral. Wir lernten „christliche Sittenlehre“ aus einem Lehrbuch, dessen blosser Anblick für mich eine Qual war, so hohl und abstrus war es. Ich fragte mich, ob man nicht auch ohne religiösen Glauben, ohne Jude oder Christ zu sein, gut und ehrlich sein könne? Ich hatte keine Kenntniss von Kant's „kategorischem Imperativ“, sagte mir aber selbst, dass man tugendhaft leben und handeln müsse, ohne auf Belohnung zu hoffen oder Strafe zu fürchten; dass Religion und Kirche, Religiosität und Dogmen doch verschiedene Dinge seien und dass die Moral eine eigene, nicht kirchlich-dogmatische Grundlage haben könne. So viel Klugheit besass ich immerhin, um einzusehen, dass Staat und Kirche gleich entschiedene Gegner einer auf sich selbst beruhenden Moral sein und dass Schule und Kirche an ihrem Monopol festhalten müssten, um die Jugend durch die Lehre einer auf den Dogmen der alleinherrschenden Kirche beruhenden Moral dauernd beeinflussen zu können. Auf mich machte die „christliche Sittenlehre“ keinen Eindruck mehr.



Nachdem ich durch Pater Eugen von der Existenz der Kirchengeschichte gehört hatte, bestellte ich mir ein Lehrbuch derselben von einem katholischen Verfasser, dessen Namen ich jedoch nicht mehr weiss. Das sehr mittelmässige Buch befriedigte mich nicht und ich kaufte desshalb das kurz vorher erschienene Lehrbuch von Karl Hase und freute mich, darin zu finden, was ich zu wissen wünschte. Die Darstellung der schon in den ersten Jahrhunderten aufgekommenen Ketzereien und ihrer gewaltsamen blutigen Unterdrückung, der haarspalterischen Streitigkeiten über Fragen, welche der natürliche Menschenverstand nicht lösen kann und welche für Religion und Moral, für die Entwickelung der Menschheit völlig gleichgültig sind, bestärkte mich in der Ansicht, dass Voltaire's und Gibbons Feindseligkeit gegen diese pfäffischen Zänkereien nur zu sehr gerechtfertigt sei, da ein christlicher gelehrter Theolog die Thatsachen bestätigte und nur in ihrer Beurtheilung von Voltaire und Gibbon abwich. Die Kämpfe der Albigenser und Waldenser, der Husiten und der deutschen, französischen und holländischen Protestanten erfüllten mich mit Bewunderung für die Unterdrückten und mit Hass gegen die offizielle Kirche und deren weltliche Helfershelfer. Im katholischen Elternhause, in der katholischen Schule, vor meinen beinahe ausschliesslich katholischen Mitschülern musste ich meine Ansichten und Gefühle sorgfältig verbergen und konnte mich mit niemandem darüber aussprechen.

Ich lebte daher nur im Umgang mit meinen Büchern, welche ich nun sorgfältig zu wählen begann. Nachdem ich in Folge meiner geschichtlichen Lectüre mit Bibel und Kirche innerlich gebrochen und mich von allen religiösen Voraus-

setzungen befreit hatte, fühlte ich das Bedürfniss für meine religiösen und sittlichen Ansichten eine sichere tiefere Begründung zu gewinnen, und suchte diese in der Philosphie. Ich begann mit dem Studium der Geschichte der Philosophie. Die Zahl guter Handbücher derselben war zu jener Zeit bekanntlich nicht gross. Ich griff nach jenem von Victor Cousin, und dieser führte mich zunächst auf Spinoza, dessen Werke eben damals Berthold Auerbach ins Deutsche übersetzt hatte. Die Grossartigkeit der Ideen, die stählerne Consequenz seiner Logik, die Erhabenheit der Moral des gewaltigen Denkers konnten nicht verfehlen, auf meinen empfänglichen Geist den tiefsten Eindruck zu machen, aber nachdem ich ihn durchstudiert hatte, musste ich mich fragen, ob dies wirklich das letzte Wort der menschlichen Erkenntniss sei? Ich sagte mir, dass ich wohl nicht reif genug sei, um die Tiefe der Gedanken Spinoza's zu verstehen, Thatsache war jedoch, dass ich mich nicht völlig befriedigt fühlte. Ich wollte aber volle Befriedigung finden und suchte diese nun bei Hegel. Es dauerte einige Monate, bis ich mir die schon selten gewordene dritte Auflage der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" verschaffen konnte. Ich erhielt das Buch am Vorabend des Weihnachtsfestes 1840 gleichsam als Christgeschenk und freute mich, es während der achttägigen Schulferien studieren zu können. Hegels mir ganz unbekannte Terminologie machte mir das Verstehen des Buches nahezu unmöglich. Ich plagte mich damit unsäglich ab und die Weihnachtsferien waren zu Ende, ohne dass ich über die „Wissenschaft der Logik" hinausgekommen wäre. Es erübrigte mir nichts anderes, als noch einmal bei der „Einleitung"

anzufangen. Nun aber ging es entschieden besser: ich fand mich schrittweise in die philosophische Terminologie und die dialektische Methode Hegels hinein und wurde von einem wahrhaften Enthusiasmus für diesen wundervollen Aufbau der menschlichen Gedankenwelt ergriffen. Ich habe im Verlaufe der Zeit alle Hauptwerke Kants und Schopenhauers gelesen und die Unhaltbarkeit mancher Lehrsätze Hegels einzusehen gelernt, aber seine „Encyklopädie“ blieb seither bis in meine alten Tage mein philosophisches Lieblingsbuch, und wenn ich mich geistig ermüdet und niedergedrückt fühlte, genügte mir die Lectüre einiger Abschnitte dieses heute leider halbvergessenen Buches, um meinen Geist wieder zu erfrischen und zu erheitern. Meine Begeisterung für Hegel verführte mich sogar zu einer poetischen Sünde, deren ich mich sonst nicht leicht schuldig machte: am zehnten Jahrestage seines Todes (15. November 1841) richtete ich an ihn eine alkäische Ode, von deren Ueberschwänglichkeit man sich aus der einzigen mir im Gedächtniss gebliebenen Strophe

„Sie nennen Fürst im Reiche des Geistes Dich
Und wähnen alles sei schon damit gethan
Wenn sie in Deine geistesmächt'ge
Hand ein despotisches Scepter stecken“

eine Vorstellung machen kann. Man wird aus diesem republikanisch klingenden Pathos leicht schliessen können, welcher der beiden Richtungen der Hegelschen Schule ich angehörte. Von der Existenz dieser zwei Richtungen erlangte ich zuerst Kenntniss durch einen Zufall. In einem der Bücherpackete, die ich von Geibel in Pest erhielt, bemerkte ich unter der Maculaturemballage einen

bedruckten Bogen Papier mit dem Titel „Hallische Jahrbücher für Wissenschaft nnd Kunst". Der Titel zog mich an und ich begann das Blatt zu lesen. Ich erinnere mich nicht mehr des Artikels, wohl aber des lebhaften Interesses, den er mir einflösste, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als diese Zeitschrift zu bestellen. Da sie — ich möchte sagen, selbstverständlich — in Oestreich verboten war, bekam ich sie in nnregelmässigen Zwischenräumen, wenn nämlich Geibel genügendes Material zur Absendung eines Bücherpacketes an mich beisammen hatte. Wenn ich die „Jahrbücher" erhielt, gab es einen Festtag für mich; bevor ich ein anderes Buch aufschlng, musste jede Nummer vom Anfang bis zum Ende gelesen worden sein. Einen treueren Leser hatte Arnold Ruge nicht; ich harrte aus bis zur Unterdrückung der „Deutschen Jahrbücher". Diese Zeitschrift war für meine geistige Entwickelnng von nachhaltigstem Einfluss, denn aus ihr gewann ich zuerst einen Einblick in das gleichzeitige Geistesleben Deutschlands und fand in ihr den Ausdruck für so manchen Gedanken, welchen auszusprechen ich die richtigen Worte zu finden nicht im Stande war.

Beinahe gleichzeitig brachte mich ein Zufall in den Besitz des „Dictionnaire historique et critique" von Bayle, dessen Artikel über biblische Personen mich entzückten, weil sie mich in meinen Ansichten über dieselben bestärkten. Das gewaltige Werk des grossen Skeptikers hat auf mich einen tiefen und dauernden Einfluss ausgeübt.

* * *

Die im Sommer 1839 ausgebrochene Revolution in Serbien, durch welche Fürst Miloš Obrenović den Thron verlor, führte mich zuerst auf die Lectüre politischer Zeitungen. Von solchen kam keine in mein Elternhaus und um sie lesen zu können, hätte ich ein Café besuchen müssen. Uns Schülern war jedoch der Besuch aller öffentlichen Locale, der Bierhäuser, Cafés und Theater streng verboten. Vergebens suchte ich mir von unserem Gymnasialdirector die Erlaubniss, das Café zu besuchen, zu erschmeicheln, aber der mir übrigens sehr wohlgesinnte Mann verweigerte sie mir aus Rücksicht für die Disciplin und für meine Schulgenossen, welche ein so übles Beispiel nur zu gern befolgt hätten. Obwohl ich sonst ein folgsamer, wohldisciplinirter Junge war, entschloss ich mich doch, in diesem Falle zu rebellieren, und ging in's Café. Die anwesenden Gäste sahen mich überrascht an, denn sie wussten, dass uns das Café verboten war, und ein Bekannter fragte mich, was der Director sagen würde, wenn er hörte, dass ich hierher komme. Ich antwortete, es sei doch nichts Schlechtes, wenn ich eine Zeitung lesen wolle, um mich zu belehren. Ich bestellte eine Tasse „Schwarzen“ — Kaffee ohne Milch — und sah die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ auf einem Tische liegen, das einzige deutsche Blatt, welches in Oestreich geduldet war, weil Baron Cotta sich in Augsburg einen östreichischen Censor für die nach Oestreich gehende Auflage gefallen liess, und begann sie zu lesen. Da die Post damals nur zweimal wöchentlich in Karlstadt ankam, gab es an den Posttagen stets drei Nummern zu lesen. Ich hatte eine maasslose Freude, zu lesen, was vor 12 oder 14 Tagen in Paris und London vorgefallen war

und da ich die übrigen Gäste nicht störte, lobten alle meine Wissbegierde, und Mancher, der nicht deutsch verstand, wünschte von mir zu erfahren, was ich gelesen habe. An den zwei wöchentlichen Posttagen war ich im Café so sicher zu finden wie täglich in der Schule. Ob mein Director und mein Lehrer von meiner Rebellion gegen die Schulordnung Kenntniss hatten, wusste ich nicht, da sie mich darüber nicht zur Rede stellten; sie fanden es wahrscheinlich angemessener, den Casus zu ignoriren. Nach einigen Wochen trat eines regnerischen Wintertages mein Professor der magyarischen Sprache, Bányi, ins Café. Als ich ihn erblickte, stand ich auf, um ihn zu begrüssen. Er grüsste mich freundlich und setzte sich zu mir. „Was machst Du da?" — „Ich lese hier immer die „Allgemeine Zeitung". — „Aber Du weisst, dass Ihr ins Café nicht gehen dürft?" — „Ich weiss es wohl, aber ich thue doch nichts Uebles." — „Und wenn die Patres es erfahren?" — „Sie, Herr Professor, werden es ihnen gewiss nicht sagen." — „Gewiss werde ich es dem Director sagen, aber ich werde ihm auch sagen, dass er Dir als Primus classis wohl das unschuldige Vergnügen, Zeitungen zu lesen, gestatten möge." — Zu einer ausdrücklichen Bewilligung das Café zu besuchen, kam es allerdings nicht, aber man liess mich stillschweigend gewähren, und ich war nicht wenig stolz darauf, das Café in Gesellschaft des Professors Bányi zu besuchen.

* * *

Der Wunsch meiner Eltern, mir eine „standesgemässe" Erziehung zu geben, brachte es mit sich, dass ich

auch Unterricht im Zeichnen, Malen und in der Musik erhalten sollte. Für den Unterricht im Zeichnen wurde ihnen ein Artillerist empfohlen, Gregor Baldi, der ein Zögling der Mailänder Kunstakademie war. Er hatte bei Hayez malen nnd bei Longhi in Kupfer stechen und radieren gelernt und in beiden Künsten gute Fortschritte gemacht, wurde aber, da er irgend einmal patriotische Gesinnnng gezeigt hatte, von der Knnstakademie frischweg zum Militär abgestellt nnd dem Festnngsartillerie-Commando in Karlstadt erst als „Gemeiner“ nnd nachher als „Bombardier“ zugetheilt. Ein intelligenter nnd gebildeter Offizier des Commandos, Hauptmann Stropek, ein Čeche, wie damals die Mehrzahl aller Artillerieoffiziere, hatte den armen jungen Italiener liebgewonnen und empfahl ihn meinem Vater als Zeichenlehrer. Bei meiner Leidenschaft alles Mögliche zu lernen, war mir der Zeichenunterricht sehr willkommen und mein Lehrer gab sich mit mir um so mehr Mühe, als er mit mir italienisch sprechen konnte. Ich hatte Geschick zum Zeichnen, aber die akademische Lehrmethode, hnndert verschiedene einzelne Munde, Nasen, Augen, Ohren, Stirnen, Hände und Füsse zu zeichnen, bevor man zu einer ganzen Figur kam, begann mich nach etwa einem Jahre doch zu langweilen und ich verlangte von meinem Lehrer mich malen zu lehren. Mein Verlangen kam ihm zwar änsserst incorrect vor, aber er erfüllte es am Ende doch, vielleicht nm nicht die Lection zn verlieren. Ich sah künstlerisch gut, erfasste die Formen genan und traf die Farben richtig. Nach einjährigem Unterricht malte ich eine Vednte aus Novaković-Gora mit einer Hasenjagd als Staffage. Das Bildchen mochte nicht übel ausgefallen sein, da niemand glauben

wollte, dass ich es gemalt habe. Ich wollte mich nun an einem historischen Vorwurf versuchen und malte die „Sixtinische Madonna“ Raffaels nach einem kleinen Kupferstich aus einem Gebetbuche meiner Mutter. Raffael würde in meinem Bilde sein Werk wohl kaum erkannt haben, da ich keine Vorstellung von den Farben des nie gesehenen Originals hatte, aber die Composition und die Formen der Figuren gab ich doch möglichst getreu wieder und wurde darob überschwänglich gelobt. Ausser der Sixtinischen Madonna kannte ich nur noch Raffaels „Schule von Athen“ aus einem scheusslichen Holzschnitt in der „Biblischen Geschichte“ von Christoph Schmid und wollte mich an eine vergrösserte Wiedergabe dieser wundervollen Composition wagen. Baldi war verständig und aufrichtig genug, mich davon abzuhalten und legte mir nahe, lieber eine eigene Composition zu versuchen. Ich machte mich an die Arbeit: sie sollte meinen Lieblingsheiligen, Jan Hus, darstellen, wie er am Concil seine Lehre vertheidigt. Als ich Baldi die Farbenskizze zeigte, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen und rief aus: „Lei ha rubato tutta le Scuola d'Atene.“ Bei diesem Ausruf fiel es mir wie Schuppen von den Augen: ich hatte geglaubt, aus mir selbst etwas Originales geschaffen zu haben, und erkannte nun, dass ich nur nachgeahmt hatte, was in meiner Phantasie von dem mächtigen Eindrucke, den das grandiose Werk Raffaels selbst in jenem kleinen, armseligen Holzschnitte auf mich gemacht hatte, lebendig geblieben war. Ich war wie vernichtet. Als ich wieder Worte fand, und meine Enttäuschung bekannte, tröstete mich Baldi und wollte mir begreiflich machen, dass ich gerade durch diese unwillkürliche Nachahmung Talent bewiesen

habe; aber ich erkannte gleichsam instinctmässig, dass ich ohne originale Schöpferkraft kein Künstler werden könne und warf Pinsel und Palette weg, um sie niemals wieder in die Hand zu nehmen, obgleich mir Baldi zusprach, dass selbst ein Genie wie Raffael nicht in anderthalb Jahren, sondern nach langem Studium und langer Uebung ein Künstler geworden sei. Ich wollte aber vom Malen nichts mehr hören. Ein Affe zu sein, und sei es auch der Affe Raffaels, schien mir keineswegs ein würdiges Loos.

Baldi wollte sich jedoch die Lection nicht entgehen lassen. Da ich nicht malen wollte, sollte ich mein Talent für das Zeichnen auf einem anderen, leichteren Gebiet bethätigen: ich sollte in Kupfer radieren lernen. Er gab zu, dass man es in einem Lande, wo man um keinen Preis ein lebendes Modell sich verschaffen konnte, in der Malerei nicht weit bringen könnte, und dass ich daher, wenn ich ein Künstler werden wollte, zu meiner Ausbildung nach Italien gehen müsste. Könnte ich dies nicht, so müsste ich doch zeitlebens ein Dilettant bleiben. Die Zeit, die ich auf das Zeichnen und Malen verwendete, wäre jedoch nicht verloren: ich wisse von der Technik der Malerei genug, um ein Gemälde in Hinsicht auf Composition, Formen und Farbe beurtheilen zu können. Anders und unvergleichlich leichter und schneller könnte ich es im Radieren weiter bringen. Obwohl auch eine Kunst und zwar eine grosse Kunst, sei das Radieren doch nichts anderes als Zeichnen, nur dass man, anstatt mit Bleistift, Kreide, Röthel oder Feder auf Papier, mit der Radiernadel auf einer Kupferplatte zeichne. So wie ich in der Schule den Papierrand meiner Schulbücher mit Köpfen und Land-

schaften vollzeichnete, könnte ich es auch auf einer kleinen Kupferplatte machen; ich könnte so was ich sehe und mir auffalle frisch weg radieren und wenn es mir gefalle hundertfach vervielfältigen, was mit der Zeichnung auf Papier nicht möglich ist. Er, Baldi, habe bei dem grossen Kupferstecher Longhi radieren gelernt und schon hübsche Fortschritte gemacht, als er in den Soldatenrock gesteckt wurde. Die Technik des Radierens kenne er vollständig und er würde sie mir in kurzer Zeit beibringen.

Ich liess mich leicht zu einem Versuch bereden. Ich zeichnete eine kleine Vedute vom Fenster aus: den Vordergrund bildete die Kupa mit einigen verankerten Getreideschiffen und jenseits des Wassers ein Bauernhaus mit einer hübschen Baumpartie. Diese Vedute wollte ich auf eine Kupferplatte von der Grösse der Sedezseite eines Buches übertragen. Baldi schüttelte den Kopf; die Ansicht sei zu complicirt für einen ersten Versuch, ich muthe mir zu viel zu, und sollte etwas Einfacheres und Leichteres versuchen. Mich aber reizte gerade die Schwierigkeit; gelinge mir die Zeichnung auf der Kupferplatte nicht, so würde ich, ohne mich erst lange abzumühen, daraus ersehen, ob ich für die Radierung Talent habe oder nicht. Baldi ergab sich darein, zeigte mir die Handhabung der Radiernadel auf einer anderen kleinen Kupferplatte und copierte einige Theile meiner Zeichnung. Die Sache erschien mir unerwartet leicht und nach wenigen Tagen war die ganze Zeichnung auf die Platte übertragen. Baldi ätzte sie und meinte, sie sei leidlich gerathen. Nun sollte sie gedruckt werden. Er schlug sich auf die Stirne: er hatte nicht bedacht, dass es nicht nur in Karlstadt, sondern in ganz Kroatien keine Kupferdruckpresse gab!

Also verlorne Mühe! Mir fiel ein, dass wir ja eine kleine Serviettenpresse im Hause hatten und ich sagte: wir könnten es ja mit dieser versuchen. Er brach in lautes Lachen über diesen naiven Vorschlag aus: daran sei nicht zu denken. Er schämte sich seiner Voraussichtslosigkeit und kam eine ganze Woche nicht zu mir. Ich machte einen Spaziergang nach Vodostaje und als mich unser alter Fährmann Jovo übers Wasser setzte und während ich mit ihm plauderte fiel es mir ein, ihn zu zeichnen. Am nächsten Ferientag versah ich mich mit den nothwendigen Zeichenrequisiten, liess mich von ihm einige Stunden im Flusse hin- und herfahren und brachte während dieser Zeit sein Portrait fertig. Ich zeigte ihm die Zeichnung und fragte ihn, ob er diesen Mann kenne. „Bei Gott, rief er aus, das bin ich so wie ich mich täglich im Wasserspiegel sehe.“ Sein Ausruf freute mich mehr als mich das grösste Lob Baldis gefreut hätte. Auch Jovo freute sich, und konnte sich an dem Blatte nicht satt sehen. „Wie hast Du das machen können, sagte er zu mir, wie hast Du dies erlernt?“ Ich erzählte meinem alten Liebling, wie ich seit beinahe zwei Jahren zeichnen und malen lernte, und er freute sich darob so sehr, dass er seine Pfeife aus dem Munde nahm um mich zu küssen.

Nach einigen Tagen stellte sich Baldi ein. Ich zeigte ihm die Zeichnung; er lobte sie und sagte mir, dies wäre ein gutes Sujet zu einer Radierung. Vom Drucken sprach er wohlweislich nicht, aber ich kam wieder auf die Serviettenpresse zurück. Er meinte jedoch, man könne allenfalls die Platten nach Mailand zum Abdrucken schicken. Ich aber, der die Druckmanipulationen sehen wollte, bestand darauf, es zuerst mit der Serviettenpresse zu ver-

suchen. Schliesslich gab er nach, offenbar um mich ad absurdum zu führen, und sah sich den primitiven Mechanismus an und lachte. Er bestellte einige einfache Vorrichtungen und wir machten uns ans Drucken meiner ersten Radierung. Meine Neugierde war nicht weniger gross als die Furcht vor dem Misslingen. Als der erste Abdruck aus der Presse herausgenommen wurde, erschien nur ein Theil der Zeichnung auf dem Papier und überdies so schwach, dass ich nur die stärkeren Striche sah und allen Muth verlor. Baldi jedoch war überrascht, dass überhaupt ein Strich zu sehen war, machte einige Veränderungen an den Holzplatten und Tuchlappen, rieb mehr Farbe auf der Kupferplatte ein und zog beim Drucken die Schraube stärker an. Der zweite Abdruck gab auch nicht die ganze Zeichnung wieder, aber die Striche traten doch mit grösserer Bestimmtheit hervor. Jeder neue Abdruck gelang besser und nach langer und grosser Mühe erhielten wir einen Abdruck der ganzen Zeichnung. Es war wohl auch kein Druck wie ihn Chardon oder Felsing geliefert hätte, aber ich sah doch, dass ich radieren lernen könnte und dass man auch mit einer Serviettenpresse einen wenn auch schlechten Abdruck von einer Kupferplatte zu machen im Stande wäre. Meine Eltern und meine Schwestern wollten es gar nicht glauben, dass ich dieses neue Meisterstück gemacht haben könnte.

Obgleich ich von der Radierung und dem Drucke wenig erbaut war, radierte ich doch das Portrait meines alten Jovo mit grossem Fleisse und mit kräftigen Strichen. Es gelang mir besser als ich erwartet hatte; auch der Druck war besser. Als ich das Papier zeigte, riefen Alle

wie aus einem Munde: „Das ist ja der alte Jovo!“ Mein Künstlerstolz drohte unbescheidene Proportionen anzunehmen, und ich hätte täglich eine Radierung machen wollen. Diesem Uebermaass wusste jedoch Baldi einen Damm zu setzen. Ohne Zweifel verdross ihn das Drucken und er trieb einmal die Schraube der Presse so stark an, dass sie brach. Dieser wahrscheinlich gewollte Unfall ärgerte mich um so mehr, als es in Karlstadt keinen Mechaniker gab, der ihm hätte abhelfen können. Baldi tröstete mich, dass er die radierten Kupferplatten nach Venedig oder Mailand zum Abdrucken senden werde. Ich habe seither weder die beiden Platten noch auch nur einen Abdruck derselben gesehen. Ungeachtet meines Verdrusses fuhr ich fort zu radieren mit der Absicht, die Platten auswärts abdrucken zu lassen und machte gute Fortschritte, als meine Künstlerlaufbahn ein unerwartetes Ende fand: mein Lehrer Baldi wurde aus mir unbekannt gebliebenen Gründen von Karlstadt nach irgend einer ungarischen Festung transferirt. Einen Nachfolger für ihn konnte ich in Karlstadt nicht finden und musste daher nothgedrungen auf die Fortsetzung meiner künstlerischen Studien verzichten.

Die Zeit, die ich darauf verwendet hatte, war jedoch nicht verloren. Ich hatte künstlerisch sehen gelernt, fasste die Form der Gegenstände, des lebenden Menschen und der Landschaft mit grosser Präcision auf und entwickelte den angeborenen Sinn für die Farbe in mir zu grosser Schärfe, das Verständniss der Composition ging mir ich möchte sagen instinctiv auf, denn ausser dem kleinen Kupferstich nach der „Sixtinischen Madonna“ und dem elenden kleinen Holzschnitt nach der „Schule von

Athen“ hatte ich bis dahin nur die Heiligenfiguren in der schon erwähnten Heiligenlegende und die mythologischen und landschaftlichen Gemälde im Schlosse Stelnik gesehen und der mehrere Jahre vorher von mir und meinen Schwestern gemeinschaftlich zerstörten zahlreichen Radierungen Rembrandt's erinnerte ich mich kaum mehr: die Figuren waren mir zu hässlich vorgekommen, um irgend einen bleibenden Eindruck auf mich zu machen. Die akademische Zeichenmethode mit ihren regelmässigen Nasen, Lippen, Händen, gewellten Haaren u. s. w. entwickelte in mir einen einseitigen Geschmack für klassische Körperformen, und jede Abweichung von diesem Kanon erschien mir unschön. Diese Ansicht haftete an mir so fest, dass ich erst sehr spät, nachdem ich die meisten grossen Gallerien Europa's gesehen und durchstudiert hatte, den nach dieser Ansicht unschönen oder gar hässlichen Formen der älteren deutschen, vlämischen, holländischen und spanischen Malerei gerecht zu werden lernte. Dass unter solchen Umständen die italienische Kunst des Cinquecento zeitlebens mein künstlerisches Ideal blieb, wie die griechische Sculptur des Phidias und Praxiteles, bedarf daher keiner näheren Erklärung. Die Kenntniss der Technik der Malerei und des Kupferstiches führte mich sozusagen von selbst auf die Kunstkritik und zum intensivsten Genuss jedes grossen Kunstwerkes. Die Vertiefung in die Schöpfungen Michelangelo's, Raffael's, Leonardo's, Titian's, Correggio's und, mit vielen Einschränkungen, auch Dürer's und Rembrandt's, in die Landschaften Claude's Ruisdael's und Hobbema's wurde für mich Gottesdienst, Läuterung und Erhebung des Geistes und Gemüthes bis zu völligem Selbstvergessen,

ein beseligendes Nirvana. Ich verdanke dies meinem Lehrer Baldi und segne dafür sein Andenken.

* * *

Nach dem plötzlichen Zusammenbruch meiner Studien in Malerei und Radierung gewann ich Zeit zum Musikunterricht. Meine Schwestern lernten Clavierspielen und so sehr ich von der frühesten Kindheit an die Musik liebte, erfüllte mich ihr ewiges Geklimper mit einem wahren Abscheu vor dem Piano. Ich wollte es schlechterdings nicht lernen, und unser Lehrer, Stadtcapellmeister Otto Hauška, hatte seine liebe Noth mit dem widerwilligen und ungelehrigen Schüler. Sollte ich überhaupt Musik lernen, so wollte ich den Gesang studieren. Meine, wie es hiess, angenehme und überaus kraftvolle Stimme hatte sich in Baryton verändert und ich sang mit meinen Franciscanermönchen die Vesperpsalmen und Litaneien stets gerne mit, ohne noch an Singenlernen zu denken. Man behauptete, dass zu einem gedeihlichen Gesangunterricht die Elemente des Clavierspieles geradezu unentbehrlich seien und ich fügte mich in das Unvermeidliche, um leichter zu meinem Ziel zu gelangen. Hauška konnte mir keinen Gesangunterricht ertheilen, da er an vollständiger Stimmlosigkeit (Aphonie) litt und empfahl als Gesanglehrer einen Freund, welcher als Fourier beim Slunjer Grenzregimente diente. Dieser hiess Gustav Maréchal Chevalier de Saint-Firmin und war als Sohn eines französischen Emigranten in Kroatien geboren, ein äusserst liebenswürdiger gebildeter Mann, musikalisch sehr tüchtig, und hatte eine prachtvolle Barytonstimme von grossem Umfang. Saint-Firmin fand, dass ich ein sehr

feines Gehör und eine richtige wohlklingende, modulationsfähige Stimme habe, plagte mich nicht lange mit dem Singen von Scalen, Terzen, Quinten, Solfeggien u. s. w. und liess mich schon nach einigen Monaten Schubert'sche Lieder, Mozart'sche, Rossini'sche, Donizetti'sche und Bellini'sche Opernarien und Duette mit seiner Frau, einer braven früheren Opernsängerin, studieren, um mir den Unterricht ohne Pädenterie erspriesslich und angenehm zu machen. Nachdem er mir auch die Grundlehren des Generalbasses beigebracht hatte, bestand er darauf, dass ich selbständig mich in leichter Composition versuchen sollte. Nachdem ich eine Melodie erfunden, sollte ich eine leichte Clavierbegleitung dazu finden. Diese eigenthümliche Methode machte mir Freude, und ich versuchte mich im Componieren, am liebsten von Liedern des „jungen Goethe" und Heine's, die mich am meisten anzogen, und von Arien und Cavatinen aus Metastasio's Operntexten, an deren gespreizter Süsslichkeit ich jedoch wenig Geschmack fand. Saint-Firmin corrigierte gewissenhaft meine melodischen und harmonischen Fehler und schrieb mehrmals selbst eine reichere und schwerere Clavierbegleitung dazu. Ich ambitionirte durchaus nicht ein grosser Sänger oder Compositeur zu werden, freute mich aber meines bescheidenen Könnens und componierte nach und nach 49 Lieder von Goethe, Heine und André Chénier, meines Lieblingsdichters unter den Franzosen; zu einem „Opus 50" brachte ich es aber nicht. Saint-Firmin machte mir wohl nur aus Eitelkeit, da ich ja doch sein Schüler war, den Ruf eines begabten Musikers und wenn, was freilich selten vorkam, in Karlstadt ein Concert gegeben wurde, musste ich als Liedersänger mit-

wirken, und meine Gefälligkeit wurde in der Regel mit leicht verdientem oder auch ganz unverdientem Beifall belohnt, der, ich gestehe es freimüthig, mich einigermaassen eitel machte, so dass ich mich selbst für einen braven Sänger zu halten anfing. Ich wurde in dem kleinen Orte eine stadtbekannte Figur unter dem Namen „Mali (der kleine) Tkalac". Während nämlich mein Vater und mein Bruder hochgewachsene stattliche Männer waren und ich selbst bis zu meinem dreizehnten Jahre rasch aufschoss, hörte in diesem Alter, obschon ich mich stets der besten Gesundheit erfreute, mein Wachsthum plötzlich auf und ich kam nicht über 1½ Meter hinaus. Ich blieb daher mein Leben lang der „Mali Tkalac" für Alle, die mich kannten.

Zu jener Zeit war es üblich, dass die Operngesellschaft des Agramer Stadttheaters jeden Sommer auf zwei oder drei Monate nach Karlstadt zum Gastspiele kam. Saint-Firmin, als sehr geschätzter Dilettant, verkehrte viel mit Sängern und Sängerinnen, und durch ihn wurde auch ich in diesen Kreisen bekannt und beliebt. Meine Leidenschaft für gute Musik liess mich vergessen, dass uns Gymnasialschülern der Besuch des Theaters verboten war und das Verbot focht mich während der Ferienmonate gar nicht an. Ich wurde bald ein Habitué der Oper und verliebte mich wie reglementmässig in jede Norma, Lucia, Amina, Adina, Beatrice, Lucrezia Borgia, Linda, wenn sie nur hübsch waren und eine meiner in frühester Kindheit gehörten Lieblingsmelodien gut sangen. Der Abschied war in der Regel schwer, aber ich vertröstete mich auf das nächste Jahr: vivat sequens Norma, Lucia und so fort. Ohne ein kleines Flämmchen,

sei es eine Primadonna oder auch nur eine hübsche Choristin, wäre mir der Besuch der Oper wie ein unverantwortlicher Zeitverlust erschienen, denn ich will es nicht aus Prüderie verhehlen, dass, so sehr ich auch die Musik liebte, die Sängerin ihr den grössten Reiz für mich verlieh. Diese Vorliebe für die greifbare, lebende Seite der Kunst hat auf meinen Lebensgang einen verhängnissvollen Einfluss gehabt.

Zum Virtuosen habe ich keine Anlagen gehabt, aber meine Compositionsversuche söhnten mich mit dem Piano wenigstens insofern aus, dass ich den früheren Widerwillen dagegen verlor, und wenn ich auch nicht fleissig spielte, doch bis zum Tode meines Vaters das Clavier nicht vernachlässigte. Der Umstand, dass, während ich in Agram an einem Octoberabende eine heitere Gesellschaft bei mir hatte und bis in die späte Nacht Clavier spielte und sang, in derselben Nacht in Karlstadt unerwartet mein Vater starb, erschütterte mich so tief, dass ich in den folgenden dreissig Jahren niemals wieder eine Taste berührte, bis nicht meine Kinder das Clavierspielen zu lernen anfingen. Meine Liedercompositionen warf ich ins Feuer und die einzigen Melodien, die mir im Gedächtniss geblieben sind, sind jene zu Goethe's Gedichten: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh", „Der Du von dem Himmel bist", „Ach neige, Du Schmerzensreiche". Diese Andeutung genügt, um zu zeigen, in welchen Gedankenkreisen und Gefühlströmungen meine bescheidenen Compositionsversuche sich bewegten.

6.

Der Wissensdurst war in mir nachgerade zu einer Krankheit geworden. Ich hatte gelesen, dass eine harmonische Ausbildung des Geistes und des Herzens das höchste erreichbare Ziel des Menschen sei. Dieser Ausspruch machte auf mich den tiefsten Eindruck und beherrschte mein ganzes Dichten und Trachten. Aber wie könnte ich das Ziel erreichen? Die Erziehung und der Schulunterricht, die ich erhielt, waren nicht darnach angethan, mich dahin zu leiten. Ich musste es also ausschliesslich durch Selbststudium zu erreichen versuchen, durch Lectüre, zu der mir niemand eine methodische Anleitung geben konnte. Ich musste also wieder aus Büchern lernen, was das Beste in allen Litteraturen sei und studierte die grossen Werke von Wachler, Laharpe, Ginguené und Gervinus mit wahrem Feuereifer.

Im Vertrauen auf das Urtheil solcher Männer brachte ich Methode in meine Lectüre und las die von ihnen am höchsten gestellten Werke. Wenn ich heute an die geistige Arbeit zurück denke, welche ich von meinem fünfzehnten bis zum neunzehnten Jahre geleistet habe, ist es mir beinahe unbegreiflich, wie ich dazu Zeit fand und wie mein Gehirn diese ungeheuere Masse von verschiedenartigstem Wissensstoff in sich aufzunehmen und zu verarbeiten im Stande war. Zeitlich wurde es mir nur dadurch möglich, dass mich das Lernen für die Schule und die Hausaufgaben durchschnittlich höchstens 2½ bis 3 Stunden täglich in Anspruch nahmen, welche ich als eine gänzlich verlorne Zeit beklagen muss, dass ich täglich und häufig leider auch nächtlich der Lectüre

9 bis 10 Stunden widmete, wenig Umgang pflog, nur zweimal in der Woche an Ferientagen einige Stunden spazieren ging, niemals auch nur einen Tag krank war und niemals mehr als 6 Stunden schlief. Zeichnen, Malen und Musik erforderten wohl auch 2 bis 3 Stunden täglich, so dass ich in der Regel 16 Stunden ununterbrochen geistig thätig war, und nur äusserst selten mich geistig ermüdet fühlte. Ich gewöhnte mich daran so sehr, dass ich, ausser während der Zeit meiner Erblindung, bis in mein siebzigstes Jahr eben so viel arbeitete.

Geistig möglich war es mir nur durch stete Abwechslung der Lectüre. Ich habe in den Jahren 1837 bis 1843 alle die grossen Meisterwerke der Weltlitteratur nicht bloss einmal, sondern die grössten so oft gelesen, dass mir der Wortlaut einer grossen Anzahl von Gedichten, Scenen und mich besonders interessierender Stellen aus Prosaschriften dauernd im Gedächtniss geblieben ist. Ich las niemals mehrere Werke gleichzeitig und las jedes bis zu Ende, auch wenn mein Interesse im Fortgange sich verminderte. Poesie, Geschichte, Theologie und Philosophie, Naturgeschichte, Geographie, Reisebeschreibungen und Sprachwissenschaft wechselten — allerdings nach blosser Laune oder Stimmung — untereinander ab. Nach Homer und Sophokles konnte ich monatelang nicht Poesie lesen; nach Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts" lange nicht Geschichte; nach Hegels „Encyklopädie" lange kein anderes philosophisches Werk: der Eindruck war zu mächtig, um Verwandtes oder Aehnliches in mir aufnehmen zu können. Eben so erging es mir mit Goethe's lyrischen Gedichten

und dem ersten Theil des „Faust“, mit Heine's „Buch der Lieder“, mit André Chénier's Poesien, mit Jean Paul's „Titan“, Trelawney's „Abenteuern eines jüngeren Sohnes“ und Sealsfield's amerikanischen Romanen.

Sollte ich meine Lectüre aus jener Zeit auch nur beiläufig aufzählen, so kämen dabei weit mehr als Sir John Lubboek's famose „hundert besten Bücher“ heraus. Ich will, ausser den grössten griechischen und römischen Klassikern, Homer, Sophokles, der „Anthologie“, Herodot, Horaz, Virgil, Tacitus und Sallust, nur folgende nennen: Shakespeare und Lord Byron; Dante und Ariosto; Voltaire, Molière, Lafontaine, Labruyère, Brillat-Savarin, P. L. Courrier, Victor Hugo; Goethe, Schiller, Lessing, Herder, Jean Paul, Wieland, Heinse, Heine, Boerne (Pariser Briefe).

Geschichte: Voltaire, Gibbon, Machiavelli, Guiciardini, Saint-Simon, Schlosser, Ranke, Hume, Robertson, Roscoe, Heeren, Rotteck, Spittler, Mignet, Hase (Kirchengeschichte), Sismondi, Johannes Müller (Allgemeine Geschichte).

Geographie: Balbi, Karl Ritter (1. Ausgabe), Jaeck's Bibliothek der Reisen.

Philologie: Bernhardy (Encyklopädie), Barthélemy (Anacharsis), Désobry (Rome), F. A. Wolf (Prolegomena).

Archäologie und Kunstgeschichte: Winckelmann, K. O. Müller, Vasari.

Naturgeschichte: Buffon, Wilhelm (Unterhaltungen).

Theologie: Bibel, D. F. Strauss (Leben Jesu), Vatke (Die Religion des Alten Testaments), Möhler und Baur (Symbolik).

Philosophie: Spinoza, Hegel (Encyklopädie), Cousin (Geschichte der Philosophie).

Politik: Benjamin Constant, Locke, Milton, Dahlmann, Montesquieu, Delolme, Adam Smith, und insbesondere zahlreiche in Oestreich verbotene politische Schriften.

Grammatiken und eine Unzahl guter, namentlich französischer und englischer Romane.

Eigenthümlich war es, dass ich bis zum Jahre 1840 auch nicht ein einziges slavisches Buch gelesen hatte und bis dahin gar keine Regung des Nationalitätsgefühles empfand: Studium und Lectüre hatten mich zu einem absoluten Kosmopoliten gemacht, so dass mir das Nationalitätsgefühl als eine unberechtigte Beschränkung der Humanitätsidee erschien. Haben Homer, Shakespeare, Goethe, Voltaire, Spinoza, Hegel nicht für die ganze Menschheit gedichtet und geschrieben? Ihre Nationalität war für mich ganz nebensächlich. Hing es etwa von meinem Willen ab, dass ich in Kroatien geboren war und nicht in Italien oder Deutschland? Erst durch Reflexion begann ich mich als Slave zu fühlen und innezuwerden, dass meine Denk- und Gefühlsweise in manchen Punkten doch nicht völlig mit jenen meiner Lieblinge übereinstimmte, zu denen ich ja wie zu höheren, übermenschlichen Wesen verehrungsvoll emporblickte. Ich grübelte über den Grund dieser Verschiedenheit und glaubte ihn nach treuer Gewissenserforschung in der Nationalität gefunden zu haben: denn was sonst hätte mich — ausser ihrer gewaltigen Geisteskraft — von dem Griechen, dem Engländer, dem Deutschen, Franzosen u. s. w. unterscheiden können? Die Nationalität wäre also die Knochen und

Fleisch bekleidende Haut, aus welcher der Mensch nicht herausspringen kann, auch wenn er es wollte. Im slavischen Lande geboren, von slavischen Eltern abstammend, konnte ich doch nichts anderes als Slave sein, da es einen abstracten, nationalitäts- und geschlechtslosen Menschen nicht gibt.

Die geringe Nebenrolle und das traurige Loos der Slaven in der Geschichte begann mir am Herzen zu nagen. Mit Ausnahme Herder's, Voltaire's und Ranke's habe ich in der Litteratur keine Theilnahme für ihr Geschick, und mit Ausnahme Goethe's kein Interesse für ihr Geistesleben entdecken können. Erst nahm ich dies mit Gleichgiltigkeit auf, dann begann es mich zu schmerzen, endlich erbitterte es mich. Ich wollte den Grund dieser Theilnahmlosigkeit der europäischen Litteratur für einen dem romanischen und dem germanischen an Seelenzahl gleichkommenden grossen Volksstamm erforschen, und begann alle bedeutenden historischen Werke slavischer Schriftsteller zu lesen.

Das erste war die „Geschichte der slavischen Sprache und Litteratur“ von Šafařik, welche mir den Ausblick auf eine neue unbekannte Welt eröffnete. Ich lernte daraus, dass die Slaven sich nicht nur mit ihren nationalen, politischen und religiösen Feinden seit länger als einem Jahrtausend tapfer, wenn auch unglücklich geschlagen haben, sondern auch, ungeachtet ihrer traurigen Lage, auf vielen Gebieten der Litteratur mit mehr oder weniger Erfolg geistig thätig waren. Dies genügte, um ihnen meine Sympathie zu gewinnen und mich zum Studium der wichtigsten slavischen Sprachen — der čechischen, polnischen und russischen — zu veranlassen.

Ich fand, dass, wenn man eine slavische Sprache kennt, das Erlernen der übrigen überaus leicht ist. Nach wenigen Monaten erlernte ich die Grammatik jener slavischen Hauptsprachen und war im Stande, den altčechischen „Rukopis Kraledvorsky“ (die Königinhofer Handschrift), den „Pan Tadensz“ von Mickiewicz und die Gedichte und den „Jevgenij Onjägin“ Puškin's im Original mit Beihilfe des Wörterbuches zu lesen. Ich übersetzte sogar die tiefsinnige geniale Dichtung „Nieboska Komedya“ von Żygmunt Krasinski, bevor ich von ihrer Verherrlichung durch Mickiewicz Kenntniss hatte. Diese drei Sprachen schienen mir mit meiner kroatisch-serbischen Muttersprache eine und dieselbe Sprache zu sein, ich verstand sie ohne bedeutende Schwierigkeit, obgleich ich sie nicht sprechen konnte. Stehen sie doch einander unvergleichlich näher als deutsch und englisch oder italienisch und französisch! Als ich diese objectiv allerdings nicht neue, aber für mich subjectiv völlig neue Entdeckung machte, kam mir das dünnleibige aber hochwichtige Schriftchen Jan Kollárs „Ueber die litterarische Wechselseitigkeit zwischen den Stämmen und Mundarten der slavischen Nation“ (2. Auflage. Leipzig. 1844. Otto Wigand) in die Hände und ich fand darin ausgesprochen, was ich selbst dachte, aber nicht auszusprechen wusste. Es erging mir also wie so manchen isolirt lebenden Gelehrten, welche in gutem Glauben meinen, eine neue Entdeckung gemacht zu haben, während sie nur nicht wissen, dass sie längst von anderen gemacht worden ist. Ich legte mir den Ausspruch des Terenz dahin zurecht, dass ich sagte: „Slavus sum, slavici nihil a me alienum puto“ und sah jeden Slaven, welchem Zweige

des Stammes er auch angehören mochte, als Bruder an. Schon im 17. Jahrhundert hatte ein Kroat, Gjuro Križanić, welcher Böhmen, Ungarn, Polen und Russland bereist hatte, und sich überall in kroatischer Sprache dem Volke verständlich machen konnte, alle diese Völker für eine einheitliche Nation erklärt und war der erste „Panslavist". Will man dies Gefühl der Zusammengehörigkeit und Solidarität Panslavismus nennen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, wenn man auch mich einen Panslavisten nennen will, aber ich verwahre mich auf's Entschiedenste gegen die Unterstellung, dass Panslavismus die Tendenz in sich schliesse, alle Slaven unter russischem Scepter zu einem einheitlichen Staate zu vereinigen. Solchen Utopien könnte nur nachjagen, wer die politische und geistige geschichtliche Entwickelung der einzelnen Zweige des slavischen Stammes nicht kennt. Aus Čechen wird man ebensowenig Russen machen können als Deutsche; aus Kroaten und Serben ebensowenig Russen als Magyaren oder Italiener: die Geschichte hat zwischen ihnen in einem Jahrtausend eine Scheidewand aufgerichtet wie zwischen Deutschen und Engländern oder wie zwischen Italienern und Franzosen, die doch auch Zweige desselben Stammes sind, und dieser historische Entwickelungsprocess lässt sich weder ignorieren noch rückläufig machen. Die russische Regierung mag den Polen die russische Sprache in Amt und Schule und selbst in der Familie aufdrängen, aber dadurch wird sie die Polen eben so wenig in Russen umschaffen als die Magyaren, welche diese Vergewaltigung copieren, ihre Slovaken, Kleinrussen, Serben und Rumänen in Magyaren verwandeln werden. Die antike Cultur und die humanisti-

sche und ästhetische Bildung des 18. Jahrhunderts, welche ich durch alle Poren eingesogen habe, konnte mich auf einer gewissen geistigen Entwickelungsstufe und eine Zeit lang gegen das Nationalitätsgefühl gleichgiltig machen, aber sie hat nicht vermocht es zu zerstören; sobald sich der Anlass dazu ergab, brach es mit elementarer Gewalt aus einem unbemerkt gebliebenen Winkelchen des Gehirns und des Herzens heraus und kann nicht wieder vernichtet werden. Ich bin seit einem Menschenalter italienischer Staatsbürger und in politischer Hinsicht so vollständig italienischer Patriot, wie Cavour oder Garibaldi es sein konnten; aber mein slavisches Nationalitätsgefühl ist in mir noch so lebendig wie zur Zeit, als es in mir erwacht war.

Dies mein Gefühl liess mich umsomehr die untergeordnete Stellung beklagen, welche die Slaven in dem europäischen Geistesleben einnehmen. Ich hatte damals gar keine Kenntniss von der Existenz und der litterarischen Thätigkeit des genialen russischen Kritikers Bielinskij; als ich etwa zehn Jahre später seine Schriften las, fand ich mich auf der seltsamsten Gedanken- und Bestrebungsgemeinschaft mit ihm, nur dass er ausschliesslich seine russischen Landsleute, ich aber alle Slaven im Auge hatte. Ich sah die Möglichkeit einer Abhilfe für jene unsere Inferiorität nur darin, dass wir alle Errungenschaften des occidentalischen Geisteslebens in einer unserer Stammesnatur und unserer geschichtlichen Entwickelung entsprechenden, also freien und kritischen Weise in uns aufnehmen, verarbeiten und unserer ethnischen Natur und unseren Culturbedürfnissen gemäss umgestalten und dadurch unsere Eigenart definitiv feststellen. Die Fähigkeit

dazu setzte ich durchaus nicht als unbestreitbar erwiesen voraus, sondern ich forderte, dass sie erprobt werde. Der Versuch mag ein Wagniss sein, aber er ist unabweisbar. Europa ist geistig zu weit fortgeschritten, als dass es gestattet wäre uns einzubilden, wir könnten es jemals einholen, wenn wir eine dreitausendjährige Culturentwickelung als nicht vorhanden ansehen und unsere Geistesarbeit von dem Punkte aus anfangen sollten, wo die übrigen europäischen Völker sie vor drei Jahrtausenden angefangen haben. Die horazische Mahnung

vos exemplaria graeca
Nocturna versate manu, versate diurna,

muss keineswegs zu gedankenloser Nachäfferei führen. Goethe hat Homer und Sophokles, Shakespeare und Voltaire studiert, Puškin und Mickiewicz haben Goethe und Lord Byron studiert, ohne ihre Eigenthümlichkeit einzubüssen. Meine Begeisterung für die hellenische Welt, für die italienische Renaissance, für die Poesie Shakespeare's und Goethe's, für die Philosophie Spinoza's und Hegel's hat den Slaven in mir nicht ertödtet, wohl aber mir den Maassstab gegeben, andere Geisteswerke nach ihrem inneren Werthe zu würdigen, was ich ohne diese Aneignung gewiss nicht gewusst noch vermocht hätte. Desshalb war und bin ich von der Nothwendigkeit überzeugt, dass wir Slaven, um zur organischen Entwickelung unserer eigenen Geisteskräfte und zur Geltendmachung unserer selbsteigenen — bisher leider nur numerischen — Bedeutung innerhalb der europäischen Völkerfamilie zu gelangen, die von der europäischen Menschheit verarbeiteten Ideen als ein gegebenes Bildungsmittel von unschätzbarem Werthe unseren Bedürfnissen anzupassen

uns bestreben sollen. Können oder wollen wir dies nicht, dann sind alle unsere Hoffnungen auf eine bessere Zukunft des Slaventhums eitel Tranm und Schanm, nnd wir würden mit Recht verdienen, in der allgemeinen Strömnng des enropäischen Völkerlebens ohne Sang und Klang unterzngehen.

Indem ich den Blick fortwährend auf das gesammte Slaventhum gerichtet hielt und nur von der geistigen Entwickelnng desselben als eines organischen Ganzen Heil für dessen einzelne Zweige erwartete, verlor ich aus dem Ange die offenbare Wahrheit, dass jenes Ziel nur durch unablässige mühselige Arbeit jedes einzelnen Zweiges erreicht werden kann nnd hatte kein richtiges Verständniss für die nationalen Culturbestrebungen der Slaven Oestreichs, welche doch gerade die Erwecker des Nationalitätsbewusstseins in mir selbst waren, denn ohne Šafařik hätte ich von der tausendjährigen Geistesarbeit des Slaventhums nicht mehr als die wenigen Andeutnngen erfahren, welche Wachler in seiner Litteraturgeschichte gibt, und welche er selbst dem Werke Šafařiks entnommen hatte. Was ich aus Voltaire's „Essai sur les moeurs etc.“ und aus Gibbon von der Geschichte der Slaven gelernt hatte, wäre doch nur zusammenhangloses Stückwerk geblieben ohne Šafaříks bewunderungswerthe „Starožitnosti slovanské“ (Slavische Alterthümer), welche durch Znsammenfassung und Belebnng aller im ersten Drittel unseres Jahrhnnderts erreichbaren Geschichtsqnellen ein vollständiges Bild der Geschichte der einzelnen slavischen Volkszweige bis znm 10. Jahrhundert gab. Wo hätte ich die statistischen Daten über alle Zweige des slavischen Volksstammes schöpfen können, wenn

nicht abermals Šafařik in seinem „Narodopis slovanský“ (Slavische Ethnographie) und in seiner ethnographischen Karte des gesammten slavischen Volksstammes dessen gegenwärtigen Bestand vor die Augen Europa's gestellt hätte? Je mehr ich aber die monumentalen litterarischen Arbeiten dieses unvergleichlichen Mannes bewunderte, desto ärmlicher und unbedeutender erschienen mir die Leistungen aller anderen slavischen Schriftsteller jener Zeit, mit alleiniger Ausnahme der Einleitung Kopitar's zu seinem „Glagolita Clozianus“ und Maciejowski's „Historya prawodawstw słowiańskich“ (Geschichte des slavischen Rechtes). Meine jugendliche stürmische Ungeduld, welche von dem kaum gepflanzten Kern des Fruchtbaumes schon reife Früchte forderte, machte mich auch gegenüber den litterarischen Bestrebungen meiner eigenen Landsleute gleichgiltig und meine Aeusserungen darüber trugen mir sogar den Vorwurf ein, dass ich ihr Gegner, ein Germanomane und Magyaromane sei. Es wäre unnütz gewesen, mich dagegen verwahren zu wollen und ich ertrug ihn stillschweigend und hoffend auf die Gerechtigkeit der Zeit. Nun aber sind beinahe alle, die mir damals jenen Vorwurf gemacht hatten, als Freunde der Magyaren — man nannte und nennt sie in Kroatien Madjaronen — gestorben, während ich seit einundfünfzig Jahren ungeachtet aller politischen Stürme und aller Gegensätze der specifisch-nationalen Ansichten mit Kossuth in ungetrübter treuer Freundschaft lebe und ein unverbesserlicher Panslavist, allerdings in meiner eigenen Art, geblieben bin.

* * *

Mein Vaterland war schon seit langer Zeit von der Politik des Wiener Hofes verurtheilt, als politisches Versuchskaninchen zu dienen. Die schmerzlich traurige Geschichte dieser politischen Experimente zu schildern, wäre hier nicht der Ort, denn ich habe nur von jenen zu erzählen, die in meiner Jugendzeit vorgenommen wurden, und setze als bekannt voraus, dass Kroatien, Slavonien und Dalmatien ein unabhängiges Königreich bildeten, welches sich nach dem Aussterben des eingebornen Königshauses freiwillig und unter beschwornen Garantien für die unverbrüchliche Aufrechterhaltung seiner Rechte und Privilegien mit der ungarischen Krone unter dem Könige Koloman im Jahre 1102 vereinigt hatte. Wie zu jenen Zeiten in allen Staaten Europa's, mochten diese „jura, privilegia et consuetudines" niemals mit voller Klarheit und Schärfe präcisirt worden sein und daher zu manchen Controversen die Handhabe liefern; aber grundsätzlich wurden sie nicht bestritten und durften kraft der ungarischen Staatsgesetze von 1486, 1715 und 1741 im ungarischen Reichstage gar nicht zur Discussion kommen. Als im Jahre 1526 das Haus Habsburg zur Regierung Ungarns berufen und 1723 die Erbfolgeordnung durch die „Pragmatische Sanction" abgeändert wurde, erkannte man in Wien und in Ungarn die staatsrechtliche Nothwendigkeit, dass Kroatien auch seinerseits diese zwischen dem Hause Habsburg und Ungarn vereinbarten Staatsacte anerkenne und annehme, wie es auch thatsächlich geschah. Wenn Kroatien ein von den Magyaren erobertes und unterjochtes, und nicht ein mit Ungarn freiwillig und unter Bedingungen vereinigtes Land gewesen wäre, was die Magyaren erst seit sechzig Jahren zu leugnen

anfingen, hätte man es gewiss nicht nöthig erachtet, jene Staatsverträge von Kroatien eigens und feierlichst sanctionieren zu lassen.

Bis zu den Zeiten Kaiser Josephs II. sind die politischen Beziehungen zwischen Ungarn und Kroatien selten und höchstens momentan getrübt worden. In der Leges S. Stephani Regis heisst es in einem Artikel „Regnum unius linguae imbecille est et fragile“, und Jahrhunderte lang lebten in Beherzigung dieses Ausspruches Magyaren, Deutsche, Slaven und Rumänen ruhig und friedlich nebeneinander. Die gewaltsamen Germanisirungsversuche Kaiser Josephs reizten zunächst die Magyaren zur Abwehr und riefen zuerst eine nationale Opposition hervor, welcher Kaiser Leopold II. nachzugeben bemüssigt war. Gegen die Germanisation glaubte man sich nur durch die Verwandlung des ungarischen Staatswesens in einen exclusiv magyarischen Staat wehren zu können, und übersah dabei gänzlich, dass, bei dem dreihundertjährigen Kampfe des Absolutismus des Wiener Hofes gegen die verfassungsmässige Freiheit Ungarns, man dadurch den Wiener Staatskünstlern den verhängnissvollsten Einfluss auf alle der Magyarisierung widerstrebenden Nationalitäten Ungarns gewährte. Was in Ungarn bis zum Jahre 1824 vorkam, waren kleine Plänkeleien, denen man in Kroatien wenig Beachtung schenkte; als aber auf dem Landtage von 1824 Graf Stephan Széchenyi — zunächst wohl wegen gänzlicher Unkenntniss der lateinischen Staats- und Geschäftssprache — im Magnatenhause magyarisch zu sprechen begann und diese Neuerung von den Magyaren mit Begeisterung begrüsst wurde, war das Signal zur Opposition gegen die Magyarisierung des ungarischen Staates den

übrigen Nationalitäten gegeben und die conservative Partei unter den Magyaren selbst stimmte, in Voraussicht der daraus entspringenden Gefahren, dieser Opposition zu. In den Wiener Regierungskreisen wurde über das „revolutionäre Husarenstück“ Széchenyi's laut gezetert, aber insgeheim rieb man sich vergnügt die Hände, denn man glaubte nun das Mittel zu besitzen, zu verhindern, dass die magyarischen Bäume bis in den Himmel wachsen.

Was in Ungarn damals hierüber geschrieben wurde, ist mir nicht bekannt geworden, aber im Jahre 1832 erschien in Karlstadt eine anonyme umfängliche Brochüre unter dem Titel: „Sollen wir Magyaren werden? Sechs Briefe geschrieben aus Pest.“ (Karlstadt 1832, gedruckt bei Joh. Nep. Prettner.) Auf der Rückseite des Titels stand gedruckt: „Imprimatur. Carolostadii, 1832. P. Aurelius Hoermann, r. librorum censor.“ Ich las die Schrift erst sieben oder acht Jahre später, aber ich erinnere mich, dass sie bei ihrem Erscheinen das grösste Aufsehen und tiefen Eindruck gemacht haben musste, weil man selbst in meinem gegen Politik völlig abgesperrten Elternhause noch nach einigen Jahren von dem kleinen Buche sprach und es lobte. Dass die Frageweise des Titels eine indirecte Verneinung in sich schloss, bedarf kaum der Erwähnung. Das Buch war gut geschrieben und kam vor der bevorstehenden Eröffnung des ungarischen Reichstages von 1832 Allen gelegen, welche die Magyarisierung Ungarns als ein Unglück für das Land ansahen. Trotz dem Bestreben des Verfassers, sich mit möglichster Mässigung auszudrücken, liess sich die Animosität gegen die Magyaren doch nicht verbergen. Man erschöpfte sich in Muthmaassungen, wer der Verfasser des Buches sein

könnte, aber niemand errieth ihn und noch heute ist das Geheimniss nicht enthüllt. Später hiess es, es könnte möglicherweise ein in Ungarn lebender Kroat, Ivan Čaplović sein, der schon früher in deutscher Sprache ein Buch über Slavonien geschrieben hatte. Ich bin nicht im Stande die Räthselfrage zu beantworten; wenn ich mir aber auch meinerseits eine Vermuthung aufzustellen erlauben dürfte, möchte ich als Verfasser den damaligen Pastor der slovakischen lutherischen Gemeinde in Pest, Jan Kollár, nennen, den Dichter des berühmten Epos „Slawy dcera“ (die Tochter des Ruhmes) und Verfasser der oben erwähnten Abhandlung „Ueber die litterarische Wechselseitigkeit zwischen den Stämmen und Mundarten der slavischen Nation“. Kollár, ein geistvoller Mann, hochgepriesener Dichter und grosser Kanzelredner, dessen Predigten selbst Kossuth, wie er mir selbst später erzählte, regelmässig besuchte, da er damals noch vollkommen slavisch verstand, besass eine umfassende litterarische, historische und theologische Bildung, da es ihm, so wie Šafařik, als protestantischen Theologen gestattet war, auf den Universitäten Jena und Halle zu studieren, und schrieb correct deutsch, unvergleichlich besser als Čaplović.

Politisch interessanter als der Name des Verfassers der Schrift „Sollen wir Magyaren werden?“ ist der Umstand, dass ein „königlicher Büchercensor“ ihr das Imprimatur ertheilt hatte. Dieser Pater Aurelius Hoermann, Guardian des Franciscaner Klosters in Karlstadt, war aus Bayern gebürtig und ein Mann von grösserer Bildung als seine übrigen Ordensbrüder. Ich erinnere mich seiner nur, weil er mich als Kind in die Franciscanerkutte ein-

gekleidet und eingesegnet hatte. Da in Karlstadt damals nur ein grösserer und ein kleiner Kalender gedruckt wurde und gar keine Buchhandlung bestand, gab ihm sein Censorsamt wahrlich nicht viel zu thun, und man kann nicht annehmen, dass er wegen Ueberhäufung mit Censurgeschäften jene Schrift nur flüchtig gelesen und die von der Regierung den Censoren ertheilten Amts-Instructionen ausser Acht gelassen habe. Von dem Buche wurden in wenigen Monaten drei Auflagen gemacht, welche alle sein Imprimatur tragen. Dieser in der Litteraturgeschichte Kroatiens unerhörte Erfolg ist der triftigste Beweis des Aufsehens, welches es hervorgerufen hatte. In Pest soll es eine wahre Bestürzung erregt haben, und man beschuldigte die Regierung des geheimen Einverständnisses mit dem Verfasser des mit dem Imprimatur des königlichen Censors versehenen hochverrätherischen Buches. Die Regierung protestierte gegen diese Unterstellung und suchte sich dagegen durch die Absetzung des Censors und die Anordnung der Confiscation des Buches zu rechtfertigen. Pater Aurelius dürfte sich über seine Maassregelung wohl kaum betrübt haben; bis die Confiscation des Buches vorgenommen werden konnte, war auch schon die dritte Auflage vollständig vergriffen und es fanden sich beim Drucker nur zwei Exemplare vor, welche als corpus delicti an den königlich ungarischen Statthaltereirath (Regium Consilium Locumtenentiale Hungaricum) in Ofen als oberste Verwaltungsbehörde abgeliefert wurden.

Damit war für die Regierung die Angelegenheit erledigt, nicht jedoch für den von 1832 bis 1836 versammelten Reichstag, welcher durch die Einführung der magyarischen Sprache als Amtssprache in der Verwaltung,

Justiz und Schule, an Stelle der bisherigen lateinischen Staatssprache den antimagyarischen Anwandlungen der übrigen Nationalitäten Ungarns ein rasches Ende zu machen glaubte. Nur für Kroatien wurde eine — provisorische — Ausnahme gemacht und der amtliche Gebrauch der lateinischen Sprache zugelassen, auf dem Reichstage aber sollten auch die kroatischen Magnaten und Abgeordneten nur magyarisch sprechen dürfen. Diese Beschlüsse konnten nicht verfehlen, in Kroatien den übelsten Eindruck zu machen und riefen die schärfste Opposition hervor, welche in Verbindung mit den niemals ruhenden absolutistischen Velleitäten des Wiener Hofes die kroatische Bewegung von 1848 vorbereitete.

Anfangs der dreissiger Jahre studierte auf der Pester Universität ein junger Kroat, Ljudevit Gaj. Er war in dem Städtchen Krapina im Jahre 1810 geboren, und verband mit einem sympathischen Aeussern Geist, brennenden Ehrgeiz und eine unbändige Eitelkeit. Den Mangel an solidem Wissen wusste er durch wohlstudierte Zurückhaltung im Sprechen geschickt zu verbergen und gab nur tiefsinnige Orakelsprüche von sich, aus denen jeder Zuhörer heraushören konnte, was er wollte. Da er wie alle slavischen Studenten in Pest dem patriotischen Dichter und Prediger Kollár seinen Ehrfurchtstribut darbrachte, gelang es ihm das Interesse des verehrten Mannes auf sich zu lenken, und da die magyarische Hochfluth im Steigen war, mochte Kollár wohl denken, sich an Gaj einen Bundesgenossen in seinem Kampfe gegen die Magyarisierung zu erziehen.

Jurist war in Kroatien wie in Ungarn sozusagen jeder halbwegs gebildete Mann und der Titel Advocat

hatte daher nichts Imponierendes: aber der Titel eines Doctors der Philosophie, auf einer ausländischen Universität erworben, war in Kroatien etwas ganz Neues und musste seinen Träger sofort zu einem grossen Gelehrten stempeln und ihm ein ungewöhnliches Ansehen verleihen. Kollár gab dem jungen Gaj die Wege dazu an und dieser promovierte in Leipzig mit einer sprachwissenschaftlichen Dissertation. Als Gaj nach Kroatien zurückkehrte, wurde er sofort als grosser Gelehrter angestaunt: es hiess, er sollte eine Geschichte Kroatiens, eventuell aller Südslaven, schreiben. In der That sagte Gaj seinen Bekannten, dass er damit beschäftigt sei; mir ist niemals bekannt geworden, dass irgend Jemand auch nur ein Blatt des erwarteten Meisterwerkes gesehen oder gelesen hätte. Das Bekanntwerden seiner Absicht genügte, viele Besitzer historischer Manuscripte und Werke über Kroatien, Dalmatien, Serbien, Ungarn u. s. w. zu bestimmen, ihm dieselben als historisches Material theils leihweise zu schicken, theils zu schenken, und Gaj gelangte auf diese Art zum Besitz einer Bibliothek von 3000 bis 4000 Bänden, welche seinem Studierzimmer das nothwendige Cachet einer solchen Räumlichkeit gab. Patriotisch gesinnte junge Männer boten dem künftigen Geschichtsschreiber ihres Vaterlandes freiwillig und selbstlos ihre Mitwirkung an; Gaj lehnte jedoch dankend ihr patriotisches Anerbieten ab und benützte die Gelegenheit, jene jungen Männer gleichsam ohne jede interessierte Absicht sich zu Freunden zu machen. Sie waren entzückt von dem grossen jungen Gelehrten, der sie als Schüler und doch zugleich als Freunde behandelte, und viele derselben blieben ihm auch dann noch treu, als der Nimbus Gaj's längst erloschen war.

Ich habe schon früher erzählt, dass es in Kroatien eine deutsch geschriebene „Agramer Zeitung“ gab. Ob nun, wie Gaj stets behauptete, der Gedanke seinem Kopfe entsprossen, oder aber, wie man in Pest vermuthete, in den Kreisen der Wiener Regierung ausgeheckt worden war, wird wohl schwerlich jemals mit voller Bestimmtheit festzustellen sein; aber Gaj sprach die Absicht aus, eine Zeitung in kroatischer Sprache zu gründen und erwarb sich dadurch das Recht, für den Urheber des Gedankens angesehen zu werden, der namentlich von der patriotisch gesinnten Jugend und von dem jüngeren Klerus mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Eine kroatische Zeitung war das Ei des Columbus. Um die Idee ins Leben zu führen, waren aber zwei Dinge erforderlich: an eines, die Geldmittel, dachte Niemand, und wenn ja Jemand daran dachte, war er überzeugt, dass die patriotische Zeitung von der ersten Nummer an so viele Abonnenten finden werde, um sich überreichlich zu rentieren. Das zweite war die Concession, welche der „königlich ungarische Statthaltereirath“ in Ofen zu ertheilen hatte. Viele zweifelten, ob Gaj die Concession erhalten werde, aber er beruhigte sie, dass er seiner Sache gewiss sei. Die lange erwartete Concession schien nicht kommen zu wollen. Endlich kam der Bescheid, der sie verweigerte. Gaj ging nach Wien und stellte sich dem östreichischen Minister des Innern oder, wie es damals hiess, dem „Präsidenten der allgemeinen Hofkanzlei“, Grafen Jan Kolowrat, vor, an den er sich von Kollár eine Empfehlung verschafft hatte. Graf Kolowrat war, soweit es ein damaliger Bureaukrat sein durfte, ein warmer slavischer Patriot und nahm die Idee Gaj's bei-

fällig auf, aber die Concession hing ja nicht von ihm, sondern von der Pester Regierung ab, auf welche er keinen Einfluss hatte. Er rieth Gaj, sich an den Staatskanzler, Fürsten Metternich, zu wenden und gab ihm an diesen ein Empfehlungsschreiben. Fürst Metternich empfing Gaj in langer Audienz, über deren Verlauf Gaj selbst seinen Intimsten gegenüber ein diplomatisches Stillschweigen bewahrte. Man erfuhr nur, dass der Fürst den künftigen Journalisten mit grosser Freundlichkeit aufnahm und ihm die Unterstützung seines Einflusses versprach; man kann es sich aber denken, dass der welterfahrene Diplomat den jungen Dr. Gaj für ein wünschenswerthes Werkzeug seiner Politik Ungarn gegenüber erkannte. Ausser Metternich wurde auch Erzherzog Franz Karl (der Vater des Kaisers Franz Joseph), der damals zur Ausfüllung seiner freien Zeit čechisch und kroatisch lernte, für Gaj's Angelegenheit interessiert. Gaj reichte ein neues Concessionsgesuch bei der ungarischen Regierung in Pest ein, und er erhielt, wie bei so mächtiger Protection zu erwarten war, die erbetene Concession. Alle kroatischen Patrioten waren deshalb der Wiener Regierung zu Danke verpflichtet, denn ohne ihre Pression wäre in Pest die Concession unerreicht geblieben.

Die neue Zeitung erschien im Jahre 1834 unter dem Titel „Horvatszke Narodne Novine“ (Kroatische National-Zeitung) in kroatischem Provinzialdialekt und mit der damals üblichen, der magyarischen nachgebildeten Orthographie. Ich muss dies besonders betonen, weil in Oestreich die slavische Frage und die slavische Politik wesentlich eine philologische Dialekt- und Orthographiefrage sind, und ich noch oft davon zu sprechen haben

werde. Die Zeitung erschien selbstverständlich unter Censur und ihr Programm war verständig und gemässigt: Die Rechte und die Interessen Kroatiens und seines Volkes innerhalb der Grenzen des Gesetzes zu vertreten und zu wahren. Die Pester Regierung sah dem Agramer Censor scharf auf die Finger, und da man in Kroatien wusste, dass ungeachtet der Censnr über der Zeitnng ein Damoklesschwert an einem Haare hing, befleissigten sich ihre Mitarbeiter der grössten möglichen Vorsicht.

Gegen die phänomenal alberne deutsche „Agramer Zeitung“ gehalten, waren die „Narodne Novine“ selbst in ihrer Kindheit ein ausgezeichnetes Blatt zu nennen, obwohl die patriotische Rhetorik darin eine grössere Rolle spielte als die Politik. Während die beiden Redacteure der „Agramer Zeitung“ verächtlich „Zeitungsschreiber“ genannt wurden, hiess Gaj, der nominelle Redacteur der „Narodne Novine“, ein Gelehrter und der Name „Urednik“ (Redacteur) wurde ein Ehrenname; man las die Zeitung mit Ehrfurcht und bewunderte den Mann, der sie schrieb, denn das Publiknm meinte, Gaj allein schriebe sie vom ersten bis zum letzten Worte. Und Gaj wusste sie in diesem Glauben zu erhalten.

Beim Beginn des Blattes schrieb er allerdings, aber bald schuf er sich unter den aufrichtigen selbstlosen Patrioten, die ihm ihre Mithilfe bei seinen angeblichen geschichtlichen Forschungen angeboten hatten, einen trenen opferwilligen Generalstab der Redaction, von dessen Existenz das Publiknm keine Ahnung hatte, weil keiner dieser jungen Männer, auf denen die ganze redactionelle Last des Blattes lag, sich vordrängte, noch seine Mitarbeit eingestand. Ich glaube, dass selbst bei der

„Times“ das Redactionsgeheimniss nicht strenger bewahrt werden kann, als dies bei den „Narodne Novine“ geschah. Erst nach Jahren erfuhr man die Namen der Männer, welche das Blatt vom Anfange an geschrieben hatten, und neidlos Gaj die Ehre überliessen, welche ihnen gebührt hätte. Sie hiessen: Dr. Užarević, Dragutin Rakovac, Ljudevit Vukotinović, Stanko Vraz, Pavao Stoos, Dragutin Seljan, Vekoslav Babukić, Anton Mažuranić, Anton Nemčić, Mato Topalović, und, der bedeutendste von allen, Ivan Mažuranić, der grösste moderne kroatische Dichter, welcher 1860 kroatischer Hofkanzler und später Ban von Kroatien wurde. Die meisten von ihnen sind später meine Freunde geworden; alle sind mir ins Grab vorangegangen; mehre von ihnen haben als Dichter und Schriftsteller ehrenvollen Ruf erlangt.

Der Patriotismus dieser jungen Männer, deren noch keiner dreissig Jahre alt war, ging bis zum überschwänglichsten Enthusiasmus: das Vaterland war ihr Gott und Gaj dessen Prophet, ein neuer Messias. Er war ihnen weder an Geist noch an Wissen überlegen, welches, wie anders nicht möglich, ein überaus bescheidenes war; aber er besass eine starke Willenskraft, die ihnen fehlte, und unterjochte sie dadurch, dass er ihnen den Gedanken beibrachte, dass er unter dem Einfluss einer höheren Macht zum Wohle des Vaterlandes handle und ungeachtet aller wirklichen oder imaginären Hindernisse dessen ehemalige Freiheit und Unabhängigkeit wieder herstellen werde. Durch wessen Hilfe und Mitwirkung dies geschehen würde, bewahrte er als unverbrüchliches Geheimniss, welches Niemand ergründen dürfe, wenn nicht der ganze Plan und alle darauf verwendete Mühe ver-

geblich bleiben sollten. Und seine Berechnnng war völlig richtig; ihr Patriotismns und ihr Vertrauen auf ihn waren so felsenfest, dass sie seinen Mysticismus für ein unverbrüchliches Gebot der verwickelten politischen Lage hielten und es sich versagten, in das Geheimniss, in welches er sich hüllte, eindringen zn wollen. Wenn sie nnter sich waren, riethen sie wohl anf die geheime Unterstütznng Russlands oder der Wiener Regierung; aber die russischen Gelehrten, welche damals die südslavischen Länder bereisten, Pogodin nnd Sreznjewskij an der Spitze, zerstörten mit ranher Hand die Vermuthung, dass Gaj nnter der Protection und Inspiration der russischen Regierung handeln dürfte: Russland interessiere sich wohl für die der türkischen Herrschaft unterworfenen Slaven, sehe aber die von Šafařik und Kollár ausgegangene litterarische Bewegung unter den östreichischen Slaven als eine revolutionäre an und verlange unter der Hand von der Wiener Regierung, dieselbe aufmerksam zu verfolgen nnd energisch zu unterdrücken, bevor sie an Intensität gewinne. Die kroatischen Patrioten sollten sich ja nicht vorspiegeln lassen, dass sie auf irgend welche politische oder materielle Hilfe oder Unterstützung Russlands rechnen könnten, wenn sie sich nicht ins Unglück stürzen wollten; Graf Nesselrode sei, wenn nicht noch schlimmer, wenigstens so schlimm als Fürst Metternich.

Das Gaukelspiel Gaj's von seiner mächtigen Protection durch eine grosse geheimnissvolle Macht konnte sich also nur auf die Wiener Regierung beziehen, welche natürlich in Pest jeden Argwohn von sich dadurch abzulenken snchte, dass sie dort insgeheim andenten liess, dass, wenn irgend jemand, das böse treulose Russland nnter den



Čechen, Slovaken, Serben und Kroaten wühlen dürfte. In Pest war man naiv genug, diesen Wiener Andeutungen Glauben zu schenken und Gaj für einen geheimen Agenten Russlands anzusehen. Diese Vermuthung ist absolut falsch gewesen; Gaj hatte niemals irgend welche directe oder indirecte Verbindungen mit der russischen Regierung gehabt, noch jemals von ihr Geldunterstützungen bekommen, denn in Petersburg wusste man ganz gut, dass Gaj, bewusst oder unbewusst, im Interesse der Wiener Regierung wirkte. Als Gaj sich in Wien über die von Pest aus gegen ihn ausgehenden Verdächtigungen beschwerte, wurde ihm vom Kaiser Ferdinand „in Anerkennung seiner litterarischen Verdienste“ ein kostbarer Diamantenring verliehen, welchen ihm der Ban, Baron Vlašić, mit der Bemerkung übergab, dass er nicht wisse, für welche litterarische Verdienste Gaj ihn bekommen habe.

Die auf dem ungarischen Reichstage von 1832 — 1836 siegreich durchdringende Tendenz, den völkerreichen ungarischen Staat zu einem magyarischen Nationalstaat umzugestalten, hatte die verhängnissvolle Kehrseite, dass sie die Deutschen, Slaven und Rumänen vor das Dilemma stellte, entweder ihre Nationalität oder die politische Freiheit preiszugeben. Wollten sie, wie Kossuth und Graf Stephan Széchenyi forderten, die verfassungsmässige Freiheit Ungarns gegen die absolutistischen Ränke und Uebergriffe des Wiener Hofes sicherstellen, so arbeiteten sie in die Hände der Magyaren, welche die ungarische politische Nationalität für sich monopolisirten und die übrigen ethnischen Nationalitäten in ihrer magyarischen Staatsidee zu absorbieren strebten. Wollten sie aber ihre ethnische Nationalität gegen die Magyarisierung sicherstellen, so

waren sie genöthigt, die politisch liberalen Bestrebungen der Magyaren zu bekämpfen und das unnatürliche Bündniss mit der Wiener Regierung anzustreben. In beiden Fällen mussten sie in eine falsche Stellung gerathen.

Da man aus diesem Dilemma nicht herauskommen konnte, glaubten die kroatischen Patrioten, dass vor allem die ethnische Nationalität gerettet werden müsse und dass, wenn diese einmal gegen jeden Uebergriff gesichert wäre, die politische Freiheit sich im Bunde mit den Magyaren mit geringeren Opfern werde erringen lassen. So wurden die Kroaten, obgleich sie politisch so liberal waren, wie die Anhänger Kossuth's unter den Magyaren, doch deren Gegner und die unfreiwilligen Bundesgenossen der politisch conservativen Partei, welche von der Wiener Politik inspirirt und gegängelt wurde. Da man aber dieser gegenüber Misstrauen hegte, wollten die Kroaten ihr zeigen, dass sie mächtiger seien, als diese meinte. Das kleine Kroatien war nicht darnach angethan, ihr zu imponieren; anders wäre es, wenn es ihr zeigen könnte, dass alle Südslaven die unter östreichischer und unter türkischer Herrschaft standen, mit den nationalen Bestrebungen der Kroaten solidarisch verbunden sind. Hierzu war es namentlich nothwendig die Serben zu gewinnen, welche, obgleich mit den Kroaten Ein Volk, dennoch durch die orientalische Kirche und vielhundertjährige Culturentwickelung von den katholischen Kroaten überall, mit Ausnahme der alten Republik Dubrovnik (Ragusa), getrennt waren. So wie nun den Kroaten nicht zugemuthet werden konnte, ihren historischen Namen und ihre durch den Katholicismus vermittelte Anlehnung an den Occident zu verleugnen und sich Serben zu nennen, eben so wenig

konnte man von den Serben verlangen, auf ihren Namen zu verzichten und sich Kroaten zu nennen. Desshalb suchte man einen neuen idealen Namen, unter welchem Kroaten und Serben als eine nationale Einheit begriffen werden sollten, und glaubte diesen Namen in der Benennung „Illyrier“ gefunden zu haben, der schon früher ab und zu in der Bezeichnung der Balkanhalbinsel als „illyrischer“ Halbinsel, und jüngst noch von Napoleon gebraucht wurde und allenfalls eine geographische, nicht aber eine ethnographische Bedeutung haben konnte, wie denn auch Oestreich nach den Napoleonischen Kriegen seinen Herzogthümern Krain und Kärnten den Namen eines „Königreichs Illyrien“ beigelegt hatte. Welcher von den kroatischen Patrioten auf den unglücklichen Namen „Illyrier“ als Sammelnamen für Kroaten, Serben, Slovenen und Bulgaren verfallen war, konnte niemals festgestellt werden; Gaj nahm diese zweifelhafte Ehre als Ruhmestitel für sich in Anspruch. Seine Zeitung nahm den Titel „Ilirske Narodne Novine“ an, vertauschte den Provinzialdialekt, in welchem sie bis dahin geschrieben war, mit der Schriftsprache der alten regusaner Litteratur, und wollte dadurch die sprachliche Einheit zwischen Kroaten und Serben documentieren.

Der Missgriff dieser Abstraction des Collectivnamens, die ausserhalb des Kreises der Agramer Patrioten von niemandem verstanden wurde, machte sich bald in verhängnissvoller Weise fühlbar. Während bis dahin ihre litterarischen Bestrebungen überall im Lande und bei den Serben einstimmigen Beifall und Aufmunterung gefunden hatten, brachte der unglückselige erfundene Name, der die Einigkeit aller Südslaven bezeichnen sollte, sofort

den tiefsten Zwiespalt zwischen Kroaten und Serben und zwischen den Kroaten unter sich hervor: weder die einen noch die anderen wollten sich ihren alten historischen Namen von den „Ilirske Narodne Novine“ wegdocieren lassen, obgleich diese zu demonstrieren unternahmen, dass Alexander der Grosse und Georg Castriota (Skenderbeg), Kaiser Diocletian und der heilige Hieronymus echte „Illyrier“ waren. Das Schlimmste aber war, dass die Worte „Illyrier“ und „illyrisch“ politische Parteinamen wurden und dass man den „Illyriern“ in Kroatien selbst, in Ungarn und in Wien ungerechtesterweise die absurdesten und grotteskesten politischen Tendenzen unterstellte und ihr ehrliches Streben verdächtigte. Es begann sich in Kroatien alsbald unter der Fahne des „alten Kroatenthums“ eine Gegenpartei zu bilden, welche, da die „Illyrier“ nach Wien gravitierten, sich auf das engste den Magyaren anschloss und desshalb den Namen „Madjaroni“ (absichtliche Corruption des Wortes Magyaromanen) erhielt. Die nothwendige Folge dieses inneren unversöhnlichen Widerspruches war eine heillose Begriffsverwirrung, aus welcher naturnothwendig ein politisches Chaos hervorgehen musste. Der sich immer mehr verbitternde Kampf dieser beiden Parteien füllt die ganze innere Geschichte Kroatiens bis zum Jahre 1848 aus, und diese war so traurig, dass ich vorziehe, über sie zu schweigen.

Abgesehen von dieser beklagenswerthen Verirrung musste man den in den „Ilirske Narodne Novine“ vorgenommenen Wechsel in der Sprache und Orthographie als einen ausserordentlich folgenreichen Fortschritt mit grösster Freude begrüssen, denn von da ab datiert die Wiederbelebung der kroatischen nationalen Litteratur.

In Ragusa war im 16. Jahrhundert unter dem Einflusse der italienischen eine nationale slavische Litteratur entstanden, deren Blüthe ins 17. Jahrhundert fällt. Sie war wesentlich poetisch; die Sprache wollte sich durch grösseren Reichthnm an grammatischen Formen von den einfacheren der serbischen Volkspoesie absichtlich unterscheiden. In Kroatien war die Ragusaner Litteratur entweder nnbekannt geblieben oder vergessen worden. Dasselbe ist von der sich der kyrillischen Schrift (ćirilica) bedienenden serbischen Litteratur zu sagen, welche wegen der Marotte ihrer Schriftsteller, die Volkssprache zu verachten und die alte kirchenslavische Sprache (slavenosrbski jezik) für die einzige der Litteratur würdige Sprache zu halten, dem Volke nur halbverständlich und damit keiner Entwickelung fähig war. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts wagte ein geistvoller und gebildeter Mönch des Klosters Ravanica in Syrmien, Dositej Obradović, zuerst in der lebenden serbischen Volkssprache zn schreiben und der unvergleichliche Vuk Stefanović Karadžić verschaffte ihr in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts dnrch seine sprachwissenschaftlichen Werke und durch seine Sammlung von Volksliedern, Volksmärchen und Sprichwörtern den endgiltigen Sieg über das bizarre Vorurtheil, dass die lebende Volkssprache nicht auch Litteratursprache sein dürfe.

In Kroatien war es wenigstens in der einen Hinsicht besser, dass man Gebetbücher und ein kirchliches Cantionale sowie Kalender in der Volkssprache besass. Das einzige mir in früherer Jugend bekannt gewordene kroatische Litteraturerzeugniss war ein alljährlich in Agram erscheinender kleiner Volkskalender, welcher „Šoštar“

geheissen wurde, im astronomischen Theil kleine Heiligenfiguren und Wetterprophezeihungen und einen Anhang in Knittelversen enthielt, in welchem der Herausgeber, Tomaš Mikloušić, Pfarrer in Stenjevec nächst Agram, in harmloser, hausbackener, bisweilen sehr witziger Satire die Modethorheiten des Vorjahres zu geisseln pflegte. Bis Gaj's Auftreten war Pfarrer Mikloušić, meines Wissens der einzige nationale „Schriftsteller" in Kroatien und sein „Šoštar" wurde alljährlich wie ein litterarisches Ereigniss erwartet; seit dem Erscheinen der „Narodne Novine" ging der Name des „nationalen Schriftstellers" *κατ᾽ ἐξοχὴν* auf Gaj über, da, wie gesagt, das Publicum fest glaubte, dass er allein alles schreibe, was es in der Zeitung las.

Die oben genannten jungen Männer, die aus selbstlosem Patriotismus und unentgeltlich für die Zeitung schrieben, begannen sich frühzeitig mit der alten Ragusaner Litteratur zu beschäftigen und deren sehr ausgebildete Sprache zu studieren, und brachten es bald dahin, sie correct zu schreiben. Aber die ungelenke Orthographie der Ragusaner Schriftsteller war eben so compliciert wie die der magyarischen nachgebildete, deren man sich in Kroatien bediente. Schon in Ragusa dachte man an eine logischere Vereinfachung der Orthographie und in einem Gebetbuch, welches den Titel hatte „Duh Kršćanski" (Christlicher Geist), wurde 1578 ein solcher Versuch nicht ohne Geschick consequent durchgeführt. Ob nun dieses Gebetbuch oder, was wahrscheinlicher ist, die von den Čechen angenommene neue Orthographie mit diakritischen Zeichen auf den lateinischen Consonanten, für welche in der kyrillischen Schrift eigene Lautzeichen vor-

handen sind, den Anstoss zur Aufstellung einer neuen, einfachen, logischen, auf etymologischer Grundlage beruhenden Orthographie der kroatischen Sprache gab, ist nicht festzustellen, da Gaj dabei verharrte, dass ihm der erste Gedanke dazu aus dem „Duh Kršćanski“ kam; es genügt zu sagen, dass diese neue „illyrische“ Orthographie ein grosser Fortschritt war und von allen gebildeten Slaven mit anerkennender Zustimmung begrüsst wurde. Nur die kroatischen Madjaronen machten sofort gegen die schöne reine Sprache und gegen die einfache verständige Orthographie mit derselben Erbitterung Opposition, wie es die Serben gegen die Anwendung der serbischen Volkssprache in der Litteratur durch Dositej Obradović und Vuk Karadžić gemacht hatten: die Neuerung war in ihren Augen ein Verrath an der Nation und am Vaterlande, nicht nur die Namen „Illyrier“ und „illyrisch“, sondern auch die schöne serbisch-kroatische Sprache und die gute neue Orthographie wurden Losungsworte in dem politischen Parteikampfe, der nun in Kroatien zu toben anfing und jeden Fortschritt hinderte.

Die „Illyrier“ — ich will, obgleich Gegner dieses Namens, die kroatischen Patrioten so nennen, weil sie es selber thaten — begannen ausser den „Narodne Novine“ und deren litterarischem Beiblatt „Danica“ (Morgenstern) auch Bücher zu schreiben: lyrische Gedichte, patriotische Dramen und Novellen. Ihre patriotischen Lieder wurden von zwei talentvollen Musikern, Livadić und Lisinski, componiert und mit Enthusiasmus aufgenommen und in geselligen Kreisen und bei öffentlichen Aufzügen gesungen: einige dieser einfach melodiösen Strophenlieder schienen eine neue kroatische „Marseillaise“

werden zu sollen und es wurde von Pest aus verboten sie öffentlich zu singen und zu spielen. Der litterarische Werth dieses jungen Schriftthums stand entschieden unter ihrer patriotischen Tendenz, aber es zeigte sich darin ein warmes Streben nach Bildung bei sichtlichem Mangel an solider Grundlage. Als entschiedenes Verdienst muss das aufgekommene Studium der übrigen slavischen Sprachen und Litteraturen anerkannt werden, welche bis dahin in Kroatien gänzlich unbekannt waren und welche man sich jetzt anzueignen und nachzuahmen suchte. Die gebildeteren Klassen nahmen, was auch den Magyaren zu ihrem Lobe nachgesagt sei, jedes kroatische Buch dankbar auf, wie wenn es ein litterarisches Meisterwerk wäre und die jungen Schriftsteller wurden mit wohlgemeintem aber unkritischem Lob ermuntert, verhätschelt und verdorben.

Eigenthümlich ist, dass die Madjaronen — auch diesen Namen gebrauche ich ohne jede gehässige Bedeutung — dieser jungen „illyrischen“ Litteratur, deren vogue sie doch kannten, keine specifisch „kroatische“ entgegenzustellen versuchten. Es ist eine bedeutungsvolle Thatsache, dass keiner dieser kroatischen Madjaronen jemals ein Buch, ja nicht einmal eine Broschüre geschrieben hat. Ich will nicht entscheiden, ob der Grund dieser Indolenz eine geheime Feindseligkeit gegen litterarische Bildung oder aber aristokratischer Dünkel war, der jede Gemeinschaft mit dem bürgerlichen „Federvieh“ vermeiden wollte; denn die Madjaronen recrutierten sich unter dem hohen und dem niederen Adel, während die Illyrier beinahe durchgehends aus bäuerlichen und bürgerlichen Kreisen stammten und desshalb von jenen als Plebejer angesehen wurden. Nur zwei Aristokraten vom

ältesten Landesadel schlossen sich den Illyriern an: der schon früher erwähnte Graf Janko Drašković, der ein Mann von höherer Bildung war, und Graf Jurica Oršić, der zu den reichsten Grossgrundbesitzern in Kroatien zählte. Der gesammte übrige Hochadel war magyaronisch gleich den sogenannten „Viertelmagnaten“, unter welchem Sobriquet man diejenigen verstand, deren Väter zum Kleinadel, die Mütter aber zur hohen Aristokratie gehörten, oder deren Väter die höchsten Staatsämter im Lande begleiteten. Diese „Viertelmagnaten“ gebärdeten sich, wie wenn sie dem höchsten Landesadel angehörten und da sie sich eine sociale Stellung anmaassten, auf welche sie kein Recht hatten, waren sie der Gegenstand der bittersten Spöttereien. Ich kannte unter den kroatischen Madjaronen einige Männer von höherer Bildung und liberalster Gesinnung, aber sie bildeten nur lobenswerthe Ausnahmen, denn das Gros der Partei bestand aus braven aber völlig bildungslosen Leuten, die man in Italien Analfabeti genannt haben würde.

Während die Madjaronen ihre Vorherrschaft in den Comitatscongregationen mit Hilfe des zahlreichen bildungslosen Bauernadels behaupteten, suchten die Illyrier die Geistlichkeit, die Studenten und die Bürgerschaft in den Städten an sich zu ziehen und organisierten eine erfolgreiche Propaganda für ihre litterarischen und politischen Bestrebungen. Diese bürgerlichen Elemente wurden im Gegensatze zum Adel „Litteraten“ genannt, obgleich sich nur die wenigsten mit litterarischen Studien beschäftigten. Diese „Litteraten“ bildeten aber immerhin eine culturfreundliche Elite und leisteten aus warmem Patriotismus der Partei die erspriesslichsten Dienste. Sie erkannten

den Werth des Vereinswesens. Zunächst gründeten die Illyrier nach dem Vorbilde der Čechen in allen Städten Lesevereine (čitaonica) als Sammelplatz der Gesinnungsgenossen, zur Lectüre patriotischer Zeitungen und Bücher und zur Discussion politischer Tagesfragen. Ein zweiter, jedoch ausschliesslich litterarischer Verein war die „Matica ilirska“ (Bienenkorb) zur Herausgabe hervorragender Werke der alten Ragusaner Litteratur. Da die Magyaren ein „National-Theater“ in Pest auf Landeskosten gründeten und unterhielten, zu welchen auch Kroatien beitragen musste, wollten auch die Illyrier ein National-Theater in Agram haben und eine Subvention aus Landesmitteln dafür erlangen. Sie konnten es jedoch nicht durchsetzen und mussten sich vorerst mit einer Dilettantengesellschaft begnügen, aus welcher nach einigen Jahren mehrere tüchtige Künstler hervorgingen. Der spiritus rector dieses ohne Geldmittel improvisierten kroatischen National-Theaters war ein Arzt, Dr. Dimitrije Demeter, ein vortrefflicher Mann, von beachtenswerther dichterischer Begabung und enthusiastischer Vorliebe für das Theater. Er war Intendant, artistischer Director, Regisseur und Theaterdichter in Einer Person und verstand es diese Dilettantengesellschaft zu Künstlern heranzubilden, die überall, wo sie Gastspiele gaben, mit patriotischer Begeisterung aufgenommen wurden. Weitere von den Illyriern gegründete Vereine waren eine Landwirthschaftsgesellschaft (gospodarsko družtvo), die sich bald über das ganze Land ausbreitete, ein Schützenverein (streljačko družtvo) und ein Musikverein (glasbeno družtvo), aus welchem in allen Städten locale Gesangvereine (pjevačko družtvo) hervorgingen.

Obgleich die Madjaronen sahen, wie nützlich sich dies junge Vereinswesen für die Verbreitung des geistigen nnd politischen Einflnsses der Illyrier erwies, machten sie doch, eben so wie in der Litteratur, gar keinen Versuch, diese ihre Gegner mit gleichen Waffen anf gleichem Gebiete zu bekämpfen. Der einzige Verein, den sie gegründet haben, war ein Casino, welches den Gegensatz zu der Čitaonica der Illyrier bildete und bei Comitatscongregationen nnd -Restaurationen als Heerlager der Partei diente. Es kann daher nicht Wnnder nehmen, dass die Madjaronen als Partei nach wenigen Jahren vollständig in die Defensive gedrängt wurden. Im Casino lagen ausser deutschen nur magyarische Zeitungen auf, welche niemand las, weil nur sehr wenige dieser Herren magyarisch verstanden; die „Narodne Novine“ waren grundsätzlich verpönt. Conversiert wnrde jedoch kroatisch und lateinisch und ich hörte einmal eines der Häupter der Partei über den Verfall der „lingua patria“ bitter klagen. Ich stutzte, weil mir diese Klage sonderbar vorkam und bemerkte, dass man jetzt mehr als jemals in Gesellschaften und in Cafés kroatisch spreche. Der alte Herr, welcher Rath bei der Banaltafel (Appellationsgerichtshof) war, belehrte mich, dass er von der lateinischen Sprache gesprochen habe. Ich musste mir grossen Zwang auferlegen, um das Lachen zn unterdrücken, denn dieser lateinisch sprechende Kroat war in keiner Hinsicht ein Römer und weder Caesar noch Cicero hätte ihn als seinen Landsmann anerkannt. Jedenfalls sprach er, wie die ganze ältere Generation, das Latein grammatisch richtiger als die kroatische Sprache, denn er hatte es in der Schule lernen müssen und es war die Amtssprache des Landes, wo-

gegen die kroatische Sprache in keiner Schule gelehrt wurde nnd bloss die Conversationssprache im Privatleben bildete.

Es war durchaus natürlich, dass ich mich keiner dieser beiden Parteien anschliessen konnte, obgleich ich für die Culturbestrebungen der Illyrier lebhafte Sympathie hatte; aber ihren litterarischen Leistungen gegenüber verhielt ich mich ablehnend, was in meinem ganzen Bildungsgange begründet war. Der Chauvinismus ist mir mein Leben lang fremd geblieben. Die patriotische Gesinnung der jungen kroatischen Dichter genügte mir nicht, ihre Poesien schön und gut zn finden. Mit Homer und Sophokles, mit Shakespeare und Goethe im Kopf und auf den Lippen, konnte ich an dem Lallen einer im ersten Kindesalter stehenden Litteratur kein Gefallen finden und las ihre Bücher nicht. Ich verargte es ihnen nicht, dass sie mir dies übel nahmen. „Schafft erst etwas dem „Rukopis Kraledvorský", dem „Pan Tadeusz", dem „Jevgenij Onjägin", der „Nie-boska Komedya" Gleiches," pflegte ich zn sagen, „dann werde auch ich Eure Bücher lesen." Diese Forderung war offenbar ungerecht, weil es sich um eine neugeborne Litteratur handelte, und ein Mickiewicz, ein Puškin, ein Krasiński die reife Frucht einer vorhergegangenen Blüthe vorstellen, während in Kroatien erst ein Keim vorlag. Als mein Freund Utješenović unter dem Pseudonym Ognjeslav Ostrožinski 1842 ein prächtiges Gedicht „Jeka od Balkana" (das Echo vom Balkan) geschrieben hatte, in welchem er das Elend der unter türkischer Herrschaft schmachtenden Slaven in ergreifenden Worten schilderte, freute ich mich dessen so aufrichtig, dass ich es im Original und in deutscher prosaischer Uebersetzung in

der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte. Das Gedicht machte das grösste Aufsehen und der Name Ostrožinski wurde über Nacht unter allen Slaven berühmt; seinen wirklichen Namen durfte der Dichter nicht sagen, weil er Verwaltungsoffizier in der Militärgrenze war und die vaterländische Censur seinem Gedichte das Imprimatur verweigert hatte. Und als einige Jahre später ein anderer meiner Freunde, Ivan Mažuranić, sein herrliches kleines Epos „Smrt Smail-Age Čengića" in einem kroatischen Almanach „Iskra" veröffentlicht hatte und keinen Separatabdruck desselben veranstalten wollte, habe ich es für eine litterarische Pflicht gehalten, dasselbe in zwei Ausgaben, mit lateinischer und slavischer (kyrillischer) Schrift, zu verbreiten. Diese zwei Poesien waren wirkliche Geistesthaten, an denen ich mich erfreute und welche Tausenden von Lesern Freude und Genuss gewährt haben. Ich denke, dass seither nichts Besseres in Kroatien geschrieben worden sei, obgleich die Litteratur in erfreulichem Wachsthum begriffen ist und in Linguistik und Geschichte sehr anerkennenswerthe Leistungen aufzuweisen hat.

Alle die Männer, welche die neue „illyrische" Litteratur geschaffen haben, deckt jetzt das Grab. Ihre Persönlichkeit, ihr ehrliches patriotisches Streben stellte ich weit höher als ihre Schriften. Mit den meisten von ihnen befreundet, habe ich ihnen von dieser meiner Ueberzeugung niemals ein Hehl gemacht. Zu Ljudevit Gaj dagegen bin ich niemals in ein näheres Verhältniss getreten. Nach meiner späteren Rückkehr nach Kroatien besuchten wir uns gegenseitig wieder, und obgleich er mir persönlich nicht sympathisch war, erkannte ich gern

sein grosses Verdienst um die politische und litterarische Wiedergeburt meines Vaterlandes an. Ob nun diese Absicht seinem Kopfe entsprossen oder ihm von Kollár eingegeben war: für sie eingetreten zu sein und sie, soweit es unter sehr schwierigen Verhältnissen möglich war, verwirklicht zu haben, bleibt für Gaj ein unvergänglicher Ruhmestitel, den alle seine Charakterfehler nicht beeinträchtigen können.

7.

Ich weiss es zwar nicht, denke aber, dass es allen Menschen in den Kinder- und ersten Jugendjahren ergeht wie mir: dass wir nämlich die socialen, politischen und wirthschaftlichen Zustände, in denen wir leben, als ein unabänderlich Gegebenes ansehen und deshalb gar nicht in die Versuchung kommen, nachzudenken, ob sie naturnothwendig so sein müssten und nicht auch anders sein könnten. Bevor ich die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ und die „Ilirske Narodne Novine“ zu lesen anfing, also vor dem Jahre 1839, lebte ich in dieser Hinsicht im Zustande vollkommener paradiesischer Unschuld. Dass mein Vater Grund und Boden und Haus besitze, dass unsere Unterthanen 3 bis 6 Tage in der Woche für uns unentgeltlich Feldarbeit verrichten und von dem Ertrage des von ihnen bebauten Ackers uns den neunten Theil (devetina) und des von ihnen bestellten Weinberges den zehnten Theil (desetina) dem Grundherrn abliefern mussten, sah ich als etwas Selbstverständliches an und es fiel mir gar nicht ein, nach dem Grunde dieser Verhältnisse zu forschen.

Ich lebte so ausschliesslich in meinen Büchern und in der mir durch die Lectüre erschlossenen idealen Gedankenwelt, dass ich für das Nächstliegende gar kein Interesse fassen konnte. Was ich bei Voltaire und Gibbon über das Feudalwesen bei anderen Völkern gelesen, hatte meiner Meinung nach nichts mit unseren heimathlichen Verhältnissen zu schaffen und war etwas nach Ort und Zeit gänzlich Verschiedenes, das zu keiner Vergleichung aufforderte. Anders, was ich jetzt in den Zeitungen las: ich begann mich im Lande selbst umzusehen und was sich mir bei dieser Umschau aufdrängte, erschien mir keineswegs als „die beste aller möglichen Welten“.

Nach der wie ein Axiom angesehenen Rechtsfiction gehörte in Ungarn und folglich auch in Kroatien der Grund und Boden des ganzen Staatsgebietes dem König als Eigenthum an, welcher es an den Adel als Lehen gegen die Verpflichtung zur Heerfolge im Kriege überliess. Nur der Adel konnte als Lehensträger des Königs Grund und Boden besitzen und dieser Besitz war durch das Aviticitätsrecht unsicher gemacht, weil man im Verlaufe der Jahrhunderte nicht mehr mit apodiktischer Sicherheit wissen konnte, ob nicht etwa eine dem frühesten oder früheren Besitzer verwandte Familie ein älteres Anrecht auf einen bestimmten Grundbesitz geltend zu machen im Stande wäre. Die Reichsbarone, die Obergespane, der hohe Klerus und der hohe Adel waren geborne Gesetzgeber und bildeten das Magnatenhaus des ungarischen Reichstages; der Kleinadel im Comitatsverbande sandte für jede Grafschaft je zwei Vertreter in die Deputiertenkammer, in welcher die 49 königlichen Freistädte — die vom König mit dem Privilegium der Selbstverwaltung

ausgestatteten Stadtgemeinden — je einen Abgeordneten hatten; jedoch hatten alle diese 49 Stadtvertreter zusammen nur Eine Collectivstimme, während der jeweilige Comes von Turopolje gebornes Mitglied des kroatischen Landtages und der Deputiertenkammer des ungarischen Reichstages war. In Gemässheit der „Jura Municipalia regnorum Dalmatiae, Croatiae et Slavoniae“ hatte Kroatien einen Vertreter in der Magnatentafel und zwei Abgeordnete in der Deputiertenkammer, welche von dem kroatischen Landtage gewählt wurden. Die auf dem ungarischen Reichstage zustandegekommenen und vom König sanctionierten Gesetze sollten in Kroatien nur dann Geltung und Rechtskraft haben, wenn sie die „Jura Municipalia“ nicht verletzten und auf dem kroatischen Landtag „inarticuliert“ und publiciert wurden; dieser Vorbehalt war der Ausgangspunkt aller staatsrechtlichen Streitigkeiten zwischen Ungarn und Kroatien und der Grund der Trennung der Union beider Länder im Jahre 1848. Erst nach dem Ausgleich zwischen Ungarn und Oestreich im Jahre 1867 kam 1868 auch ein Ausgleich zwischen Kroatien und Ungarn und die Wiederherstellung ihrer früheren Union auf der Grundlage der Autonomie Kroatiens in Administration, Justiz, Unterricht und Cultus zustande.

Mehr als dieses Ausmaass politischer Autonomie hatten die Illyrier niemals gefordert und wenn die Politik der Magyaren von grösserer Voraussicht und Klugheit gewesen wäre und Kroatien gewährt hätte, was sie ihm ohne jeden Nachtheil für Ungarn gewähren konnte, wäre in Kroatien niemals der Gedanke der Trennung Kroatiens von Ungarn aufgetaucht. Der beste

Beweis dessen liegt in der Thatsache, dass, seit diese Autonomie errungen war und die Illyrier dadurch befriedigt wurden, sie mit wenigen Ausnahmen unverbrüchlich an der Union mit Ungarn festhalten. Obwohl aber die Magyaren die Tendenzen der Wiener Hofpolitik kannten und deren zweideutiges Spiel in Kroatien sahen, war selbst Kossuth so verblendet, dass er im Reichstage höhnisch fragte, wo Kroatien liege. Nur zu bald sollte Ungarn es erfahren. Man kann es der Wiener Politik gar nicht verdenken, dass sie diese Verblendung der Magyaren zu ihren Zwecken ausbeutete. Sie liess es daher gern zu, dass die ungarische Hofkanzlei in Wien und der nngarische Statthaltereirath in Ofen die Illyrier bei jeder Gelegenheit verdonnerten, sie unterliess es aber niemals, den Illyriern unter der Hand die bündigsten Versicherungen ihres Wohlwollens und Schutzes gegen die Magyaren zukommen zu lassen. Wenn nun ein solches königliches Rescript den Illyriern anf den Kopf fiel und die Madjaronen in Jubel versetzte, wurden diese von den Illyriern verhöhnt, welche meinten, es besser zu wissen, dass dieses Theatergewitter nichts bedeute. Ihr Losungswort war: „Aula est pro nobis" (der — Wiener — Hof ist uns günstig gestimmt). Die unausweichliche Folge dieser doppelzüngigen Politik war aber die Erschütterung und Untergrabung der Autorität der Regierung und Misstrauen gegen ihre Politik. Selbst die Vertrauensseligsten begannen zu wanken. Ich neckte sie oft mit ihrem Trostworte „Aula est pro nobis" und mit dem Hinweise, dass der doppelköpfige Adler naturgemäss auch doppelzüngig sein müsste, da er durch zwei Schnäbel spreche.

Vor der Verfassungs-Reform von 1848, welche die

ungarische Feudalverfassung in eine repräsentative umgestaltete, lag der Schwerpunkt des gesammten Verwaltungssystems in der Autonomie der Comitate, an deren Spitze der, wo die Würde nicht erblich war, vom König ernannte Obergespan (Supremus Comes, Veliki Župan) stand. Die ihm untergeordneten zwei Vicegespane (podžupani) und die den Namen Ober- und Vicestuhlrichter und Notare führenden administrativen und zugleich richterlichen Vollzugsorgane wurden in der „Congregation" des im Comitate ansässigen Adels für je drei Jahre gewählt. Diese Wahl hiess „restauratio" und sollte von jeder Einwirkung der Regierung frei sein. Wie es aber manchmal, um nicht zu sagen, gewöhnlich dabei zuging, mag folgende Erzählung des bereits früher erwähnten Obergespans des Agramer Comitates, Nikola von Zdenčaj, beleuchten, aus dessen Munde ich sie gehört habe.

„Anfangs der dreissiger Jahre sollte," so erzählte er, „eine „Restauration" abgehalten werden. Für die wichtigste Stelle des ersten Vicegespans wurde für einen Herrn von Čegetek „korteschiert" (Wahlagitation betrieben), einen kreuzbraven Mann von geringen administrativen Fähigkeiten. Ich (Zdenčaj) konnte diese Candidatur um so weniger billigen, als der im Amte stehende erste Vicegespan Lentulaj ein höchst verständiger, rechtlicher und erfahrener Beamter war, auf welchen ich mich vollkommen verlassen konnte. Schon einige Tage vor der „Restauration" waren ganze Horden von Turopoljern nach Agram gekommen, zogen lärmend und singend von einer Kneipe zur anderen. Auf dem Hauptplatz wurden jeden Abend zwei ganze Ochsen auf dem Spiess gebraten und aus einem Dutzend grosser Weinfässer wurde Wein

verzapft. Lentulaj war am letzten Abend auf den Platz gegangen, um sich das Gelage anzusehen und kam dann zu mir: „Keine Aussicht, amice,“ sagte er zu mir, „selbst wenn ich Geld genug hätte, um zehn Ochsen braten und allen okičer Wein verzapfen zu lassen.“ Ich lachte ihm ins Gesicht und sagte: „Lass mich nur machen, Du wirst erster Vicegespan werden ohne Ochsen und ohne Wein.“

„Am nächsten Morgen war die Aula des Comitatshauses schon vor meinem Eintritt vollgepfropft. Ich setzte mich auf mein Fauteuil und halte meine Anrede die bei dem Summen einiger hundert Stimmen niemand verstand. Ich schreie „Silentium“ und candidiere die Herren von Lentulaj und Čegetek. — Alle schreien: „Wir wollen den Čegetek.“ — Ich rufe „Silentium, Lentulaj oder Čegetek?“ — Sie überschreien mich „Čegetek, Čegetek!“ — Ich rufe ein drittes Mal „Silentium, Čegetek oder Lentulaj?“ — Sie brüllen: „Čegetek, Čegetek!“ — Ich sage: „Ich höre nur den Namen Lentulaj.“ — Sie aber schrieen: „Nicht Lentulaj, sondern Čegetek.“ — Ich stehe auf und rufe: „Ich höre nur Lentulaj!“ — „Nein, nein, nicht Lentulaj, sondern Čegetek.“ — Ich proclamiere mit grösster Ruhe Herrn von Lentulaj als gewählten ersten Vicegespan. Hundert Stimmen schrien: „Das ist ein Gewaltstreich — sind wir in der Türkei? — eine Nichtswürdigkeit — wir protestieren — zu Protokoll — die Proclamation ist ungiltig.“ Ich blieb ruhig sitzen und liess sie austoben. Dann sagte ich laut zum Obernotar, die Proclamation Lentulaj's zu protocollieren. Die Schreier waren verblüfft, viele lachten, andere ballten die Fäuste gegen mich, ich

aber candidierte für die Stelle des zweiten Vicegespans die Herren von Bušić und Čegetek. Das wirkte wie ein kalter Wasserstrahl. Gewählt wurde Bušić, wohl weil sie meinten, dass ich für Čegetek sei. Es kommt bei solchen Gelegenheiten nur auf Willenskraft und Kaltblütigkeit des Obergespans an; wer diese nicht besitzt, wird bei der „Restauration" immer geschlagen werden. Das Geschrei von hundert Eseln ist nicht so viel werth als Eine Stimme eines verständigen und ehrlichen Menschen".

Nicht alle Obergespane besassen den Geist und die administrativen Fähigkeiten Zdenčaj's, keiner die Energie seines Charakters. Seine Idole waren Napoleon und Peter der Grosse; für die Wiener und Pester Staatskunst zeigte er die souveränste Verachtung. Er war ein guter kroatischer Patriot und obgleich er über die gut gemeinte aber nebelhafte Politik der „Illyrier" lachte, schloss er sich doch der Partei an, was man ihm natürlich in Pest nicht verzieh. Die übrigen fünf Obergespane waren Madjaronen, weil sie als königliche Beamte dies zu sein als eine Pflicht ansahen.

In den Augen des ungarischen und mithin auch des kroatischen Adels war die Autonomie des Comitates der Grund- und Eckstein der Freiheit des Landes. Bei höherer politischer Bildung des Adels wäre sie dies in der That gewesen, aber auf deren allgemeinem Niveau war sie ein Hemmschuh jedes socialen und wirthschaftlichen Fortschrittes geworden, so dass, wer diesen anstrebte, ihre möglichste Beschränkung wünschen musste. Obgleich dieses Streben nach Fortschritt der damaligen Regierung gewiss nicht zugetraut werden durfte, führte

sie doch einen unaufhörlichen theils stillen, theils offenen Kampf gegen die Autonomie des Comitates, welche ihrer Willkürherrschaft im Wege stand. Als einige Jahre später Graf Georg Apponyi ungarischer Hofkanzler wurde und die Comitatsautonomie zu Gunsten einer besser geregelten Verwaltung einschränken wollte, stiess er nicht nur in Ungarn, sondern auch in Kroatien auf einen passiven Widerstand der Comitate, den er ausser Stand war zu besiegen. In einer „Congregation" des Agramer Comitates sollte ein derartiges königliches Rescript publiciert werden. Ein Theil der Adelsversammlung widersetzte sich der Vorlesung des Rescripts, dessen beiläufiger Inhalt bekannt war; die Mehrheit fand es jedoch ungesetzlich, ein königliches Handschreiben uneröffnet der Hofkanzlei zurückzuschicken und gestattete dessen Eröffnung und Vorlesung. Nachdem dies geschehen war, erhob sich der Comes von Turopolje, Daniel von Josipović — ein Mann von nicht bedeutender Begabung, aber von höchst ehrenhaftem, festem Charakter, im Jahre 1849 wegen seiner Betheiligung an der ungarischen Revolution zum Tod am Galgen verurtheilt, aber zu lebenslänglicher Festungsstrafe in Kufstein „begnadigt" und im Jahre 1860 amnestiert — und rief: „Quid vult nobis praescribere iste scriba regius (der Hofkanzler Graf Apponyi)? Ad acta suum rescriptum!" Hundert Stimmen riefen: „ad acta, ad acta!" und beschlossen, das königliche Rescript ad acta zu legen, das heisst im Comitatsarchive zu begraben. Bis zum Jahre 1842 hatten bei allen „Restaurationen" im Agramer Comitate die Madjaronen gesiegt, 1842 aber drangen die Illyrier unter Führung des Grafen Albert Nugent — des ältesten

Sohnes des Feldmarschalls und jetzigen erblichen irländischen Peer's im englischen Oberhause — nach hitzigem blutigem Kampfe bei den Wahlen siegreich durch, welcher Sieg ihre Bedeutung als politische Partei ausserordentlich hob und die Folge hatte, dass sie bald auch in den übrigen Comitaten zur Herrschaft gelangten.

Da ich keine Abhandlung über das ungarische Staatsrecht zu schreiben vorhabe*), kann ich hier auf eine Darstellung des weiten Wirkungskreises der Comitate und der im Laufe der Zeit beinahe nur auf das Recht der Wahl und der Instruierung der kroatischen Abgeordneten zum ungarischen Reichstag reducierten kroatischen Landtages nicht näher eingehen und bemerke nur, dass auch die Autorität des Ban's (Vicekönigs) dieser Tendenz entsprechend immer mehr beschränkt wurde. Die Zeiten, wo ein Ban von Kroatien, Graf Tomaš Erdödy, im ungarischen Reichstage gegen ein die Autonomie Kroatiens verletzendes Gesetz protestierte und ausrief: „Regnum Regno non praescribit leges“ waren schon legendarisch geworden. Um gefügige Bane zu haben, wurden zu dieser hohen Würde nur noch Generale ernannt, welche von den „Jura Municipalia“ Kroatiens eben so wenig wussten wie von der Staatsverwaltung. War die Würde des Ban's erledigt, so war der jeweilige Bischof von Agram sein geborner Locumtenens und präsidierte als solcher dem kroatischen Landtage. Dies war zum letzten Male der Fall bei dem denkwürdigen Land-

*) Wer sich dafür interessiert, kann eine sehr ausführliche Darstellung des vormärzlichen ungarischen Verfassungs- und Verwaltungsrechtes in Prof. Virozsils „Staatsrecht des Königreichs Ungarn“, 3 Bände (Pest, 1859) finden.



tage von 1845, auf welchem unter dem Vorsitz des Bischofs Hrulik in Nachahmung des Beispiels des ungarischen Reichstages die Einführung der kroatischen Sprache in Verwaltung, Rechtspflege und Schule decretiert und der Beschluss in Voraussicht der Verweigerung der königlichen Sanction sofort als fait accompli ins Werk gesetzt wurde.

Die königlichen Freistädte (liberae regiaeque civitates), welche durch königlichen Freibrief die Rechte eines einzelnen Edelmannes, namentlich das Recht des Grundbesitzes innerhalb ihrer Gemarkung erhalten hatten, verwalteten sich durch einen selbstgewählten Magistrat, unabhängig von dem Comitate in dessen Gebiet sie liegen, und ihre Collectivpersönlichkeit galt so viel wie ein einzelner Edelmann. Im kroatischen Landtage hatte jede königliche Freistadt eine Stimme, im ungarischen Reichstage aber hatten die Abgeordneten aller 49 ungarischen und kroatischen königlichen Freistädte zusammengenommen, wie vorhin gesagt wurde, nur Eine einzige Stimme. Dies ist für die ungarischen Verfassungszustände so charakteristisch, dass es keines Commentars bedarf. Die Städte zählten also in dem feudalen Adelsstaate absolut nichts; für diesen waren Gewerbsthätigkeit und Handel so gut wie gar nicht vorhanden: dass ohne diese beiden ein Kulturleben der Nation eben so wenig möglich und denkbar sei wie ohne Ackerbau, scheint dem Adel niemals in den Sinn gekommen zu sein, da diese Zustände bis zum Jahre 1848 unverändert bestanden.

Obgleich Ungarn und Kroatien im strengsten Sinne des Wortes ein Agriculturstaat sind, mithin ohne einen zahlreichen Bauernstand nicht bestehen könnten, dachte

man bis zur Regierung der Kaiserin Maria Theresia nicht daran, die sociale Lage dieser Grundbedingung des gesammten Staatslebens zu verbessern. Man liess den Bauer in thierischer Unwissenheit aufwachsen, um ihn desto leichter ausbeuten zu können. Der Bauernstand hiess „misera contribuens plebs“ und die Meinung, die der Adel von ihm hatte, spricht sich in der Maxime aus, dass diese misera contribuens plebs „optima flens, pessima ridens“ sei. Um sie, die alle Staatslasten zu tragen hatte, gut zu erhalten, musste man sie ewig weinend erhalten. Das Verhältniss des Grundherrn zu seinem Unterthan war nicht sowohl auf Gesetzen als auf nach den verschiedenen Landschaften sehr verschiedenem Gewohnheitsrecht begründet. Der Unterthan war nicht leibeigen, aber an die Scholle gebunden und der Patrimonialgerichtsbarkeit des Grundherrn unterworfen, der ihn körperlich züchtigen, ihm Freiheitsstrafen auferlegen und, wenn er durch königliches Privilegium das „jus gladii“ besass, unter Zuziehung zweier Comitatsrichter zum Tode durch den Strang verurtheilen konnte. Der barbarische Missbrauch der Patrimonialgewalt veranlasste Kaiser Karl VI. im Jahre 1737, dieselbe hinsichtlich der Arbeitsleistungen der Unterthanen durch eine für Slavonien erlassene „Urbarialordnung“ einzuschränken und zu regeln. Da diese kein Gesetz war und nicht befolgt wurde, beantragte Maria Theresia, welche, wo die Bigotterie ihren menschlichen Gefühlen keinen Zwang auferlegte, stets wohlwollend dem Elend ihrer Unterthanen abzuhelfen bereit war, auf dem Reichstage von 1764 die Einsetzung einer Commission zur Ausarbeitung eines allgemeinen analogen Gesetzes. Dieses Urbarialgesetz wurde im Jahre

1766 publiciert, aber da es nicht auf verfassungsmässigem Wege gegeben worden war und nur als ein Provisorium galt, niemals streng durchgeführt. Es gab viele Grundherren, und ich kannte ihrer einige, welche ihre Unterthanen so behandelten wie westindische Pflanzer ihre Negersclaven, gleich als ob es kein Gesetz für sie gäbe. Vom jus primae noctis angefangen, erlaubten sie sich gegen den Bauer ungestraft jede Gewaltthat. Erst auf dem Reichstage von 1832—1836 kam ein humaneres, die Lage der Unterthanen wesentlich verbesserndes Urbarialgesetz zustande, es hatte aber eine kurze Dauer, da der epochemachende Reichstag von 1847—1848 das ganze Urbarialverhältniss gegen Entschädigung der Grundherren aufhob, die Patrimonialgerichtsbarkeit abschaffte und dem Bauer die durch ein Jahrtausend entzogenen Staatsbürgerrechte zurückgab.

Seit ich Montesquieu's „Esprit des lois“ und Delolme's „Constitution de l'Angleterre“ gelesen, kam mir die Verfassung Ungarns bei aller Aehnlichkeit mit der englischen wie eine Caricatur der letzteren vor, wie etwa ein Mensch, dessen Wachsthum im sechsten oder siebenten Jahre aufgehört hatte: Kopf, Arme und Rumpf — Königthum, Klerus und Adel — wuchsen gedeihlich fort, aber Beine und Füsse — Bürger und Bauern — verkümmerten immer mehr und waren unvermögend, die Last des Oberkörpers zu tragen und sich zu bewegen. Was aus dem Staate Ungarn und Kroatien nach einer weiteren Generation geworden wäre, wenn Kossuth's Geist und Thatkraft die Umwandlung der Feudalverfassung in eine repräsentative auf dem Reichstage von 1847—1848 nicht durchgesetzt hätte, ist schwer zu sagen, da die

Tragweite und die Folgen einer socialen Revolution, zu welcher es unfehlbar gekommen wäre, gänzlich unberechenbar sind. Dieser aber durch die Reform zuvorgekommen zu sein, bleibt ein unvergänglicher Ruhmestitel Kossuths, um dessen willen ihm viele und verhängnissvolle nationale Irrthümer und politische Fehler nachgesehen werden müssen. Die galizische Jacquerie von 1846 war im Vergleiche zu dem, was in Ungarn vorausgesehen und befürchtet werden musste, eitel Kinderspiel.

* * *

In dem unaufhörlichen Kampfe um seine politische Freiheit — und wohl auch für seine Standesvorrechte — gegen die absolutistischen Bestrebungen der Wiener Regierung waren alle übrigen Staatsinteressen vollständig in den Hintergrund gedrängt worden. Jeder klare Begriff von den wirthschaftlichen Grundlagen des socialen Gesammtlebens der Nation war, wenn er überhaupt jemals bestanden hatte, erst verdunkelt und dann verschwunden. Man verbrauchte stets mehr als man besass, verkaufte das Getreide im Halme, das ungemähte Gras auf dem Felde, den Wein auf dem Weinstock, die Pflaumen auf dem Baume zu jedem Preis und wenn all dies nicht ausreichte, machte man Schulden gegen Wucherzinsen. Es gab in Kroatien kein Creditinstitut; das einzige, welches als eine rudimentäre Hypothekenbank angesehen werden konnte, war das Agramer Domcapitel, welches das sehr grosse Vermögen des Bisthums gut verwaltete und den Grossgrundbesitzern Darlehen auf gute erste Hypothek gewährte. So bedeutend auch die Fonds des Agramer Domcapitels waren, konnten sie doch

den stets steigenden Darlehensgesuchen nicht genügen, und es konnten daher nur wenige Grundbesitzer davon profitieren. In noch beschränkterem Maasse konnten die Verwaltungen der öffentlichen Stiftungen dem Ansuchen um Hypothekendarlehen entgegenkommen. Wer an diesen zwei Quellen seinen Durst nicht löschen konnte, war erbarmungslos den Händen gewerbsmässiger Wucherer preisgegeben. Die grossen Grundbesitzer hatten zu Hause alles zum Leben Nothwendige in Hülle und Fülle, nur Geld hatten sie niemals, und so ging ihre Wirthschaft immer rascher ihrem Verfalle zu.

Graf Stephan Széchenyi war der Erste, der in seinem Werke „Ueber den Kredit" seinen Landsleuten die ökonomische Lage des Landes klar zu machen suchte, und auf dessen grossen, aber aus Unwissenheit und Geldmangel unbenützt und todt liegenden Reichthum an Naturschätzen hinwies. Er fand aber kein Verständniss dafür; irre ich nicht, so war es wieder der damals noch sehr junge Kossuth, der in seinem Journale „Pesti Hirlap" die wirthschaftlichen Fragen mit Geist und Geschick verfocht, aber insofern über das Ziel schoss, dass er, um sein Vaterland vom Auslande unabhängig zu machen, aus dem noch unentwickelten Agriculturstaate Ungarn gleichzeitig einen Industriestaat schaffen wollte und, wohl auf Anregung Friedrich List's, die erst zu erwartende nationale Industrie durch ein consequentes Protectionssystem vom Auslande unabhängig zu machen vorschlug. In diesem Sinne wurde ein ungarischer „Schutzverein" (Védegylett) gegründet, dessen Mitglieder sich zum ausschliesslichen Gebrauche in der Heimath verfertigter Industrie- und Handelsartikel verpflichteten. Anfänglich fand der „Schutzverein" vielen

Anklang; man kaufte nur was „vaterländisch“ (honi) war; aber bald sah man, dass diese „vaterländischen“ Industrieproducte eben so theuer als schlecht waren und dass man sie aus Oestreich und England unvergleichlich billiger und besser beziehen könne, und die anfängliche Begeisterung für die „vaterländische“ Industrie verflüchtigte sich gar schnell.

Nachdem man patriotische volkswirthschaftliche Luftschlösser zu bauen angefangen, wollte man auch Wege dazu anlegen; man fand es nothwendig, ein „vaterländisches“ Meer zu schaffen. Das Adriatische Meer, dessen Küstenländer von Slaven und Italienern bewohnt sind, sollte ein „magyarisches Meer“ (Magyar tengere) werden; eine Eisenbahn sollte von Semlin bis Fiume die Theiss und die Donau mit dem Meere verbinden. Dieser für Ungarn unstreitig vortheilhafte Gedanke wurde auch in Kroatien beifällig aufgenommen, wo niemand an die natürlichen Folgen der Eröffnung eines solchen Schienenweges zu denken schien. Der gesammte Export Ungarns nach der Meeresküste ging von der Donau auf der Save und Kupa zu Schiff bis Karlstadt und von da ab bis Fiume auf der von einem General, Baron Vukasović, für Rechnung einer Privatgesellschaft erbauten und von dieser vortrefflich unterhaltenen „Maria-Louisenstrasse“. Bei diesem vielfache Umladungen nothwendig machenden Wasser- und Landtransport verdienten die Kaufleute, Spediteure, Schiffer, Fuhrleute, Facchine u. s. w. in Slavonien und Kroatien viel Geld und hofften mit der Eisenbahn dabei noch mehr zu verdienen. Obgleich meine nationalökonomischen Kenntnisse weder ausgebreitet noch tief waren, schien es mir dennoch, dass Kroatien bei jener

Eisenbahn ausser der Schnelligkeit des Personentransportes nichts gewinnen würde, weil die in Semlin aufgeladenen Güter in Fiume abgeladen würden, sondern vielmehr positiv verlieren müsste, weil der Verdienst der kroatischen Spediteure, Schiffer, Frachter, Facchine u. s. w. dadurch nothwendig wegfallen würde. Datierte doch der Reichthum meines väterlichen und mütterlichen Grossvaters gerade zum grossen Theile von diesem Zwischenverkehre her! Aber die Karlstädter Kaufleute, mit denen ich davon sprach, sahen mich mit mitleidsvoller Ueberlegenheit an und meinten, dass man dergleichen Dinge nicht aus Büchern, sondern nur aus Geschäftserfahrung lernen könne. Die Eisenbahn Semlin-Fiume ist zwar noch immer nicht vollständig ausgebaut, aber der Handel von Sisek und Karlstadt ist vollständig zugrunde gerichtet. Man kann zwar von Sisek über Agram nach Karlstadt und von da nach Fiume auf der Eisenbahn schnell und namentlich, Dank dem vom Minister Baross eingeführten Zonentarif, sehr billig fahren, aber mit Ausnahme der Restaurants in den Bahnhöfen, einiger Facchine und Droschenkutscher verdient niemand Geld bei der Eisenbahn, von der man in Kroatien goldene Berge erwartet hatte.

Diesem Verhängnisse könnte Kroatien vielleicht entrinnen, wenn die Agricultur durch einen verständigeren Betrieb und durch die Möglichkeit einer billigen Geldbeschaffung ihre Production so steigern würde, dass sie nicht bloss den eigenen Bedarf decken, sondern einen beträchtlichen Ueberschuss für den Export liefern könnte, und wenn andererseits, ungeachtet des gänzlichen Fehlens der Steinkohle im Lande und des nothwendigen Kapitals,

das Aufkommen einer grösseren Industrie ermöglicht würde. Ueberdies fehlte die wichtigste Vorbedingung jedes Fortschrittes, die Volksbildung. Auf dem Reichstage von 1832—1836 wurde zwar die Gründung von Elementarschulen decretirt, aber da die wenigsten Gemeinden die erforderlichen Geldmittel beschaffen konnten, die meisten es auch nicht wollten, und da die Comitatsverwaltungen für den Volksunterricht gar kein Interesse zeigten, weil sie von der Ansicht ausgingen, dass, wenn schon der gänzlich bildungslose Bauer stets zur Rebellion gegen den Grundherrn geneigt ist, der besser unterrichtete schlechterdings intraitabel sein würde, wurde das Gesetz gar nicht ausgeführt und wenn in Comitatscongregationen das leidige Thema der Volksschulen gestreift wurde, lachten sich die versammelten Herren wie altrömische Augurn gegenseitig ins Gesicht. Die „Illyrier", welche beinahe durchgehends von bürgerlicher Herkunft waren und daher den Bauern gegenüber freundlicher gesinnt waren als die adeligen Grundherren, plaidierten unaufhörlich für die Interessen der Volksbildung, wurden aber vom Adel stets überstimmt und konnten niemals mit ihren Anträgen durchdringen. Wie die Sclavenhalter in den Vereinigten Staaten Nordamerikas ihren Negern den Schulunterricht verboten, waren die „Madjaronen" grundsätzliche Gegner des Volksunterrichtes. Eine der komischsten Scenen die man sich denken kann, spielte sich in einer Generalcongregation des Agramer Comitates ab. Die „Illyrier" bedienten sich consequent auch bei der Schreibung der Familiennamen der neuen Orthographie, von der oben die Rede war. Die Madjaronen protestierten dagegen aus Leibeskräften, wie wenn die neue Orthographie Landes-

verrath wäre. Die Illyrier stellten die Motion, dass es jedermann gestattet sein müsse, seinen Namen, wenn er es wollte, mit der neuen Orthographie zu schreiben. Die zur Sitzung zahlreich erschienenen Turopoljer Bauernedelleute stimmten unter Führung ihres Comes Daniel Josipović wie Ein Mann dagegen und der Antrag wurde daher mit grösster Stimmenmehrheit zurückgewiesen. Das Pikante an der Sache war, dass unter den 300 oder 400 Turopoljern vielleicht nnr 3 oder 4 des Lesens und Schreibens kundig waren und dass möglicherweise auch diese von Orthographie gar keine Vorstellung hatten, und dass folglich die Masse von Analfabeti den Ausschlag in einer Frage gab, zu deren Verständniss wenigstens die Kenntniss des Lesens und Schreibens die unabweislichste Vorbedingung gewesen wäre. Analfabeti entschieden also damals souverain über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der heute allgemein angenommenen Orthographie der kroatischen Sprache! Erst seit dem Jahre 1848, als in Kroatien die „Illyrier“ zur Regierungsgewalt gekommen waren, begann man in den Landgemeinden Volksschulen zu errichten, aber mit der Durchführung der allgemeinen Schulpflicht und des obligatorischen und unentgeltlichen Unterrichts scheint es auch heute noch unüberwindliche Schwierigkeiten zu haben, deren Grund gegenwärtig nicht mehr in der Gleichgiltigkeit der Landesregierung, sondern wohl nur in der schlechten wirthschaftlichen Lage der Landgemeinden zu suchen ist.

In meiner Jugendzeit, also bis in die vierziger Jahre hinein, kannte ich keinen Bauer der die Schule besucht und lesen und schreiben gelernt hätte. Mein Vater, ein überaus gutmüthiger und wohlthätiger Mann, der fremdes

Leid nicht ansehen konnte, ohne es nach Kräften lindern zu wollen, war dennoch in dem allgemeinen Vorurtheile befangen, dass die sociale und wirthschaftliche Lage des Bauers so gut war, als sie nur irgend sein konnte, und dass alle Bestrebungen, sie zu verbessern, eitel Schwindel von Leuten seien, welche den Bauer gegen den Grundherrn aufzuhetzen und zur Widersetzlichkeit zu treiben suchten, deren blutige Unterdrückung dem Bauer nur unglücklich machen müsste. Zum Beweise dieser These wies er eines Tages auf eine uralte Linde hin, welche in dem Dorfe Krašić, auf dem Wege nach unsern Weinbergen in Novaković-Gora, gefällt auf dem Boden lag und verfaulte, als Symbol der blutigen Repression eines Bauernaufstandes.

Ich hatte bis zur Mitte der dreissiger Jahre den prächtigen Riesenbaum, dessen Stamm einen Umfang von mehr als zwei Klaftern hatte, noch in voller Herrlichkeit gesehen und oft in seinem Schatten ausruhend mich während der Pfingstferien an dem Dufte seiner Blüthen gelabt. Nach einigen Jahren sah ich ihn eines Tages nicht mehr aus der Ferne in den Himmel heraufragen, sondern fand, als ich dem Vorplatze der Pfarrkirche nahe war, den riesigen Stamm entastet und entlaubt auf dem Boden liegen. Ich lief in das Pfarrhaus um von dem Pfarrer zu erfahren, was mit der herrlichen alten Linde vorgefallen sei. Der Pfarrer war nicht zu Hause, aber seine Haushälterin erzählte mir die traurige Geschichte unter Schluchzen und Thränen.

„Unsere Bauern," sagte sie, „wurden immer von der Grundherrschaft unmenschlich geschunden. Die Herrschaftsbeamten begnügten sich niemals mit dem richtigen Neuntel von Getreide und Heu und dem Zehntel von

Wein, sondern nahmen noch die Hälfte mehr in Anspruch. Die Bauern wehrten sich immer dagegen bei dem Dominialgerichte, erreichten aber nichts als den verdoppelten Hass des Grafen *** und seiner Beamten. Zu Ostern hörte man von neuen Rechten (nove pravice) sprechen, welche der Kaiser den Bauern zum Schutze gegen die Herren gegeben habe (— die königliche Proposition des auf dem Reichstage von 1832—1836 zustandegekommenen neuen Urbanialgesetzes —); am Pfingstage versammelten sich die Leute nach der Messe unter der Linde*) und verabredeten sich, kein Neuntel und kein Zehntel mehr der Herrschaft zu geben. Als die Ernte und die Mahd unter Dach gebracht war und die Herrschaftsbeamten kamen, um das Neuntel einzufordern, setzten sich die Bauern mit Schaufeln, Aexten, Sensen, Spaten, Heurechen, was sie eben bei der Hand hatten, zur Wehr gegen die Blutsauger und schlugen sie halbtodt. Die Herrschaft verlangte beim Comitate Militärassistenz gegen die Bauern. Der Herr Pfarrer suchte die Bauern zu beschwichtigen und predigte ihnen von der Kanzel, das Neuntel zu geben, bis der Kaiser sie davon befreien würde, was bisher noch nicht geschehen sei. Du weisst, wie sehr die Bauern unseren Herrn Pfarrer verehren; als er aber

*) Bei den Slaven nimmt die Linde, lipa, die gleiche Stelle ein, wie die Eiche bei den Germanen: sie ist ein heiliger Baum. Unter der Linde, pod lipom, wird berathschlagt über Gemeindeangelegenheiten. Beinahe bei jeder Pfarrkirche ist eine Linde gepflanzt, wohl als Wahrzeichen uralten Rechtes. Selbst die abgestandene Linde wird niemals gefällt. Seit 30 Jahren in Italien lebend, weiss ich nicht, ob diese Symbolik der Linde litterarisch untersucht worden sei.



diese Predigt hielt, gingen sie alle aus der Kirche heraus, liessen ihn allein darin mit den Weibern zurück und versammelten sich wieder unter der Linde. Man sagte, dass die Leute sich das Wort gaben, ihre alten Rechte (stare pravice), welche der Kaiser jetzt erneuert habe, gegen jeden Uebergriff der Herren mit Gut und Blut zu vertheidigen.

Im Laufe der Woche kamen viele, sehr viele Soldaten heranmarschiert. Als die Bauern sie erblickten, kamen ihrer 300 bis 400 mit Schaufeln, Sensen, Aexten, einige mit Flinten bewaffnet unter die Linde und erwarteten die Soldaten entschlossen zum Kampfe. Die Offiziere gingen voran mit gezogenem Säbel, einer, der zu Pferde war, fragte nach dem Ortsältesten (starešina). Dein Winzer, der alte Ive Novaković, trat aus dem Schwarm und fragte den Offizier, wozu er mit den vielen Soldaten hierher gekommen sei, die man in dem kleinen Dorfe nicht bequartieren könne. Der Offizier schien ihn nicht zu verstehen und rief den Soldaten etwas zu, was wieder unsere Leute nicht verstanden. Ein Soldat trat aus den Reihen heraus und stellte sich neben den Offizier und fragte den alten Ive, was er sagen wolle. Ive antwortete ihm, die Bauern wollten nichts als ihre vom Kaiser gegebenen Rechte gegen ihre Herren, welche sie mit Füssen treten, vertheidigen. Die Soldaten sollen, wenn sie nichts Böses im Schilde führen, ruhig nach Karlstadt zurückkehren. Der Soldat und der Offizier sprachen mit einander und der Soldat sagte zu Ive, der Hauptmann befehle, dass die Bauern sofort nach Hause gehen und sich bei Strafe von 50 Stockstreichen ruhig verhalten sollen. Zugleich befahl er dem alten Ive, die Soldaten

im Dorfe einzuquartieren und für ihre Verpflegung zu sorgen bei Strafe von 25 Stockstreichen. Als Ive diese Worte hörte, warf er seine Pfeife, welche er den ganzen Tag im Munde hat, auf die Erde und schrie auf wie ein wildes Thier: „Habt Ihr das gehört, Leute! Sind wir Räuber, um so behandelt zu werden? Geht fort, Soldaten, von hier, wo ihr nichts zu suchen habt. Mit unseren Herren werden wir allein fertig werden." Die Bauern riefen: „Fort mit den Soldaten oder wir schlagen zu!" Der Soldat, der immer neben dem Offizier stand und mit ihm sprach, sagte zu Ive, dass, wenn die Bauern nicht augenblicklich auseinander gehen, er, Ive, sofort auf die Bank gelegt und 50 Stockstreiche bekommen werde. Als die Bauern diese Drohung gegen den Greis hörten, umzingelten sie den Offizier und rissen ihn vom Pferde herunter. Er zog den Säbel und hieb auf den ihm nächststehenden Bauer los, wurde aber von anderen zu Boden geworfen. Die Soldaten gaben Feuer und 4 Bauern stürzten todt zusammen. Unsere Leute warfen sich wie rasend auf die Soldaten und erschlugen im Augenblick mit ihren Hauen, Aexten, Sensen und ihren paar Flinten einige fünf Soldaten. Der Kampf war blutig und es kamen andere zehn Bauern dabei um, darunter der brave alte Ive, dem ein Soldat mit dem Flintenkolben den Schädel zerschmettert hatte. Da die Leute gegen das Gewehrfeuer nicht aufkommen konnten, flohen sie nach allen Richtungen auseinander; die Soldaten ihnen nach, schossen auf sie wie auf Hasen und tödteten noch einige zehn. Das Knattern der Gewehre schreckte die Weiber im Dorfe auf und alle liefen der Linde zu und als sie da die Todten fanden, schrieen und weinten sie,

dass es den Himmel erbarmt hätte. Die Soldaten besetzten alle Häuser im Dorfe und Niemand durfte hinein noch heraus. Alles dies dauerte nicht länger, als ich es Dir erzähle. Als alles vorüber war, kam der Herr Vice-Stuhlrichter von Jaska zu Wagen und sah unter der Linde die Weiber bei den Todten und Verwundeten. „Warum seid Ihr nicht dagewesen, als die Soldaten kamen," schrieen ihn die entsetzten, wüthenden Weiber an, „hättet Ihr Eure Pflicht gethan, so würde dies grosse Unglück nicht geschehen sein." Er konnte kein Wort hervorbringen; die Weiber kreischten und fluchten ihm, er lief von einem Todten zum anderen und schrie ganz besinnungslos, denn er musste fühlen, dass ohne seine Nachlässigkeit und Verspätung das Unglück vielleicht doch nicht vorgefallen wäre. Dann liess er sich von einem in der Nähe der Linde liegenden verwundeten Bauer den traurigen Vorfall erzählen und fuhr ins Dorf, von wo er mit dem verwundeten commandierenden Offizier unter die Linde zurückkam. Die Leichen wurden in die Kirche geschafft und ein Express nach Jaska geschickt, um Särge für die Todten zu bestellen und einen Arzt für die Verwundeten zu holen. Und hättest Du unsern Herrn Pfarrer gesehen, der Tags vorher nach Agram gereist war und am Abend nach der Metzelei zurückkehrte! Er weinte wie ein Kind, und verfluchte den Offizier, die Soldaten und den Stuhlrichter. Als er am nächsten Morgen in die Kirche kam und die vielen Leichen erblickte, schrie er wie ein verwundetes Thier auf: „Gottes Gerechtigkeit! Wirst Du diese Morde nicht rächen?" Er wollte sogleich wieder nach Agram reisen und vom Comitat eine strenge Bestrafung der Schuldigen

fordern, denn das vergossene Blut schreie nach Rache. Aber Miko Novaković, der Bruder des ermordeten alten Ive, sagte ihm weinend: „Wer aber wird diese Unglücklichen begraben?“ Der Herr Pfarrer gab ihm Recht und blieb.

„Da es sehr heiss war, gingen die Leichen schnell in Verwesung über und Mittags war es nicht mehr möglich, in der Kirche zu verweilen; aber es waren noch keine Särge von Jaska gekommen. Der Herr Pfarrer sagte, dass die Leichen, auf Bretter gelegt, auf den Friedhof getragen und alle in einem gemeinsamen Grab bestattet werden sollten. Alle arbeitsfähigen Leute im Dorfe wurden zu der traurigen Arbeit aufgeboten. Die Soldaten, welche den Befehl hatten, Niemanden aus den Häusern zu lassen, vergassen den Befehl und liessen die Leute zur Arbeit gehen. Kein Offizier liess sich sehen, offenbar fürchteten sie die Rache des Volkes. Der Herr Pfarrer schickte nach Jaska und Karlstadt, aber kein Bote kehrte zurück. Gegen Sonnenuntergang fand das Begräbniss statt. Danke Gott, mein Kind, dass Du das nicht gehört und gesehen hast! Steine hätten weinen müssen, 27 Leichen zu sehen und das Jammergeschrei und Weinen der Männer, Weiber und Kinder zu hören! Es war schrecklich, zum wahnsinnig werden! Und wie man die Leichen neben und über einander aufschichtete, es war grässlich! Leute, die aus Slavetić, Svesvete, Draganić, Pribić gekommen waren, halfen bei der traurigen Arbeit. Der Herr Pfarrer segnete alle Todten gemeinschaftlich ein und hielt eine Predigt am Grabe. Ich kann Dir nicht erzählen, was er sagte, denn ich fühlte mich krank und verstand nichts davon, aber die Leute sagten, dass der Herr Pfarrer recht habe.

„Am Abend kam der Oberstuhlrichter mit dem Vicestuhlrichter und einigen Juratuši (Gerichts-Auscultatoren) und liess erst die Offiziere rufen, dann unsere Leute. Er schrie die Bauern an: „Ihr Lumpenhunde, recht ist Euch geschehen, schade, dass man Euch nicht Alle erschossen und erschlagen hat! Ihr sprecht von Euren Rechten? Ich werde Euch zeigen, was Eure Rechte sind! Jetzt geht alle zum T—l.“

„Am nächsten Morgen kamen einige Offiziere von Karlstadt, sprachen mit den hier gebliebenen Offizieren und mit den Stuhlrichtern; die Juratuši schrieben den ganzen Morgen und bevor sie zu uns zum Mittagessen kamen, nnterschrieben sie viele Papiere nnd wollten, dass anch der Herr Pfarrer mit unterzeichne, aber er wollte es nicht thun, obwohl ihn der Oberstuhlrichter mit gefalteten Händen darum bat. Der Oberstuhlrichter sprach mit den Offizieren und ein Offizier ging mit einem Juratuš ins Dorf und kehrte mit einigen 30 oder 40 Soldaten zurück, welche alle mit Hacken und Aexten versehen waren und sich unter der Linde aufstellten. Als ich sie so sah, stockte mir das Blut im Herzen und ich sagte zu mir selbst, dass diese Henker gewiss unseren Leuten im Dorfe alle Hacken und Aexte weggenommen haben, damit sie sich nicht wehren könnten, und nun alle erschlagen wollten. Ich rief den Herrn Pfarrer aus dem Zimmer und sagte ihm dies, er antwortete mir aber: „Nicht unsere Leute wollen sie erschlagen, sondern unsere tausendjährige Linde fällen. Der Oberstuhlrichter hat es befohlen und gesagt, diese Hunde von Bauern sollten so erfahren, wo ihre stare i nove pravice (ihre alten und neuen Rechte) begraben liegen.“ Während er mir dies

erzählte, hörte ich die ersten Axtschläge gegen die alte Linde: mir war es, wie wenn man meinen Vater oder meine Brüder todtschlüge. Ich weinte wie ein kleines Kind, tröstete mich aber, dass die Soldaten doch nicht mit dem riesigen alten Baum fertig werden könnten. Im Dorfe bewachten die Soldaten die Häuser, damit niemand herauskomme. Wenn unsere Leute geahnt hätten, dass die alte Linde gefällt wurde, würden sie sich gewiss auf die Soldaten geworfen und ein neues Blutbad angerichtet haben, aber so erfuhren sie nichts. Die Soldaten hieben auf die Linde los, aber die Arbeit ging sehr langsam. Am Abend zündeten sie mehrere Feuer an und arbeiteten die ganze Nacht. Die Stuhlrichter und die Juratuši setzten sich nach dem Abendessen mit den Offizieren zum Kartenspiel und spielten und zechten bis in die späte Nacht. Der Herr Pfarrer ging die ganze Nacht in seinem Zimmer auf und ab und seufzte, auch ich konnte nicht schlafen, weil die unaufhörlichen Axtschläge mich störten. Als der Morgen dämmerte, hörte ich ein mächtiges Getöse und Weherufe. Ich sprang zum Fenster, sah aber nichts und zog mich schnell an, um aus dem Pfarrhause zu gehen und nachzusehen. Und nun sah ich den Riesenbaum auf den Boden niedergestürzt liegen und brach in lautes Weinen aus. An der einen Seite des Stammes ragten zwei menschliche Beine und Füsse heraus; es war ein Soldat, der beim Sturze des Baumes nicht schnell genug weggesprungen und durch den riesigen Stamm zermalmt worden war. Es war unmöglich die Leiche hervorzuziehen, und man hieb ihr die Beine weg und begrub sie ohne Kopf und Leib. Vormittags reisten die Herren ab, und am Abend zogen auch die Soldaten fort.

„Als die Bauern am nächsten Tag die alte Linde auf dem Boden hingestreckt sahen, weinten und schluchzten sie zum Gotterbarmen. Am Sonntag kamen Leute aus allen Nachbardörfern zu der gefällten Linde und weinten um sie wie um einen Menschen. Miko Novaković, der sich über den Tod seines Bruders nicht beruhigen konnte, sagte den Leuten, dass einige von ihnen mit ihm nach Agram gehen sollten, um den Ban um Gerechtigkeit und Bestrafung der Mörder zu bitten. Sogleich meldeten sich sieben alte Männer und zogen am Montag zu Fuss nach Agram. Der Ban liess sie nicht vor, sondern liess ihnen sagen, dass er eine Untersuchung bereits angeordnet habe und dass sie nach Hause gehen sollten. Seither sind drei Monate verflossen, aber die Untersuchung hat noch niemand gesehen. Was liegt auch den Herren an den Bauern! Aber der Herr Pfarrer sagt immer: Die Rache wird doch einmal kommen und wird schrecklich sein“.

Ich hörte die schlichte Erzählung mit Entsetzen und tiefstem Mitleid an und um ja kein Wort zu vergessen sagte ich sie mir, während ich von Krašić nach Novaković-Gora weiterritt, vom Anfang bis zu Ende vor. Die Pfarrersköchin bereitete mir in Abwesenheit des Pfarrers, der in ein Nachbarsdorf einem Sterbenden das Abendmahl zu reichen gegangen war, einen Imbiss und fragte mich während ich ass, wie es möglich sei, dass ich in Karlstadt von dem grässlichen Gemetzel nichts gehört haben sollte. In der That erzählte man sich in der Stadt nur, dass in Krašić Bauernunruhen vorgefallen seien, bei denen es drei oder vier Todte gegeben habe. Da solche Bauernunruhen namentlich wegen der Waldservituten häufig vorkamen, legte man auch diesen keine Bedeutung bei. Die

Comitats- und die Militärbehörden hatten Grund, den Vorfall zu vertuschen, die „Agramer Zeitung“ durfte keine Nachricht davon geben und so erfuhr man die Wahrheit nicht. Selbstverständlich wurde keine Untersuchung angeordnet und folglich auch niemand zur Verantwortung gezogen. Die brave Pfarrersköchin hatte recht: Was liegt den Herren an den Bauern! Nur der kolossale vermodernde Baumstamm blieb lange Jahre hindurch als Zeuge der Gräuel jenes Unglückstages: kein Bauer hätte auch nur einen Spahn von dem heiligen Baume abgehauen, aus dessen Wurzeln ein neuer Stamm hervorspross.

Ich begriff nun den grimmigen Hass des Bauers gegen jeden „Herrn“, das heisst jeden Menschen, der nicht Bauernkleidung trägt, und erinnerte mich eines mir unerklärlichen Wortes bei einem kleinen Vorfall aus meiner Kindheit. In unmittelbarer Nachbarschaft unserer Curia in Vodostaje stand das Haus eines Bauers Mejašić, der jedoch nicht unser Unterthan war. Der Hausvater, Janko Mejašić, war ein schöner alter Mann von sehr dunklem Teint und mit einem buschigen schwarzen Schnurbart und hartem finsterem Gesichtsausdruck. Die Bauern gaben ihm den Spitznamen Koljo (Mörder) weil er bei einem Grenzstreite einen Todtschlag begangen und eine zehnjährige Kerkerstrafe abgebüsst hatte, und er lebte von Allen gemieden mit seinem Sohn und dessen Frau in vollständigster Isolierung. Meinen Eltern war Koljo unheimlich und meine Mutter wollte nicht, dass ich mit ihm spreche. Aber Koljo schien Sympathie für mich zu haben und wenn ich mit unserem Fährmann Jovo am Kupaufer schwatzte, kam Koljo zu uns, streichelte meine

Locken und küsste mich. Ich bemerkte, dass sein Gesicht sich dabei erheiterte und einen gutmüthigen Ausdruck annahm, und ich gewann den Mann lieb. Wenn meine Mutter mich schalt, dass ich mit Koljo gesprochen habe, antwortete ich, warum ich nicht mit ihm sprechen sollte, da er mit mir freundlich sei und mich lieb habe. Einmal bekam er einen Streit mit unserem Špan (Arbeiteraufseher) und zog ein grosses Messer aus der Tasche. Der Špan lief ins Haus und holte sich eine Jagdflinte. Koljo stürzte auf ihn zu mit gezücktem Messer, ich aber lief ihm entgegen und umfasste seine Beine und rief voll Angst: „Lieber Koljo, ich bitte Dich, erstich den Špan nicht!“ Meine Naivetät entwaffnete seinen Zorn; er steckte das Messer ein und sagte dem Špan: „diesmal hat Dich dieses Kind gerettet, aber hüte Dich, ein zweites Mal mit mir anzubinden.“ Er hob mich auf seine Arme, küsste mich ab und sagte zu mir: „Welch ein Unglück, dass Du ein Herrenkind bist, Du lieber guter Junge!“ Mir kam es vor als ob er weinte und trotz meiner Angst vor ihm, küsste ich ihn, denn es that mir immer leid jemanden weinen zu sehen. Zu Hause fragte ich meine Mutter, warum es ein Unglück wäre, ein Herrenkind zu sein, und sie antwortete mir, dass es vielmehr ein Unglück sei, ein Bauernkind zu sein. Natürlich glaubte ich meiner Mutter mehr, als dem alten Koljo, aber ich vergass seine Worte nicht und glaubte nach der Metzelei in Krašić in dem Hasse des Bauers gegen den Herrn die Lösung des Räthsels gefunden zu haben.

Seit dem Gemetzel in Krašić schauderte es mich, wenn ich an das Verhältniss zwischen Grundherren und Unterthanen und an die Worte des Pfarrers dachte,

die Rache doch kommen und schrecklich sein werde. In meinem Herzen ergriff ich Partei für die Bauern, da ich gesehen hatte, wie die mit meinen Eltern verkehrenden Grundherren ihre Unterthanen behandelten; sie schienen gar nicht zu denken, dass die Bauern Menschen sind und dass man gegen Menschen menschlich sein müsse. Als ich in der Mitte der vierziger Jahre von Berlin während der Ferien über Wien nach Hause reiste, traf ich in Wien im „Hôtel zum römischen Kaiser" den — unlängst gestorbenen — Fürsten Camillo Rohan im Speisesaal und hörte ihn mit einigen Herren über die agrarischen Zustände Böhmens sprechen und erzählen, dass er auf seinen Gütern die „Robot" (Frohnde) abgeschafft und mit seinen Unterthanen Verträge abgeschlossen habe, durch welche sie die Feudallasten gegen eine jährliche Geldleistung bis zu gänzlicher Amortisierung der vereinbarten Summe ablösten und volle Eigenthümer ihrer Häuser und Grundstücke wurden. Die Operation sei vollkommen gelungen und sein Beispiel würde schon zahlreiche Nachahmer gefunden haben, wenn nicht die Regierung in unglaublicher Verblendung sie zu hintertreiben suchte. Er befinde sich dabei besser als jemals; die Bauern zahlten gewissenhaft und pünktlich, er wisse genau auf welches Einkommen er bestimmt rechnen könne; Arbeiter finde er so viele er brauche und drei von ihnen richten mehr aus, als früher ihrer zehn mit der Robot. Diese Erzählung erregte mein lebhaftes Interesse. Ich stellte mich dem Fürsten vor und fragte ihn, ob er die ungarischen Agrarverhältnisse kenne und ob seine Lösung in Ungarn und Kroatien anwendbar wäre. Er bejahte beide Fragen, erzählte mir ausführlich den ganzen Hergang

bei seiner Reform und zweifelte nicht, dass trotz den Hindernissen von seiten der Regierung der böhmische Hochadel, die Schwarzenberg, Lobkowic, Waldstein u. s. w. sie auf seinen Gütern durchführen und einen gesunden, wohlgesinnten und wohlhabenden Bauernstand schaffen werde.

Dies wäre also die Lösung, für welche ich eine Formel gesucht hatte, aber nicht finden konnte! Die Reise von Wien nach Karlstadt war mir nie so lang vorgekommen, denn ich konnte es nicht erwarten, den Vorgang des Fürsten Rohan zu erzählen und hoffte, dass alle Grundbesitzer ihn mit gleicher Begeisterung aufnehmen würden wie ich und sich beeilen würden, ihn in Kroatien nachzuahmen. Gleich nach meiner Ankunft in Agram traf ich mit meinem Vetter Karl von Jelačić zusammen, der ein reicher Grossgrundbesitzer und ein geistvoller Mann war, und beeilte mich, ihm das Gehörte zu erzählen. Er hörte mich mit gutmüthigem Lächeln an und als ich geendet hatte, brach er in schallendes Gelächter aus. „Da Du zu jung bist, um Welterfahrung zu haben, sagte er mir, muss man Dir verzeihen, wenn Du solche Märchen glaubst. Wirst Du einmal so alt wie ich, dann wirst auch Du einsehen, dass alle diese schönen Jugendträume von Verbesserung der Lage des Bauers, von Beseitigung des Klassenhasses zwischen Bauern und Herren nichts als Hirngespinnste sind. Kannst Du den Bauer nicht beherrschen, so wird er Dir über den Kopf wachsen und sieh dann zu, wie Du mit ihm fertig wirst. Das geht auf den reinen Communismus hinaus.“

„Fürst Rohan wird doch nicht Communist sein und auch ich bin es nicht.“

„Ihr seid unbewusst Communisten, und Narren obendrein, die man ins Irrenhaus einsperren müsste, damit sie nicht der Gesammtheit schaden. Ich gebe Dir mein Wort, dass, wenn Du in der „Congregation“ oder im Landtag so sprechen würdest, ich Dich ohne Gewissensbisse an Ort und Stelle erschiessen würde.“

Jetzt kam die Reihe des Lachens an mich und ich antwortete ihm, dass, wenn Ideen klaftertief unter der Erde begraben werden könnten, sie doch, wenn die Zeit für sie reif ist, aus ihr wie Gras hervorspriessen und dass keine Macht gross genug sei, sie in ihrem Grabe zurückzuhalten. So werde es auch mit der Emancipation der Bauern ergehen. Heute könnten wir sie noch freiwillig und in einer Weise durchführen, dass wir dabei nicht nur Nichts verlieren, sondern vielmehr gewinnen und überdies als Erlöser gepriesen würden; aber ich zweifle ob dies in zehn oder zwanzig Jahren noch möglich sein werde, und fürchte, dass sich der Bauer nicht mehr mit seinem Gut begnügen, sondern auch unsere Haut als Zugabe fordern werde.

„Das ist eben, was wir verhindern müssen,“ sagte Jelačić, „und deshalb dürfen wir den status quo nicht antasten lassen.“

Und dies war nachgerade die Ansicht Aller, mit denen ich von dem Gegenstande sprach. Aber die Herren wurden schon nach wenigen Jahren belehrt, dass sie weder die Emancipation ihrer Unterthanen verhindern, noch die Unantastbarkeit des status quo behaupten konnten: der ungarische Reichstag von 1847—1848 bereitete den schönen Träumen der Grundbesitzer ein überaus schmerzliches Ende, rettete sie aber auch andrerseits vor

der Rache ihrer Unterthanen, welche sie gewiss nicht glimpflicher behandelt hätten, als sie selbst behandelt worden waren.

8.

Von der Einfachheit der Lebensführung bis zum Anfang der vierziger Jahre kann sich die heutige Generation schwer eine richtige Vorstellung bilden. Die Ansprüche aller Stände in Hinsicht auf Wohnung und Kleidung waren im höchsten Grade bescheiden. Nur sehr vornehme oder sehr reiche Leute hatten in ihren Wohnungen einige primitiv gemalte Zimmer, in der Regel waren die Wände weiss getüncht mit einem dunkler gefärbten Sockel; oft fehlte auch dieser. Papiertapeten galten für einen ausserordentlichen Luxus. Der Fussboden war gediehlt und wurde einmal in jeder Woche mit weissem Sand gescheuert; Parketen von hartem Holz waren eine Seltenheit. In vornehmen alten Familien sah man Ahnenbilder, gewöhnlich sehr schlecht gemalt, an den kahlen Wänden; sonst höchstens irgend einen mittelmässigen Kupferstich in schwarzem Rahmen. Gardinen waren nicht häufig zu sehen.

Die Einrichtung eines anständigen Empfangszimmers bestand aus einem Sopha, einigen Fauteuils, Stühlen mit Wollstoff — selten mit Seidendamast — überzogen, einem runden Tisch, einem Spiegel und, wo man es hatte, einem Glaskasten für das Silbergeräth, hier und da sah man ein Piano in Flügelform. Vor dem Sopha

lag ein $1^1/_2$ bis 2 Meter grosser Teppich. Nur sehr selten sah man das ganze Zimmer mit einem Teppich belegt. Im Speisezimmer stand in der Mitte ein grosser Auszugtisch, ein Serviertisch, ein Buffet, einige kleine Spieltische, ein Canapé, und möglichst viele Stühle. Im Schlafzimmer ausser Betten ein Toilettentisch, Spiegel, einige Schränke und ein Madonnenbild.

In vornehmen Häusern speiste man auf Porzellan mit silbernem Besteck; sonst auf Steingut- und englischem Wedgewood-Geschirr, auch auf Zinngeschirr, und mit Zinnlöffeln. Die Küche war einfach, schmackhaft und kräftig, der Wein wäre bei besserer Kellerwirthschaft vortrefflich gewesen; aber auch so, wie er war, wurde er getrunken. Kaffee wurde viel getrunken, dagegen liebte man den Thee nicht; man nannte ihn „Holländerthee“ und wenn er in vornehmen Häusern serviert wurde, nippte man davon aus Höflichkeit und wunderte sich insgeheim wie gesunde Menschen an einem derartigen Arzneigetränk Gefallen finden können. Man speiste um 12 Uhr zu Mittag und um 7 oder 8 Uhr Abends.

Ettiquettevisiten machte man um 11 Uhr vormittags, freundschaftliche Besuche um 4 Uhr nachmittags und blieb bis zum Abend. Dabei wurde Kaffee mit Sahne oder Milch serviert, bisweilen auch Butterbrot. Die Männer unter sich tranken Wein nnd „schwarzen“ Kaffee, das heisst ohne Milch.

Einfach wie die Wohnung war auch die Kleidung. Die Männer trugen Röcke und Fracks von verschiedenen meist dunkeln Farben. Staatskleid des Adels war der ungarische „Attila“ — ein schwarzer Rock mit mehr oder weniger reicher Verschnürung —, enge verschnürte

Hosen mit Schnürstiefelchen, Kalpak (Pelzmütze) und Säbel. Als der „Illyrismns“ anfkam, brachten die Illyrier eine nene Kleidung auf, durch welche sie sich von den Madjaronen unterscheiden wollten, da diese bei dem ungarischen Costume blieben. Das „illyrische“ Costume war im Schnitt dem polnischen und ungarischen ähnlich und alten Ahnenbildern entnommen. Der Attila hiess Surka, war gewöhnlich von dunkelbrauner Farbe und die einfache Verschnürung krapproth. Die engen Hosen waren von kornblumenblauer Farbe und ohne Verschnürung, der Kalpak wurde durch eine rothe Mütze ersetzt, welche jener der neapolitaner Fischer ähnlich war. Die Madjaronen machten sich über dies buntfarbige Costume lustig und diese Neckereien führten bisweilen zn sehr unangenehmen Scenen.

Die Franenkleidung folgte den Wiener Moden, welche ihrerseits eine wenigstens einjährige Verspätung der Pariser Moden waren. Seidenkleider waren ein grosser Lnxus, den sich nur der Adel nnd der reichste Kaufmannsstand gestatten konnte. Gewöhnlich gingen die Franen in Kleidern von Wolle oder bedrucktem Cotton: dnrchgehends hübsch, viele sehr schön, nahmen sie sich anch in bescheidener Kleidnng vortheilhaft ans. Da regelmässige Spaziergänge nicht üblich waren, liebten es die Franen, sich an Sonn- und Feiertagen beim Kirchgange in Putz zu zeigen. Die letzte Messe, welche um halb zwölf Uhr vormittags gelesen wurde, war die von den Franen bevorzngte, weil sie ihnen genügende Zeit zum Toilettemachen liess. Um elf Uhr fand anch der Gottesdienst in der orientalisch-orthodoxen Kirche statt, und so konnte man Kroatinnen nnd Serbinnen zu gleicher

Stunde in vollstem Putz aus der Kirche kommen sehen. Die Männer gingen selten in die Kirche, aber zu Ende des Gottesdienstes versammelten sie sich vor den Kirchen und passierten die Kirchgängerinnen Revue. Manche nähere Bekanntschaft wurde anf diese Art angeknüpft. Rendez-vous in der Kirche, wie es in Italien vorkommt, würden in Kroatien als schwerer Frevel angesehen worden sein. Ich habe in der That nur von einem einzigen derartigen Fall gehört, der ein schönes junges Mädchen moralisch ruinierte und sie gesellschaftlich unmöglich gemacht hatte.

Ausser Theater und Bällen im Carneval kannte man keine öffentlichen Vergnügungen. Nur am Fastnachts-Dienstag gab es in Karlstadt grosse Maskenzüge zn Fuss und zn Wagen, an denen Jung und Alt theilnahm. Diese Maskerade war offenbar ans Italien über Fiume nach Karlstadt verpflanzt worden; in Agram und anderen kroatischen Städten wurde sie nicht nachgeahmt.

Das Leben des Bauers war das primitivste und einförmigste: die urslavische Familienverfassung, Zadruga*) machte es allein dem Bauer möglich, die ungeheuren ihm aufgeladenen Lasten zu ertragen. Da diese Institution dem magyarischen Volke fremd ist, hielt die ungarische Gesetzgebung nicht für nothwendig, sich mit ihr zu beschäftigen, und es ist zunächst wohl diesem Umstande zu verdanken, dass die Zadruga sich in Kroatien bis zu unseren Tagen erhielt. Uebrigens beginnt sie auch hier

*) Ueber diese eigenartige sociale Institution habe ich in meinem „Staatsrecht des Fürstenthums Serbien" (Leipzig 1858, Breitkopf und Härtel) Seite 60 bis 66 einen kurzen, jedoch für deren Verständniss genügenden Ueberblick gegeben.



zu zerbröckeln und müsste sich sehr bald gänzlich auflösen, wenn die Satzungen des im Jahre 1850 in Kroatien eingeführten und auch nach dem Jahre 1860 beibehaltenen östreichischen „Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches“ von 1811 nicht durch ein Specialgesetz in der Art abgeändert werden, dass die Hausverfassung wenigstens facultativ aufrecht erhalten bleibt.

Die Bauern wohnten in aus Holzblöcken gezimmerten und mit Stroh gedeckten Häusern, welche sie selbst mit dem vom Grundherrn gelieferten Material bauen und im Stande erhalten mussten. Nur in Gegenden, wo Mangel an Bauholz und Ueberfluss an Gestein war, waren die Häuser aus Stein gebaut und mit Ziegeln oder Schieferplatten gedeckt. Eben so die Viehställe und die Scheunen. Die verheiratheten Familienglieder wohnten in besonderen kleinen Häusern (pojata) in unmittelbarer Nähe bei dem vom Familienvater bewohnten Stammhause. Hier wurde gemeinsam gegessen und die in der Stube mögliche Hausarbeit — Spinnen, Weben, Stricken, Holzschnitzen u. s. w. — gemeinsam verrichtet. Der Ackerbau wurde in der primitivsten Weise betrieben. Der Pflug, der wahrscheinlich vor zwei Jahrtausenden die Form erhalten hatte, die ich sah, ritzte den Ackerboden kaum eine Spanne tief auf, und überall herrschte die uralte Dreifelderwirthschaft. Die Grundbesitzer behaupteten, dass die Bauern es nicht anders wollten; aber sie machten es ebenso. Das Essen war höchst einfach, Fleischnahrung war selten, das Brot wurde aus Gerste, Hierse, Buchweizen oder Mais, je nach dem Vorherrschen einer oder der anderen Getreideart in der Gegend, im Hause gebacken. Sämmtliche Wäsche und die Kleidung, mit Ausnahme der Pelze und des



Schuhwerkes, wurde aus selbsterzeugtem Material im Hause von den Frauen verfertigt. Nur das zum Zierrat Nothwendige wurde von hausierenden Juden im Tauschhandel gegen Pflaumen, Honig, Rohseide und Hadern gekauft.

Dieser Hausierhandel war eine unabweisliche Nothwendigkeit in den von Städten weit entfernten Dörfern und Weilern und wurde ausschliesslich von Juden betrieben. Der hausierende Jude war da ein gern gesehener Gast, beim Bauer wie beim Adel. Er brachte alle nothwendigen und wohl auch viele überflüssige Waaren ins Haus, nahm kein Geld — welches dem Adel eben so fehlte wie dem Bauer — für die Waare, sondern Producte, welche man nur in der Stadt verkaufen konnte. Am gesuchtesten waren Pflaumen und Weintrestern zum Branntweinbrennen und ganz besonders Hadern für den Export nach England, wo die kroatischen Hadern, da sie ausschliesslich von Flachs- und Hanfgeweben herkamen, allen anderen vorgezogen und theuer bezahlt wurden. Dieser Tauschhandel war für den Hausierer überaus vortheilhaft, weil er seine Waaren theuer verkaufte, und wenigstens nicht unvortheilhaft für den Bauer, der mit den Hadern nichts anzufangen wusste und doch dafür etwas bekam, was er brauchte und bei seinem Geldmangel nicht kaufen konnte. Wir hatten sowohl in Vodostaje als in Novaković-Gora unsere „Hausjuden“, Namens Albert Kornitzer und Jakob Kentner, welche alle zwei oder drei Monate auf ihrem Wagen die verschiedensten Waaren brachten. Beide waren gute, redliche und rechtliche Männer, die ich seit meiner ersten Kindheit kannte und sehr lieb hatte. Ich sah den baumlangen alten Albert und den braven Jakob mit seinem guten pockennarbigen Gesicht wie Mitglieder

meiner Familie an; sie wurden stets zu Tisch behalten und ich pflegte dem alten Albert, der sehr strenggläubig war, beim Essen eine Mütze auf den Kopf zu setzen, weil er nur bedeckten Hauptes essen wollte. Diese beiden Männer und Alberts Söhne waren mir stets ausserordentlich zugethan und ich vergalt es ihnen dadurch, dass ich bei jeder Gelegenheit für die Juden eine Lanze brach und meinen alten Albert für den besten Christen erklärte, den es auf der Welt geben könne. Ueberhaupt waren die meisten Juden in Kroatien, die ich kannte, brave und ehrenhafte Männer und mit einigen von ihnen und ihren Familien blieb ich bis ans Ende in herzlicher Freundschaft verbunden. Aber auch abgesehen von diesen persönlichen Beziehungen war es nur die logische Consequenz meiner ganzen Weltanschauung, dass ich schon in meiner Jugend mit gewohnter Entschiedenheit für die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Juden in Wort und Schrift einstand und, wenn es noch nothwendig wäre, ungeachtet mancher sehr unangenehmen Erfahrung, es auch noch heute thun würde.

Eine eigenthümliche Erscheinung war damals noch, dass nur gewisse Erwerbszweige von Kroaten und Serben betrieben, andere aber Fremden überlassen wurden. Der Getreidehandel lag durchgehends in den Händen von Serben und Kroaten, und nur ausnahmsweise betrieb ihn ein Jude. Ebenso der Handel mit Wein, Bauholz und Fassdauben, welche meist nach Bordeaux exportiert wurden. Die Branntweinbrennerei wie der Hadernhandel wurde ausschliesslich von Juden betrieben; der Handel mit Colonialwaaren ausschliesslich von Serben und Krainern; Manufacturwaaren von Krainern und Juden. Müller und

Bäcker waren gewöhnlich Krainer und Kroaten; Fleischer und Selcher Kroaten; Männerschneider, Schnürmacher und Hutmacher Kroaten und Serben; dagegen Frauenschneider Krainer; Schuster und Sandalenmacher — die Bauern trugen eine Art Sandalen (opanci) aus rothgegerbtem Leder — Kroaten und Serben; Zimmerleute Kroaten; Schreiner Krainer; Schmiede und Schlosser Kroaten; Maurer und Ziegelbrenner Kroaten; Schankwirthe Kroaten, Hoteliers Krainer. Diese Vertheilung der Gewerbe war traditionell und es kam äusserst selten vor, dass diese Regel von einem Ausnahmsfall unterbrochen wurde, weil der Eindringling selten einen Erfolg errang. Der Zunftzwang wurde mit grosser Strenge gehandhabt. Die Juden betrieben gar kein Handwerk; der Grund ist neben ihrer Abneigung gegen Handwerk in der Engherzigkeit des Innungswesens zu suchen, welches in seinen kirchlichen Verpflichtungen eine statutarische Handhabe besass, den Juden die Aufnahme in die Zünfte zu verwehren, ausserhalb deren der Betrieb eines Gewerbes nicht gestattet war. Nur die Gremien des Handelsstandes nahmen auch Juden auf.

Zwei besondere Gewerbe wurden in zwei Gegenden des Landes von allen männlichen Bewohnern derselben betrieben. In der Posavina, dem Gelände des linken Saveufers, war es seit unvordenklicher Zeit üblich, dass die jüngeren Männer sich auf den zwischen dem Banat und Karlstadt verkehrenden mit Getreide, Bauholz und Fassdauben beladenen Schiffen als Schiffsknechte verdingten, entweder für eine einmalige Fahrt oder auf die Dauer von mehren, gewöhnlich drei Jahren. Mein Grossvater Stefan Michailović hat auch in dieser Weise seine Lauf-

bahn begonnen. Der Schiffsknecht führte auch in Kroatien den magyarischen Namen hajoš; jeder Posavac war so zu sagen erblicher hajoš; ihre Geschicklichkeit, Redlichkeit, Körperkraft und Ausdauer wurden von den Eigenthümern oder Miethern der Schiffe so sehr geschätzt, dass sie Männer aus anderen Gegenden nur in den seltensten Nothfällen als Hajoše aufnahmen. Da diese oft lange Zeit vom Hause, von ihren Frauen und Kindern fern blieben, und nur unter sich verkehrten, verwilderten ihre Sitten. Da sie im Banat ausser mit Serben und Rumänen auch mit Magyaren zusammentrafen, erlernten sie bald einige magyarische Worte und Phrasen mit denen sie ihre kroatischen Gespräche spickten, namentlich aber lernten sie magyarisch fluchen und lästern, worin, wenigstens früher, die Magyaren unübertreffliche Meister waren. Ich könnte eine ganze Seite mit solchen Fluchwörtern und -Phrasen vollschreiben, die ich in meiner Kindheit täglich hörte und im Gedächtniss behielt, ohne sie zu verstehen.

Die mehr oder weniger lange Abwesenheit der Männer vom Hause und der rege Schiffsverkehr auf der Save und Kupa lockerte auch die Sitten der daheim gebliebenen Frauen und brachte sie in den Ruf unverbesserlicher Buhlerinnen. Wohl in Folge der Mischung verschiedener Racen war die Bevölkerung der Posavina ungewöhnlich schön; namentlich waren die Frauen von entzückender Schönheit der Körperformen und der Gesichtszüge. Viele dieser leichtlebigen und leichtfertigen Frauen hätten Raffael, Tizian und Correggio als Modelle für Madonnen und griechische Götterfiguren dienen können. Ich erinnere mich einer dieser Dorfschönen, welche mir als die liederlichste Dirne des Ortes bezeichnet wurde und deren der

Magdalena in Correggio's Madonna di San Girolamo sprechend ähnliches Gesicht den rührendsten Ausdruck von Unschuld und Herzensgüte zeigte. Als ich sie fragte, warum sie in üblen Ruf gekommen sei, schlug sie erröthend ihre wunderbar schönen schwarzen Augen nieder und antwortete mir: „Mein Mann ist seit zwei Jahren vom Hause fort und er müsste doch wissen, wie böse die Männer sind!" Eine gründlichere Erklärung lässt sich kaum denken: Manon Lescaut hätte sich nicht mit grösserer Naivität rechtfertigen können.

Das zweite, gleichfalls an eine Landschaft gebundene Gewerbe war die Verfrachtung der von Karlstadt nach Fiume und Senj ausgeführten und der von da nach anderen Städten Kroatiens importierten Waaren. Die Frachter waren ausschliesslich Männer aus dem kroatischen Küstenlande — Primorje — ein schönes, kräftiges, kühnes Geschlecht, welches wegen der gänzlichen Unfruchtbarkeit des Karstbodens jener Gegend gezwungen ist, seinen Lebensunterhalt entweder zur See oder als Frachter zu Lande zu verdienen. Das Wort „Primorac" (Küstenbewohner) wurde ein Synonymon des Wortes „Frachter". Sie vermittelten auf den beiden schönen Kunststrassen von Fiume und Senj nach Karlstadt den ganzen Import von Colonial- und englischen Manufacturwaaren, in so fern, als er nicht von Triest aus geschah, nach dem kroatischen Hinterlande, und im Rückwege besorgten sie den ganzen Export von Getreide und Holz von Karlstadt aus zur kroatischen Seeküste. Fiume hatte einen Freihafen, war für diesen Verkehr günstiger gelegen und hatte geringere Hafengebühren als Triest, maassgebende Gründe, den Verkehr an sich zu ziehen. Der ungarische Zolltarif, dessen

Geltung an den Mauthschranken von Fiume begann, hatte sehr hohe Einfuhrsätze, welche sozusagen eine Aufforderung zum Schmuggel bildeten. So gross auch das Wagniss und die Geldstrafen im Betretungsfalle waren, fuhr selten eine Frachterkaravane aus Fiume, ohne eine mehr oder weniger beträchtliche Menge von Zucker, Kaffee, Reis, Salz und englischen Cotton- und Porzellanwaaren zu schmuggeln. Das Wort „Primorac" wurde daher auch gleichbedeutend mit dem Worte „Schmuggler"; der Primorac lebte in ewigem offenem Kriege mit der Finanzwache, welche ihm hinter jedem Felsblock auflauerte. In der Findigkeit, die Finanzwache — diese nannte man „Ueberreiter" — zu necken und zu täuschen, war der Primorac ein unerreichbarer Virtuose. Da die Bevölkerung längs der beiden Strassen überall und immer auf der Seite des Frachters stand und keine Gefahr scheute, um ihm zu helfen, so gelang in der Regel der Schmuggel. Bisweilen jedoch gelang es der Finanzwache die Schmuggler zu überlisten und auf handhafter That zu überraschen, und in solchen Fällen kam es zu förmlichen Schlachten bei denen es Todte und Verwundete gab und die ganze Ladung des Frachtwagens confisciert und der Schmuggler zu schwerer Geld- und Freiheitsstrafe verurtheilt wurde. In Karlstadt wussten die persönlichen Freunde der Frachter wenn eine grössere Quantität geschmuggelter Waaren glücklich durchgebracht worden war, und gingen vor der Ankunft der Karavane in vertrauenswerthe Häuser, um die erwarteten Waaren zum Kauf anzubieten. Da jedermann gegen die Zollbehörden conspirierte und die angebotene Waare als gut bekannt und billig war, so wurde sie in der Regel schon vor ihrer Ankunft verkauft — eine

handgreifliche Illustration der damaligen Zollpolitik. Der Primorac war Allen eine sympathische, populäre Figur.

* * *

So sah es im „Königreiche Kroatien" aus. Aber das „Königreich" war nur ein Theil Kroatiens. Ein anderer Theil des Landes war politisch und administrativ davon abgetrennt und bildete die „Krajina", die Militärgrenze, eine ganz eigenthümliche Institution zur Abwehr der unaufhörlichen Einfälle der Türken in östreichisches Staatsgebiet gegründet und durchaus militärisch organisiert. Die der Mehrzahl nach serbische, orthodoxe Bevölkerung bildete eine auf permanentem Kriegsfuss stehende Armee, das Gebiet war in Regimenter, Bataillone und Compagnien eingetheilt, und wurde von Offizieren — je einem Obersten, einem Oberstlieutenant, zwei Majoren, 12 Hauptleuten, 12 Oberlieutenanten, 12 Unterlieutenanten und 12 Fähnrichen — commandiert. An der Spitze der kroatischen Grenzarmee stand ein commandierender General mit dem Sitze in Agram, 2 Divisions- und 4 Brigadegenerale. Die Polizeiverwaltung führte in jedem Regimente unter dem Befehle des Obersten und Regimentscommandanten ein „Verwaltungshauptmann" mit einigen „Verwaltungslieutenanten" und Fourieren; die Justizadministration je ein „Hauptmann-Auditor" und einige „Oberlieutenant-Auditore". Der Nothwendigkeit strammer militärischer Disciplin entsprechend hatte in der Militärgrenze die ungarisch-kroatische Verfassung keine Geltung; das Volk hatte nur zu gehorchen: was auch der Cesar (Kaiser), das heisst der hochgewaltige Hofrath und Referent im Militärgrenz-Departement des „Hofkriegsrathes" in Wien, befehlen

mochte, galt wie Gottesgebot und musste ohne Widerrede pünktlichst ausgeführt werden. Obwohl ihrer Bestimmung nach die Militärgrenz-Armee nur in ihrem Gebiete gegen die Türken zu dienen hatte, wurde sie dennoch schon seit der Zeit der Kaiserin Maria Theresia ausser Landes verwendet: Hunderttausende von Grenzsoldaten liessen ihre Knochen in den Kriegen gegen Friedrich den Grossen, gegen die französische Revolution und gegen Napoleon auf hundert Schlachtfeldern und im Kampfe gegen die italienischen „Rebellen". Ihr Lohn bestand in Lobsprüchen des Kaisers auf ihre militärische Tüchtigkeit und Tapferkeit, und anderentheils in den Verwünschungen und den Verunglimpfungen des Namens der Kroaten von seiten aller Völker, gegen welche sie sich für die wirklichen oder vermeintlichen Interessen des Wiener Hofes schlugen. Dass auch Napoleon nach dem Beispiele Oestreichs die Grenzarmee in seinem Kriege gegen Russland verwendete, habe ich schon erwähnt.

Nachdem Russland im 18. Jahrhunderte die Macht des Osmanischen Reiches gebrochen und es in eine passive Defensivstellung gedrängt, hatte die Institution der Militärgrenze den Zweck, zu welchem sie gegründet war, gänzlich verloren, denn zur Abwehr räuberischer Einfälle der bosnischen Türken genügten die in Kroatien garnisonierenden Infanterie-, Cavallerie- und Artillerietruppen reichlich. Von dieser Ueberzeugung geleitet, forderten die kroatischen Landtage stets, und die ungarischen Reichstage mehrmals die Aufhebung der militärischen Organisation der Militärgrenze und deren staatsrechtliche Wiedereinverleibung mit Ungarn und Kroatien. Diese wurde auch stets versprochen, doch mit der Vertröstung, „sobald

es Zeitumstände und Verhältnisse erlauben würden"; im Ernst wurde indessen an die Erfüllung dieser wiederholten Zusage niemals gedacht. Wäre es doch widersinnig gewesen, sich einer schlagfertigen, kriegstüchtigen Armee von 60000 Mann — denn so viel betrug die mobile Macht der kroatischen, slavonischen und banater Militärgrenze auf dem Kriegsfusse — die überdies dem Staate in Friedenszeiten keinerlei Erhaltungskosten verursachte, zu berauben! Erst nach dem Ausgleiche zwischen Kroatien und Ungarn im Jahre 1868, als es nicht mehr möglich war, die Angelegenheit mit Vorwänden und Ausflüchten weiter zu verschleppen, wurde die Militärgrenze aufgelöst und dem Mutterlande wieder einverleibt.

Dies zu Anfang der vierziger Jahre zu hoffen, wäre unverzeihliche Thorheit gewesen. Man hatte in Kroatien für die unter der Herrschaft des Caporalstockes stehende Bevölkerung der Militärgrenze das Mitleid, welches man an einer unheilbaren Krankheit Leidenden entgegenbringt. Niemand aber stellte sich die wahrlich naheliegende Frage, ob die Lage des kroatischen Bauers so wesentlich besser sei, als jene des Militärgrenzsoldaten, dass dieser sich für die Einverleibung in Kroatien begeistern könnte? Er sah, dass es hüben und drüben recht schlecht gehe und mochte sogar das traditionell gewordene, ererbte Uebel dem neuen vorziehen. Ueberdies war der Grenzer stolz auf seine militärische Eigenschaft. Er war Lehensmann des Kaisers und nicht Unterthan eines Fürsten X oder eines Herrn von Y, und nannte einen solchen Unterthan verächtlich einen „Paur"; wie sollte er wünschen, selbst ein „Paur" zu werden? Der Cordonsdienst war drückend schwer, in den Krieg ziehen und Weib und Kinder zu

Hause verlassen zu müssen, war bitter hart, da er nicht einmal wissen konnte, zu welchem Zwecke er seine Haut zu Markte trug, aber er hatte sich gewöhnt, dies als seine Bestimmung anzusehen und fügte sich fatalistisch in das Unabänderliche eben so wie der Bauer, nur dass dieser sich die Erlaubniss nahm, ungestraft zu raisonnieren, während der Grenzer das Raisonnieren und Kritisieren unfehlbar mit 25 oder 50 Stockstreichen und in schlimmeren Fällen mit Spiessruthenlaufen büssen musste.

Abgesehen von der politischen Anomalie, dass in der Militärgrenze die Gesammtbevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, und alle Stände, Klerus, Stadtbürger und Landvolk, unter dem Militärgesetz und unter militärischer Verwaltung standen, erschienen mir die dortigen Zustände auf meinen Ausflügen im Grunde doch nicht schlechter, und in mehren Beziehungen sogar besser als in Civil-Kroatien, welches von den Grenzern „Provinzial" genannt wurde. Der Despotismus des Regimentscommandanten wurde als etwas Selbstverständliches angesehen und daher leichter ertragen als die Willkürherrschaft in den autonomen Comitaten, wo persönliche und politische Leidenschaften Recht und Gesetz beugten, was um so leichter geschehen konnte, als das von dem grossen Rechtsgelehrten Stephan Werböčz codificierte ungarische Gewohnheitsrecht durch spätere Reichstagsbeschlüsse in so verschiedener, widerspruchvoller Weise abgeändert worden war, dass selbst die gelehrtesten und scharfsichtigsten Juristen sich über die Interpretation der wichtigsten Rechtssätze nicht einigen konnten, und in der Rechtsprechung ein unentwirrbares Chaos herrschte, welches jedes Recht unsicher machte. In der Militärgrenze galt das östreichische Civilgesetzbuch vom Jahre

1811 und das Gerichtsverfahren Kaiser Josephs II., das östreichische Militärstrafgesetz und die Strafgerichtsordnung der Kaiserin Maria Theresia — eine Gesetzgebung, welche wahrlich nicht den Gipfel legislatorischer Weisheit und Humanität bildete, immerhin aber innerhalb ihrer engen Grenzen eine verhältnissmässige Rechtssicherheit gewährte, welche man in Civil-Kroatien vermisste. Nur die Härte des Militärstrafgesetzbuches wurde von der Bevölkerung schwer empfunden, weil die Auditore (Militärrichter) durchgängig Fremde waren, die Landessprache nicht verstanden und mit dem Volke durch Vermittelung eingeborner Dolmetscher verkehren mussten, welche hinwiederum die deutsche Sprache in der Regel nur höchst ungenügend kannten. Man lachte wohl über daraus entstandene komische Gerichtsscenen, aber dieser Umstand hatte auch eine sehr ernste Seite, weil die beiderseitige Sprachunkenntniss des Auditors und des Dolmetschers verhängnissvolle Folgen für Leben, Freiheit, und Eigenthum des Angeklagten haben konnte.

Die Verwaltung, in welcher man wegen des unausgesetzten Verkehrs mit dem Volke nothwendig nur Eingeborne anstellen konnte, war im Vergleiche mit der ungarisch-kroatischen und zu jener Zeit eine vorzügliche zu nennen. In jedem Regimentsstabsorte bestand eine „Normal-Hauptschule“, in jeder Compagnie eine Volksschule, deren hauptsächlichster Uebelstand darin lag, dass die ausschliessliche Unterrichtssprache die deutsche war; die Kinder mussten also Lesen, Schreiben, Rechnen und Religionslehre in deutscher Sprache lernen, bevor sie noch diese Sprache gelernt hatten. Es liegt auf der Hand, dass der Erfolg eines solchen Unterrichts

nur ein äusserst geringer sein konnte, aber Dentsch war die Armeesprache und die gesammte Bevölkerung der Militärgrenze gehörte zur Armee. Für das Sanitätswesen war in jedem Regiment ein Krankenhaus und ein Regimentsarzt, in jeder Compagnie ein Unterarzt. Die Strassen und Brücken in der Militärgrenze waren gut angelegt und wurden in sehr gutem Zustande erhalten, während in Civil-Kroatien alle, und kaum mit Ausnahme der Haupt- oder Landstrassen, unsäglich schlecht waren. Die Seidencultur war behördlich angeordnet und gab gute Resultate, weil die kroatische Seide wegen der Ernährung der Raupen mit Maulbeerblättern von wilden, nichtveredelten Bäumen von vorzüglicher Qualität war und höher im Preise stand als die italienische. Die Forstwirthschaft war anch gut geordnet, der Obstbau gefördert, der Ackerbau in den dazu geeigneten Landstrichen fleissig, aber in primitivster Weise betrieben: der Ertrag reichte überall nicht zur Ernährung der Bevölkerung aus. Im Otočaner- und Likanerregiment, welche die schönste und kräftigste Bevölkerung im ganzen Grenzgebiete hatten, macht das Kapela- und das Velebićgebirge den Ackerbau nur stellenweise möglich und die Hungersnoth ist dort leider ein nicht seltener Gast. Uebrigens bestand in jeder Compagnie ein ärarisches Getreidemagazin, dessen Vorräthe wenigstens für die erste Nothzeit ausreichten. Wenn nun auch die Regierung der Grenzbevölkerung schwere Pflichten auferlegte, so sorgte sie doch für ihr materielles Wohl in Friedenszeiten und erdrückte sie nicht mit Steuern. Die Verwaltung — ein Verwaltungshauptmann für das ganze Regiment und je ein Lieutenant oder Oberlieutenant für jede Compagnie mit

einigen zum Schreiberdienst commandierten Unteroffizieren — kostete so wenig, dass Einnahmen und Ausgaben sich deckten und aus dem Einnahmsüberschuss wurde ein „Grenzproventenfond" gebildet, dessen Bestand damals schon auf mehre Millionen Gulden berechnet wurde.

Wie in Civil-Kroatien das Unterthansverhältniss, so übte in der Militärgrenze das militärische Regime, unter welchem die ganze Bevölkerung stand, den entsittlichenden Einfluss jedes Absolutismus aus, welcher im Bewusstsein seiner Gewalt sich über alle Schranken des Rechtes und der Sitte hinaussetzen zu dürfen glaubt. Wie dort der Gutsherr, war hier der Offizier der Mann aller Frauen, nach denen es ihm gelüstete. Wollte der Ehemann sich nicht den grausamsten Verfolgungen aussetzen, ohne dadurch das geringste Uebel zu verhüten, musste er die ihm drohende oder angethane Schmach schweigend ertragen. Graf Janko Drašković, der unser Gutsnachbar war und von seinem langen Aufenthalt in Paris sehr lockere Sitten nach Hause gebracht hatte, war mit einer ganzen Schaar von Töchtern seiner Unterthaninnen gesegnet, welche durchweg sehr hübsch waren und von den übrigen Bauernfrauen grofice (Gräfinnen) geheissen wurden. Noch schlimmer trieb es ein Oberst Knöhr des Slunjer Regiments in Karlstadt, der von einem besonders portegierten Unteroffizier, den ich persönlich kannte, seinen Regimentsbezirk bereisen und von ihm die hübschesten jungen Frauen seiner Soldaten aussuchen liess. Oberst Knöhr hatte sich einen ganz regelrechten Harem eingerichtet, der stets von 5 oder 6 jungen Schönen bevölkert war. Nach einigen Wochen wurden sie nach Hause geschickt, um anderen Nachfolgerinnen

Platz zn machen. Die ganze Stadt wusste von diesem Unfug, der Jahre lang dauerte. Da aber Knöhr sich hoher Protection in Wien erfreute, wagte der Brigade- und der Divisionsgeneral nicht dem Scandal zu stenern, der erst aufhörte, als Knöhr zum General avancierte und Karlstadt verliess. Mancher andere Offizier machte es eben so, nnr allenfalls mit weniger Eclat.

* * *

Ich hatte zwar schon znr Zeit, als mein Bruder in die Militärgrenze transferiert wurde, das eigenthümliche Leben in derselben gesehen, aber ich war doch noch zu sehr Kind, nm das Gesehene und Gehörte richtig aufzufassen. Zum Jüngling herangewachsen, wünschte ich die ganze Karlstädter Militärgrenze zu sehen. Ein wesentliches Motiv dieses Wunsches waren die vorhin erwähnten Ereignisse in Serbien vom Jahre 1839. Die Bevölkerung der Karlstädter Militärgrenze ist vorwiegend serbisch, orientalisch orthodox. Für mich waren Kroaten und Serben stets ein und dasselbe Volk nnd ich erkannte zwischen ihnen keinen anderen Unterschied an, als dass erstere in die katholische, die letzteren aber in die orthodoxe Kirche gingen, dass dort die Liturgie lateinisch, hier slavisch war, dass die kroatischen Priester glatt rasiert nnd kurz geschoren waren, die serbischen aber einen Vollbart nnd langes Haar trugen. Die Sprache der Serben gefiel mir besser als der von den Kroaten gesprochene Dialekt, und ich sprach sie so correct, dass die Serben mich als einen Serben ansahen; mir war es völlig gleichgiltig, ob man mich einen Serben oder einen Kroaten nannte. Aber jene Ereignisse in Serbien flössten mir

einen ungemessenen Respect für die Serben ein. Ein Volk, welches den in Oestreich als etwas platterdings Unmögliches angesehenen Muth hatte, sein niedergetretenes Recht mit bewaffneter Hand zur Geltung zu bringen und seinen Fürsten zum Lande hinauszucomplimentieren und nicht, wie die Engländer und Franzosen es gethan, zu köpfen, wuchs in meinen Augen riesenhaft über die Köpfe der Kroaten hinaus, welche unter sich über Altkroatenthum und Illyrismus haderten, während man in Wien und Pest-Ofen über ihr Recht und ihre Freiheit schacherte. Was ich über die jüngsten Vorgänge in Serbien in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" mit allergnädigster Erlaubniss der östreichischen Censur lesen konnte, wollte mir gar nicht gefallen und während ich es las, fragte ich mich, eingedenk der weisen Worte des alten Kadija von Kladuš: „pa je li baš tako" (Ist es aber auch wirklich so)? Von der früheren Geschichte der Serben wusste ich, was ich bei Gibbon, Du Cange, Engel, Gebhardi, Rajić u. s. w. gelesen hatte, aber von der neuesten Geschichte wusste ich nichts als die Namen Karadjordje und Miloš, und was die „Allgemeine Zeitung" über die jüngsten Ereignisse sagte, genügte mir begreiflicherweise nicht. Ich wollte mehr darüber wissen und Geibel musste Rath schaffen. Er schickte mir Ranke's „Serbische Revolution". Der Eindruck, den dieses unvergleichliche Meisterwerk der modernen Historiographie auf mich machte, ist leichter zu errathen als zu schildern. Ich hielt den Blick unverwandt auf Serbien gerichtet und verfolgte mit freudigem Stolze den bescheidensten Fortschritt, den es machte. Der Abglanz dessen fiel auch auf meine serbischen Landsleute und deshalb wollte ich

sie dort aufsuchen, wo sie eine compacte Bevölkerung bilden.

Den Anlass zur Ausführung des Wunsches, die Militärgrenze zu sehen, gab mir ein lieber und theurer Schulfreund, Makse Prica, welcher ein Sohn des orientalisch-orthodoxen Erzpriesters von Korenica im Otočaner Grenzregimente war. Makse war ein Jüngling von höchster geistiger Begabung und der einzige meiner Freunde, mit welchem ich, da er nicht katholisch war, von meinen historischen und philosophischen Studien ohne Rückhalt sprechen konnte. Er nahm daran den lebhaftesten Antheil und die Lectüre von Hegels „Encyklopädie“ und den „Hallischen Jahrbüchern“ machte ihn zu einem eifrigen Hegelianer. Sein Vater, dem er von unserer Freundschaft geschrieben und erzählt hatte, liess mich einladen, ihn in den Ferien mit Makse zu besuchen. Makse schilderte mir mit Begeisterung die landschaftlichen Schönheiten der Umgebung seines Geburtsortes Korenica, des Gebirges Plješivica und der Gebirgsseen von Plitvica. Wie schön musste sich hier ästhetisch geniessen und philosophieren lassen! Ich nahm die Einladung des Prota (Erzpriester) mit Freude an, meine Eltern willigten ein und mit 50 Gulden in der Tasche, einem bisher noch nie besessenen Schatz, machte ich mich mit Makse Anfangs August auf den Weg.

Die Reise ging, da die Strassen in der Militärgrenze in vorzüglichem Stande gehalten waren, schnell vonstatten. Am Abend des zweiten Tages erreichten wir Korenica. Der Prota, ein ehrwürdiger Greis mit schneeweissem Vollbart und langem Haar, sass vor dem Pfarrhause auf einem grossen Steinblock, sprang auf, als er uns kommen

sah, umarmte seinen Makse und segnete ihn; dann umarmte er mich und hiess mich willkommen. Makse flog ins Haus, um seine Mutter und Schwester zu begrüssen und ich folgte ihm mit dem Prota, der mich seiner Frau mit den Worten vorstellte: „Dies ist Imbro, der Pobratim (Wahlbruder) unseres Makse!“ Die freundliche Poša (Priestersgattin) nahm mich mit beiden Händen beim Kopfe und küsste mich auf den Mund und auf beide Wangen mit den Worten: „Sei mir willkommen, mein Falke (sokole moj), mögest Du Dich bei uns wohl fühlen, denn auch Du bist unser Sohn!“ Gerührt von dieser mütterlichen Aufnahme, nahm ich ihre beiden Hände und küsste sie. Der Prota erinnerte sie, dass wir wohl müde und hungrig sein werden und dass sie für das Abendessen sorgen möge; sie beruhigte ihn, dass alles schon bereit sei und wir uns bald zu Tisch setzen könnten.

Als wir in das kleine Speisezimmer traten, kam uns Makse's Schwester, Maca, entgegen, ein hoch gewachsenes, schlankes Madchen mit gebräuntem Gesicht, kräftiger Adlernase und wunderbar schönen braunen Taubenaugen. Sie trug das beim Volke übliche Costüm, welches sie sehr gut kleidete. Maca mochte wohl um mehre Jahre älter sein als ihr Bruder und ich, ihre Züge waren zu markiert, um schön zu sein, aber eine zauberische Anmuth umhüllte ihre ganze feine Gestalt und einen schöneren Gang hatte ich niemals gesehen. Auch sie redete mich mit „Du“ als Pobratim ihres Bruders an, wodurch sie der Sitte gemäss meine Posestrima (Wahlschwester) wurde — ein Band so heilig wie Blutverwandtschaft — und sagte mir, dass sie sich aus den Er-

zählungen und Briefen des Bruders die Vorstellung gebildet hatte, ich müsste wenigstens 25 Jahre alt sein.

Der Prota sprach stehend und mit lauter Stimme das Tischgebet und wir setzten uns znm Essen, in freudig erregter Stimmung und nnter heiteren Gesprächen thürmte die gute Poša ganze Berge von Fisch und Salat auf meinen Teller und redete mir zu: „Iss mein Sohn, iss mein Falke, denn heute hast Du gewiss auf der Reise wenig zu essen bekommen, da es Freitag ist.“ Sie hatte es errathen, wir hatten nur harte Eier und Brot bekommen. Obgleich ich diese drei Menschen erst seit einer Stunde kannte, fühlte ich mich unter ihnen so heimisch und behaglich, wie wenn ich mit ihnen jahrelang gelebt hätte; in ihren Bemerkungen lag Verstand und Herzensgüte; in ihrem bescheidenen Hause wehte eine sittlich reine Luft, die mir ausserordentlich wohl that. Da ich Goldsmith's „Landprediger von Wakefield“ und Vossen's „Luise“ mit grossem Genuss gelesen hatte, wäre es unmöglich gewesen, in diesem lieben Kreise nicht daran erinnert zu werden, und ich war meinem Makse von Herzen dankbar, dass er mich in seinem Elternhause eingeführt hatte. Welch ein Gegensatz zu dem Hause meines Vetters Andraš in Agram!

Am nächsten Morgen stand ich zeitlich auf, um mich im Dorfe umzusehen und Makse Zeit zu lassen, mit seiner Mutter nnd Schwester behaglich zu plaudern. Als ich in den hinter dem Pfarrhause liegenden Obstgarten trat, fand ich hier den Prota mit einem Körbchen in der Hand, in welchem er die von den Bäumen herabgefallenen Aepfel und Pflaumen sammelte. Ich wollte weggehen, um den Greis bei dieser ländlichen Beschäftigung nicht

zu stören, er aber rief mich zurück und sagte, ich möchte mit ihm einen Rundgang machen bis der Kaffee bereitet sein würde. Er legte sein Körbchen auf die Erde, richtete seinen aufgeschürzten Talar zurecht und nahm mich bei der Hand, um ins Dorf zu gehen. Bevor wir jedoch zwanzig Schritte gemacht hatten, rief eine starke, aber angenehme weibliche Stimme uns nach: „Babbo, Imbro, der Kaffee steht auf dem Tische!" Es war Maca, die uns noch rechtzeitig gesehen hatte. Sie schien im Sonnenlichte noch hübscher als am Abend, und ihre Anmuth war dieselbe. Makse schlief noch und die Mutter wollte ihn nicht wecken. Nach dem kurz dauernden Frühstück traten wir unsern Rundgang an. Jeder an uns Vorübergehende begrüsste den Greis ehrerbietig: „Pomoz' Bog, otče" (Helfe Dir Gott, Vater) und er wurde nicht müde, freundlich zu entgegnen: „Bog ti pomogao, sinko" (Gott helfe Dir, mein Sohn). Wir kamen auf den freien Platz vor der Kirche, und er fragte mich, ob ich die Kirche sehen möchte. Er rief einem alten Mann zu, die Kirche zu öffnen. Da der Prota sich bekreuzte, that ich es auch, er ging hinter den Ikonostas (Altarwand, welche in der ganzen Breite der Kirche, diese von dem Allerheiligsten trennt), kam mit einem liturgischen Buche in der Hand heraus und las mit leiser Stimme ein Gebet und segnete mich dreimal. Dieser geistliche Willkommengruss rührte mich tief und ich küsste ihm ehrerbietig die Hand. Nachdem wir die Kirche verlassen hatten, sagte der Greis zu mir: „Ich weiss wohl, dass Du Katholik bist, aber mein Makse sagt, dass Du unsere Kirche liebst, weil sie unser Volksthum erhalten hat. Die ist volle Wahrheit. Nicht der Buchstabe der Lehre trennt uns

von der katholischen Kirche, denn in der Lehre ist der Unterschied sehr gering; was uns trennt, ist der Geist beider Kirchen; dass Du unsere Kirche liebst, beweist mir, dass Du diesen Geist begriffen hast. Deshalb habe ich über Dich den Segen gesprochen und möge er über Dir bleiben in Ewigkeit!" Dieser kleine Zwischenfall konnte meine Sympathie und Hochachtung für den Greis nur erhöhen. Wir gingen im Dorfe herum, bis die starke Sonnenhitze uns ins Pfarrhaus zurücktrieb. Während sich die Mutter mit ihrem Makse unterhielt, hatte Maca das Haus besorgt und uns ein ländliches, schmackhaftes Mittagessen bereitet. Nach Tisch musste ich von meinen Eltern und Geschwistern, von meiner schon mehrjährigen Freundschaft mit Makse erzählen, und die beiden Frauen hörten diesen einfachen Schilderungen mit einer Aufmerksamkeit zu, wie wenn ich ihnen eine homerische Rhapsodie recitierte. Auf dem Lande und unter einfachen, guten Menschen ist auch das Alltäglichste, insofern es sich auf einem fremden Schauplatz abspielt, neu und interessant. Den Abend verbrachten wir zu Dritt, Maca, Makse und ich, allein, und des Erzählens gab es kein Ende.

Am zweitnächsten Tage war Sonntag und Makse sagte mir, es würde Vater, Mutter und Schwester freuen, wenn ich zum Gottesdienst kommen würde. Ich hätte es auch aus eigenem Antriebe gethan, weil ich es für eine Pflicht der Gastfreundschaft hielt. Die Liturgie des heiligen Johannes Chrysostomos ist wohl schön und hat mehrere feierliche und erhebende Momente, aber die hundertfachen Wiederholungen der Responsorien verlängern sie ungebührlich und machen sie eintönig. Wenn in Karlstadt der serbische orthodoxe Bischof Lukian Mušicki — ein höchst

geistreicher, gelehrter und als Dichter in kirchenslavischer Sprache sehr hochgeschätzter Mann — in der serbischen Kirche pontificirte, liess ich es mir nicht nehmen, der Liturgie beizuwohnen und lernte durch das öftere Hören diese Responsorien auswendig und sang sie mit. Meine Lehrer, die Franciscanermönche, machten mir, mit Ausnahme eines einzigen, niemals eine Bemerkung über den Besuch der „schismatischen" Kirche, und diesen einen brachte ich durch die scheinbar unbefangene Frage in Verlegenheit, ob es nicht in der heiligen Schrift geschrieben stehe, Gott in allen Zungen zu preisen, also wohl auch in slavischer Sprache? Ich ging also in das bescheidene Kirchlein von Korenica. Der alte Prota feierte die Liturgie mit grosser Andacht und Würde, ich sang mit meiner kraftvollen Barytonstimme die hunderte von Responsorien zu grosser Befriedigung des Prota und seiner Familie mit und nahm auch nach Beendigung des Gottesdienstes aus seiner Hand die Anaphora (Reste des Opferbrotes, welche an die Gemeinde vertheilt werden). Der gute Greis war ganz entzückt, dass ich, obwohl Katholik, in der orientalischen Liturgie so zu Hause sei wie ein Diakon. Am Feste der Verklärung Jesu (18. August) wollte er mich beim Gottesdienste die Epistel singen lassen und Makse sollte das Evangelium singen. Merkwürdigerweise schien Maca sich meiner liturgischen Kenntnisse noch mehr zu freuen, als ihr Vater; Makse, der meine unkirchliche Denkungsweise kannte, begnügte sich zu diesem Erfolge seines Freundes diplomatisch fein zu lächeln.

Da nunmehr das Eis gebrochen und ich als Freund der orthodoxen Kirche anerkannt war, wurde täglich von kirchlichen Angelegenheiten gesprochen, für welche die

beiden Frauen sich noch mehr zu interessieren schienen, als selbst der Prota. Von Theologie als Wissenschaft wusste er unstreitig weniger als ich, aber sein grosser natürlicher Verstand und seine priesterliche Erfahrung gaben seinem scharfsinnigen nnd richtigen Urtheil über kirchliche Angelegenheiten eine überzeugende, zwingende Kraft. Und was er mir hierüber vor mehr als fünfzig Jahren sagte, ist auch noch heute der höchsten Beachtung werth. Makse hatte für kirchliche Angelegenheiten kein Interesse und wollte sich ungeachtet alles Zuredens seines Vaters und des Karlstädter Bischofs Jovanović durchaus nicht dazu verstehen, in den geistlichen Stand zu treten; hätte er es thun wollen, so wäre er jedenfalls als Bischof, möglicherweise als serbischer Patriarch, anstatt als Rath der kroatischen Septemviraltafel (Oberster Gerichts- und Cassationshof für Kroatien) gestorben. Mich aber haben religiöse und kirchliche Angelegenheiten und Verhältnisse ungeachtet (oder soll ich vielleicht sagen, wegen) meiner gänzlichen Freiheit von allen positiv religiösen Voraussetzungen immer in hohem Grade angezogen und so blieben mir auch die Aeusserungen des Prota Prica „alta mente repostae“. Hier mögen einige derselben ihren Platz finden.

„Die Stellung unserer Kirche zum Staate, sagte er, ist in Oestreich eine ganz nnnatürliche. Dass der Katholicismus als die Kirche der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung besonders bevorzugt wird, will ich nicht tadeln, aber dass unsere orthodoxe nnd die protestantische Bevölkerung, bloss weil sie nicht katholisch ist, von der Regierung als politisch verdächtig angesehen nnd bei jeder Gelegenheit gedemüthigt wird, fühlen wir Alle als eine

schreiende Ungerechtigkeit, welche nothwendig jeden Einzelnen erbittern muss. Uns Orthodoxen wird nachgesagt, dass wir für Russland, den Protestanten, dass sie für Preussen mehr Sympathien haben, als für Oestreich. Als vor einigen zwanzig Jahren ein Deutscher als Oberst und Regimentscommandant nach Otočac transferiert und wir commandiert wurden ihm aufzuwarten, empfing er uns orthodoxe Erzpriester mit den Worten: „Ich weiss, dass Ihr alle Feinde des Kaisers seid und, anstatt für unseren Kaiser, bei der Messe für den Kaiser von Russland betet; aber koste es was es wolle, ich werde Euch für unsern Kaiser beten lehren". Wir Alle knirschten vor Zorn mit den Zähnen; dem ältesten von uns, Pero Jovanović, flossen Thränen über seinen langen weissen Bart. Dies anzusehen erbitterte meinen Vetter Simo, der neben ihm stand, und er sagte zu dem Obersten: „Herr Oberst, wir unterstehen uns gegen diese Verleumdung zu protestieren, wir sind so treue Unterthanen unseres Kaiser, wie Sie, und es ist eine Lüge, dass wir für den Kaiser von Russland beten." Der Oberst schrie ihn an: „Sie unterstehen sich mir zu sagen, dass ich eine Lüge gesagt habe! Ich schicke sie augenblicklich zum Profosen (in Militärarrest)! Mir zu sagen, eine Lüge! Man hat mir in Eueren Kirchenbüchern die Stellen gezeigt wo der Kaiser von Russland und die ganze kaiserliche Familie genannt wird, schwarz auf weiss, und Sie unterstehen sich zu sagen, es sei eine Lüge." Er schlug mit seinem Säbel auf den Boden, drehte uns den Rücken und schrie noch lauter: „Gehen Sie!" Wir aber bewegten uns nicht von der Stelle. Er wüthete: „Fort, fort, oder ich lasse Euch alle ins Stockhaus abführen!" Wir aber blieben unbeweglich, und

Prota Orešković, der von uns Allen am besten Deutsch sprach, sagte: „Herr Oberst, wir werden gehen, aber erst muss ich Ihnen sagen, was Sie nicht wissen.“ Er liess ihn reden. „Herr Oberst, alle unsere Kirchenbücher sind in Russland gedruckt, weil es unserer Kirche niemals von der Regierung erlaubt wurde, sie in Oestreich zu drucken, und da ist es ganz natürlich, dass in den in Russland gedruckten Büchern der Name des Landesfürsten steht. Fragen Sie, Herr Oberst, ob in unserer Kirche jemals für einen anderen Kaiser, als für den Kaiser Ferdinand gebetet wird, dann können Sie mir sagen, dass ich gelogen habe.“ Der Oberst unterbrach ihn: „Man hat mir aber gesagt, dass es in den Gebeten ausdrücklich heisst „für unseren Caren.“ — „Ganz natürlich, denn das Wort Car bedentet so viel als Kaiser; den Kaiser kann man auf slavisch eben nicht anders benennen als Car. Machen Sie, dass die Regierung uns erlaubt, unsere Kirchenbücher in Oestreich zu drucken, dann werden Sie sehen, dass darin das Gebet auf den Namen „unseres Caren Ferdinand“ lauten wird.“ Der Oberst schien durch diese Antwort betroffen zu sein und stammelte: „Ja, wenn das wahr wäre, dann —“ Orešković unterbrach ihn: „Sagen Sie nicht, wenn es wahr wäre; es ist wahr.“ Beschämt in seiner Unwissenheit, entliess uns der Oberst mit den Worten: „Entschuldigen Sie mich, meine Herren, man hatte mich falsch berichtet, und gehen Sie mit Gott.“

„Wenn Orešković ihn nicht belehrt hätte, würde der Mann überzeugt geblieben sein, dass wir für den Kaiser von Russland beten und würde diese Lüge als zweifellose Wahrheit verbreitet haben. Sollte man denken, dass solche Märchen in Wien geglaubt werden! Die Regierung

erkennt nicht einmal unsere historische Nationalität an und anstatt Serben, nennt sie uns amtlich „griechisch-nichtunierte Unterthanen". Und wenn sie uns wenigstens als „griechisch-nichtunierte Unterthanen" in Frieden leben liesse! Aber auch das gestattet sie uns nicht. Wenn unsere National-Synode in Karlovci (Karlowitz) einen Bischof zu wählen hat und den Gewählten der Regierung zur Bestätigung präsentiert, fragt man weder in Pest noch in Wien ob der Mann seines Amtes würdig sei, sondern ob er der Union mit der katholischen Kirche geneigt wäre oder nicht. Du hast wohl von Kraljević, dem orthodoxen Bischof von Dalmatien gehört? Der Dalmatiner Vladyka (Bischof) wird nicht von der Synode gewählt, sondern wie ein Beamter von der Regierung ernannt. Kraljević wurde ernannt, weil er in Wien versprach, die orthodoxen Serben Dalmatiens zur Union mit Rom zu bekehren. Ob er wirklich daran dachte, weiss nur Gott. Die Regierung drängte ihn zu raschem Handeln, er aber betonte, dass der Zweck nur durch kluges Zuwarten und langwierige Vorbereitung zu erreichen wäre. Gesprächsweise mit den Einen pries er die Union, mit den Andern nannte er sie eine Pestilenz der Kirche. Er lavierte eine Zeit lang so vorsichtig, dass Niemand hinter seine Intriguen kam. Auf die Dauer war dies nicht durchführbar, und er zerhieb den Knoten. Er liess durch seine Freunde den Orthodoxen einreden, dass er die Union durchführen werde, und dass sie desshalb seine Absetzung von der Regierung fordern sollten. Gewiss ist, dass er in Dalmatien keinen Schritt für die Union gethan hatte, aber das Misstrauen gegen ihn war nun einmal geweckt und er verliess plötzlich seinen Sitz, reiste nach Wien und

stellte sich der Regierung als Opfer ihrer unionistischen Tendenzen und seines Eifers für deren Förderung dar. Die Regierung bestand anfangs darauf, dass er nach Dalmatien zurückkehre, aber er selbst und der Gouverneur von Dalmatien erklärten übereinstimmend, dass dies angesichts der Stimmung der dortigen orthodoxen Bevölkerung schlechterdings unthunlich wäre. Da die Regierung ihm zu glauben schien, oder ihn anderwärts benützen zu können hoffte, versetzte sie ihn mit vollem Gehalt in den Ruhestand und wies ihm Fiume als Wohnort an. So lebt er nun sorgenfrei und verdankt dies nur dem Eifer der östreichischen Regierung für die Union. Nun aber frage ich Dich, welchen politischen oder sittlichen Zweck kann es für die Regierung haben, wenn im Credo der Heilige Geist als von Vater und Sohn oder vom Vater allein ausgehend gepriesen wird, oder wenn der Metropolit von Karlovci für den ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel, oder für den Papst in Rom betet? Wozu also unterstützt die Regierung die katholische Propaganda für die Union und nährt das Misstrauen des orthodoxen Volkes gegen sich? Im vorigen Jahrhunderte nahm die östreichische Regierung unsere vor der türkischen Gewaltherrschaft aus Bosnien fliehenden Glaubensgenossen nur unter der Bedingung auf, dass sie die Union mit der römischen Kirche annahmen. Mancher Uskok (Flüchtling) zog es vor, nach Bosnien zurückzukehren; die meisten unterwarfen sich dieser Forderung um unbehelligt leben zu können und siedelten sich in Žumberak (Sichelburg) und in der Belovarer Grenze an. Was hat nun die Regierung durch diese aufgenöthigte Union gewonnen?

„Unsere orthodoxe Kirche ist von jeher unter dem

Einflusse des Staates gestanden und hat sich ihm niemals entziehen wollen; sie hat niemals, wie die katholische Kirche, die Herrschaft über den Staat angestrebt, sondern vielmehr ihren Einfluss dem Staat zur Verfügung gestellt. So that und thut sie auch in Oestreich, findet aber keinen Dank dafür. Unsere orthodoxe Kirche hat kein ehrgeiziges Oberhaupt wie der Papst, welcher über alle Kaiser und Könige herrschen will. Nachdem sie die dogmatische Einheit des Glaubens und die Gleichheit des Cultus festgestellt, hat sie ohne Gefahr für ihre religiöse Einheit jedem ihr anhängenden Volke die Freiheit zuerkannt, sich als Nationalkirche mit eigener Hierarchie und mit dem Cultus in seiner Muttersprache zu constituieren und ist so eine mit dem Volksleben aufs innigste verbundene Volkskirche, gleichsam die äusserliche Gestaltung des Patriotismus geworden. Die griechische Kirche ist nicht mehr noch weniger orthodox, als die russische und serbische, und während die römische Kirche mit ihrer dem Volke unverständlichen lateinischen Cultussprache auf die Wechselwirkung zwischen dem Priester und der Gemeinde verzichtet hat, kann ich ohne die Mitwirkung der Gemeinde keinen Cultusact vornehmen. In dieser innigen Verbindung unserer Kirche mit dem Volksleben beruht ihre Kraft und diese kann von keiner ihr feindlichen Regierung zerstört werden.

„Ein römischer Kaiser wollte das Christenthum dadurch zerstören, dass er den Christen verbot, Schulen zu besuchen und sie so zwingen wollte, in Unwissenheit geistig zu verkümmern. In Oestreich bestehen für die Katholiken theologische Facultäten an allen Universitäten und in Wien eine theologische Facultät auch für die



Protestanten, als staatliche Anstalten für die höhere Ausbildung des Klerus. Nur für den Klerus der orthodoxen Kirche gibt es in Oestreich keine solche staatliche Bildungsanstalt, obgleich unser so viele da sind wie der Protestanten. Wir sind auf die Bogoslovije (theologische Seminare) angewiesen, welche jedes Bisthum erhält, um die nothwendige Zahl von Priestern zu erziehen. Es fehlt überall an tüchtigen Lehrern, weil es keine Anstalt gibt, wo sie sich ausbilden könnten. Von unseren Klerikern können wir nicht einmal Gymnasialbildung verlangen und müssen uns mit der Kenntniss des Lesens, Schreibens und Rechnens begnügen, weil es uns sonst an Priestern gänzlich mangeln würde. Können wir bei so geringer Vorbildung tüchtige Theologen erziehen? Es schneidet mir ins Herz, wenn die Katholiken uns vorwerfen, dass unser Klerus roh und unwissend ist, weil dies vollkommen wahr ist; aber wen trifft die Schuld, dass er so ist? Die Regierung will uns roh und unwissend erhalten, damit wir nicht gegen den katholischen Klerus aufkommen können, obschon sie weiss, dass unsere Kirche keine Propaganda macht. Und wie ist unsere materielle Stellung beschaffen? Wir leben von dem, was uns unsere Gemeinden geben, die selbst arm sind. Die Katholiken erzählen es sich lachend, dass Pop Jovo seine Kuh oder Pop Luka seine Ziege auf die Weide führe; aber niemand fragt, ob Pop Jovo oder Pop Luka die Mittel besitze, um jemanden zu bezahlen, der dies anstatt seiner thun würde. Mich nennen sie den „reichen Prota", weil ich meinen Makse studieren lasse und kümmerlich erhalte. Hätte ich es thun können, wenn nicht ich und Maca unsere Kuh und unsere Ziegen geweidet hätten? In den Augen

meiner Gemeinde hat es mir nicht geschadet, noch ihrer Liebe und Achtung für mich Abbruch gethan, weil unser Volk verständig ist und menschliche Verhältnisse richtig zu beurtheilen weiss. Und wenn wir gelehrte Theologen wären und grössere Ansprüche ans Leben stellten, würden wir uns in unseren armseligen Verhältnissen zurecht finden können? In Glauben und Gottesfurcht erfüllen wir unsere Pflichten als Menschen und als Priester und leiten unsere Gemeinden zu Glauben und Gottesfurcht an. Um gute, ehrliche und tüchtige Menschen zu werden, bedarf es nicht theologischer Gelehrsamkeit, es genügt, dass sie die zehn Gebote des Alten Testaments und die zwei Gebote Jesu: „Liebe Deinen Nächsten und thue Niemandem, was Du nicht willst, dass Dir geschehe," kennen und befolgen. Die schweren Pflichten des Priesters werden leicht, wenn er sie mit Liebe erfüllt.

„So hoch auch unser orthodoxes Volk sein Pravoslavije (Orthodoxie) hält, leben wir doch in bestem Einvernehmen mit unseren katholischen Brüdern und wo die slavische Liturgie in der katholischen Kirche sich erhalten hat, gehen unsere Leute, wenn sie es näher haben, gern in die katholische Kirche und eben so die Katholiken in unsere orthodoxe: die Verschiedenheit des Ritus stört nicht, wohl aber die Unverständlichkeit der lateinischen Sprache. In meiner Jugend waren noch alle Priester des senjer katholischen Bisthums Glagoljaši (Glagolitiker) *), aber der jetzige Bischof Ožegović ist ein erklärter

*) Glagoljica heisst ein eigenthümliches Alphabet, dessen Erfindung fälschlich dem heiligen Hieronymus zugeschrieben wurde und welches von einigen slavischen Philologen für älter gehalten wird als die den heiligen Kyrillos und Methodios zugeschriebene

Feind der slavischen Liturgie und lässt in seinem Seminar seinen Klerikern nicht einmal das glagolitische Alphabet lehren, so dass die jüngeren Priester die liturgischen Bücher gar nicht mehr lesen können und die Messe mit Ausnahme der Epistel und des Evangeliums lateinisch sagen müssen. In meiner Jugend ging ich an katholischen Feiertagen, welche wegen des Kalenders 12 Tage früher fallen als in unserer Kirche, oft und gern zum katholischen Gottesdienste; jetzt thue ich es nicht mehr, weil ich nicht Lateinisch verstehe und mich daher an der Messe nicht mehr erbauen kann. Es sieht nachgerade so aus, als ob man darauf hin arbeitete, zwischen Christen und Christen eine Scheidewand aufzurichten wie zwischen Christen und Türken."

Diese Gespräche des alten Prota sind mir unvergesslich geblieben und haben mir den edlen Greis nur noch werther gemacht. Ich hätte ihm noch lange zuhören mögen, wenn Makse nicht gedrängt hätte, unseren Aus-

Ćirilica (kyrillisches Alphabet). Die liturgischen Bücher der katholischen Diöcesen in Dalmatien und Kroatien, denen der Papst Johannes VIII. den Gebrauch der slavischen Liturgie des römischen Ritus als Privilegium zugestanden hat, sind mit glagolitischer Schrift geschrieben und gedruckt. Trotz allen Verfolgungen späterer Päpste und Bischöfe hat sich die slavische Liturgie des römischen Ritus in einigen Diöcesen bis heute erhalten. In Agram wurde noch im Jahre 1730 die Messe in slavischer Sprache gelesen. Ihre Einführung in ganz Kroatien ist nicht an dem Mangel guten Willens Papst Leo's XIII., sondern an der geradezu albern zu nennenden Opposition der ungarischen Regierung gescheitert. Papst Leo XIII. hat eine neue Auflage des glagolitischen Missale 1893 in der Druckerei der Propaganda in Rom veranstalten lassen und den katholischen Unterthanen Montenegro's die slavische Liturgie zugestanden.

flug ins Plješivica-Gebirge und zu den Gebirgsseeen von Plitvica zu machen, so lange es noch gutes Wetter gab, denn zu Hause könnten wir ja anch bei Regenwetter debattieren. Die Schönheit des Gebirges und dieser entzückend prächtigen Plitvička Jezera machte den Ausflug zu einer Reihe gennssvollster Festtage in meinem Leben: hier hätte ich meine Hütte banen mögen und beklagte nur, dass Maca nicht mit nns war und dass wir in diesem Paradies oft gar nichts zu essen und zu trinken bekamen, worüber uns alle Philosophie und Naturschwärmerei nicht hinweghelfen könnte.

Das Panorama von der Ostseite der Plješivica zeigte nns ein weites Stück von Bosnien mit dem Städtchen Bišće (türkisch Bihač) zu unseren Füssen und erweckte in mir die Sehnsucht, wieder einmal zu Türken zu gehen. Ich erzählte Makse von meinem Abenteuer in Kladuš; wir lachten über meinen kindischen Streich, der sich nicht wohl wiederholen liesse. Da Makse sah, wie sehr es mich nach einem neuen Abenteuer gelüstete, sann er unaufhörlich auf einen Weg, meine Phantasie zu befriedigen. Nach fünftägiger, mitunter höchst beschwerlicher Wanderung kehrten wir in gründlich zerrissenen Stiefeln in das liebe Pfarrhaus in Korenica zurück, wo wir wie zwei verlorene Söhne aufgenommen wurden. Als Maca uns erblickte, flog sie, oder richtiger gesagt, schwebte sie wie eine Sylphide auf mich zu und wir umarmten und küssten uns wie Geschwister. „Ich sollte Dich gar nicht küssen (das Wort ljubiti heisst ebensowohl „küssen“ als „lieben“), flüsterte sie mit ihrer schönen tiefen Stimme, „denn wir waren in grosser Sorge um Euch wegen Eures langen Ausbleibens. Wir erwarteten Euch schon vorgestern.“

Der liebliche Doppelsinn ihrer Anrede, an den sie gewiss nicht gedacht hatte, machte mein Herz rascher schlagen, aber ich wagte nicht, ihr mehr zu sagen, als dass Makse ihr erzählen werde, wie schwer ich sie vermisst habe. Wir gingen Hand in Hand ins Pfarrhaus, und Makse und ich bekamen zärtliche Vorwürfe wegen unseres langen Ausbleibens zu hören.

Es lebte sich unter diesen edlen guten Menschen so wohlig, dass es mich schmerzte, an den Tag zu denken, an dem ich von ihnen werde scheiden müssen; gleichsam um meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, sprach ich von dem Ausfluge nach Bosnien. Der Prota sagte, dass es sehr umständlich sei, einen Pass vom Generalcommando in Agram zu erhalten, obgleich im Angenblick „Jenseits“ (in Bosnien) vollkommen Ruhe herrsche und der Gesundheitszustand vortrefflich sei; man würde zunächst fragen, was ich in Bosnien zu thun hätte, und da ich am Ende sagen müsste, dass ich nur aus Neugier reisen möchte, wäre es mehr als wahrscheinlich, dass mir der Pass verweigert würde. Er, der Prota, würde jedoch einen anderen Weg versuchen, meine Neugierde zu befriedigen. Er kenne alle Cordonscommandanten sozusagen von ihrer Kindheit an; vielleicht würde am Ende doch einer von ihnen die Verantwortung auf sich nehmen, ihm für Makse und mich einen Passierschein nach Bihač auszufertigen. Er kenne Mehemed Beg Bišćević seit langer Zeit, und insoweit als zwischen einem Hrišcanin (einem orthodoxen Christen; ein katholischer Christ wird Kršćanin genannt) und einem Türken Freundschaft bestehen könne, dürfe er sagen, dass er und Mehemed Beg Freunde seien. Er selbst sei

mit Makse vor Jahren in Bihač gewesen und habe Mehemeds Gastfreundschaft genossen, was auch bei den Türken für ein geheiligtes Band gelte.

In der That gelang dies der diplomatischen Kunst des Greises, dem selbst der strengste und ängstlichste Cordonscommandant gern einen Gefälligkeitsdienst erweisen mochte. Zur Beruhigung des Cordonscommandanten schrieb der Prota an Mehemed Beg, um ihm unseren Besuch anzukündigen und ihn zu bitten, dass er uns einen Momak (jnngen Dienstmann) an die Grenze entgegen sende, um uns nach Bihač zu begleiten. Mehemed Beg schrieb dem Prota — oder richtiger gesagt, liess ihm schreiben, denn er war, obgleich ein grosser Herr, Analfabeta — dass unser Besuch ihm willkommen sein werde nnd dass seine Söhne sich freuen, Makse wiederzusehen. Und so reisten wir nicht als Abenteurer, wie ehedem nach Kladuš, sondern mit ordentlichem Passierschein und türkischer Teskere versehen an die Grenze, wo uns zwei Momci des Paša erwarteten, und trafen in den ersten Nachmittagsstunden in der Kula (Stammschloss) des Beg's ein, der uns freundlich empfing und uns sogleich Kaffee und Čibuk servieren liess.

Mehemed Beg Bišćević war, wie sein Familiennamen beweist, seiner Nationalität nach Kroat und weil nur die katholische kroatische Aristokratie, um ihren Besitz und ihre Standesprivilegien zu retten, nach der Eroberung Bosniens durch die Türken zum Islam übergetreten war, blieben seine Vorfahren Feudalherren und erbliche Begovi (Beg entspricht dem türkischen Worte Bey in der Bedeutung Fürst oder Herrscher) von Bišće. Mehemed Beg war auf seinen uralten kroatischen Adel nicht wenig

stolz und sagte, dass er alle die alten „Artije“ (Papiere, Documente) seiner Familie sorgfältig aufbewahre. Er war ein mittelgrosser stattlicher Mann und wenn er französische Kleidung getragen hätte, würde man ihm unbedingt für einen kroatischen oder ungarischen Aristokraten angesehen haben. Sein regelmässig schönes Gesicht wurde durch einen unangenehmen Zug von Härte und Strenge, um nicht zu sagen Wildheit, verunstaltet; in der That war er in Bosnien ein so gefürchteter Tyrann seiner christlichen Unterthanen, wie in der Hercegevina der durch das herrliche Epos Ivan Mažuranić's verewigte Smail Aga Čengić, der Feudalherr von Stolac. Er hatte auffallend kleine weisse Hände, um welche ihn die vornehmste europäische Dame beneiden konnte, und eine tiefe Stimme von einer, mir wenigstens, unangenehmen Klangfarbe. Was mir aber an ihm am meisten auffiel, war die ausserordentliche Eleganz und Vornehmheit seiner Manieren; man hätte glauben können, dass der Mann sie sich am Hofe des Roy-Soleil angeeignet habe. Wie kam dieser absolut bildungslose, gewaltthätige, nur unter eben so rohen Menschen, die vor ihm zitterten, lebende Mann zu seiner gewählten, nicht affectierten, schönen und verbindlichen Sprache und zu diesen bezaubernden, leichten Umgangsformen? Soll man sich dieses Räthsel durch die Annahme lösen, dass das stolze Selbstbewusstsein der absoluten Herrschaft über seine Umgebung, das Gefühl der Würde und die Vornehmheit der Manieren sich seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn vererbten und so in ihm lebendig erhielten? Ich kann nur sagen, dass ich erst in späteren Jahren einen einzigen Mann kennen lernte — den Prinzen Eugen von Savoyen-

Carignan — welcher ein noch vollendeterer Typus eines Grand-Seigneur war als dieser Barbar.

Nach Kaffee und Čibuk liess Mehemed Beg seine zwei Söhne kommen; beide ähnelten dem Vater, waren aber nicht so schön, wie dieser. Sie bewillkommneten Makse als alten Bekannten und sahen mich, wohl weil ich Brillen trug, mit naivem Erstaunen an. Sie waren in unserem Alter, aber kräftiger als wir; die Befangenheit in ihrem Benehmen mochte ihren Grund in der Gegenwart des Vaters gehabt haben. Mehemed Beg sagte ihnen, dass wir einige Tage mit ihnen zubringen werden und dass sie uns alles zeigen sollen, was wir zu sehen wünschten. Die beiden Jünglinge nahmen uns bei der Hand und führten uns fort.

Sie schienen ganz gleichen Alters zu sein, und mochten wohl von zwei verschiedenen Müttern stammen. Der stärkere, Jusuf Beg Mehemedbegović Bišćević — so lautete sein Titel — schien ein recht träger, wortkarger, indolenter Bursche zu sein und an unserer Gesellschaft wenig Behagen zu finden. Dagegen war der zweite, Rustan Beg Mehemedbegović Bišćević, ungewöhnlich begabt und gesprächig. Wie ihr Vater, sprachen auch sie nur slavisch, schön und correct; nur hier und da flickten sie irgend ein einzelnes türkisches Wort ein. Die erste Frage, die Rustan Beg an mich stellte, war die: ob ich lesen und schreiben gelernt hätte. Er könne es nicht und möchte wissen, ob es schwer zu erlernen sei. Ich antwortete ihm, mit slavischen Buchstaben sei es jedenfalls leichter als mit türkischen und ich dächte, dass er es in wenigen Tagen erlernen könnte. Er sah mich ungläubig an und sagte, er würde gleich anfangen.

„Gnt," antwortete ich, „hast Dn irgend ein Buch?"

„Nein."

„Hast Du Papier, Tinte und Feder?"

„Nein."

„Dann wird es allerdings schwer sein, denn auch wir haben kein Buch mitgenommen und haben höchstens einige Stückchen Papier und einen Bleistift."

Makse und ich durchsuchten unsere Rocktaschen und fanden die Stückchen Papier, auf denen ich auf der Plješivica irgend ein landschaftliches Motiv mit einigen Strichen skizzirt hatte.

„Wer hat das gemacht," fragte Jnsuf Beg neugierig.

„Ich."

„Dn? Du prahlst wohl?"

„Dnrchans nicht."

„Gnt, mache mir dieses Thor unserer Kula und den Baum dort und den Hund, der dort unten läuft."

„Recht gern, wenn es Dir Vergnügen macht. Ich brauche aber dazu einen Tisch."

Jusuf Beg klatschte mit den Händen, worauf ein Diener kam, dem er befahl einen Tisch zu bringen. Er brachte eines jener niedrigen Tischchen, anf denen bei den Türken das Essen anfgetragen wird, nnd ich setzte mich mit gekreuzten Beinen nieder, um an's Werk zu gehen; Jusuf Beg mir gegenüber.

Die Stückchen Briefpapier, die ich hatte, waren zum Zeichnen nicht sehr geeignet, aber in Ermangelung von besserem, musste ich mich bequemen. Ein Stück der Burgmauer, das Thor und der Baum waren bald gezeichnet. Jusuf Beg wandte keinen Moment die Augen vom Papier weg, während ich skizzierte und Rustan Beg hinter meinem

Rücken darein blickte. Als die Skizze fertig war, reichte ich sie Jusuf Beg.

„Gut, gut," sagte er, „das ist wirklich diese Mauer und dieses Thor und ein Baum, aber wo ist der Hund?"

„Lass mich warten, bis wir wieder einen unten laufen sehen, dann zeichne ich Dir auch den Hund."

„Also Du kannst nicht machen, was Du nicht siehst," bemerkte er mit geringschätzigem Lächeln.

„Gieb das Blatt her, ich will Dir auch den Hund hineinzeichnen."

Und ich zeichnete einen Köter, so gut ich es eben ohne Modell thun konnte.

„Jetzt ist es recht, ich werde es dem Vater zeigen."

Nachdem dies Examen bestanden war, fühlte ich den Hunger und den Durst erwachen, denn wir hatten den ganzen Tag über nichts gegessen und ausser dem Fildjan (Tässchen) Kaffee nichts getrunken. Auch Makse sah ermüdet aus und meinte, dass wir vor Abend nichts bekommen würden. Endlich erblickte man Sterne am Himmel und wir hörten den Muezzin vom Minaret der Džamija (Moschee) in lang gezogenen Tönen schreien: „Lah illahe illallah, Mohammedun resulullah", (Es ist nur ein Gott und Mohammed ist sein Prophet)! Die beiden Begoviće (Söhne des Beg's) liessen uns allein im Burghofe zurück und gingen ihr Gebet verrichten. Nach geraumer Zeit kam ein Diener und sagte, Mehemed Beg habe uns befohlen, zu ihm zu kommen. Ich und Makse sahen lachend einander an, der Diener zündete einen Holzspahn (luč) an und führte uns ins Zimmer seines und nach seiner Ansicht auch unseres Gebieters.

Ich begrüsste ihn nach türkischer Art mit „akšam hairolsun", (Möge Euch der Abend glücklich sein).

Er sah mich erstaunt an. „Wo hast Du das gelernt, dete (Kind), kannst Du denn türkisch?"

„Nein, Herr, ich kann nur wenige Worte und Redensarten, die ich von dem Franciscanermönch Filip Pašalić aus dem Kloster Fojnica gelernt habe, als er einige Monate in Karlstadt war.

„Du kennst also den Fuchs Filip; ein gescheiter Mann, der Filip, der sich bei allen unseren Veziren (Gouverneuren) einzuschmeicheln verstand. Sonst ein braver Mann, der Filip, nur gar zu fein. Und was hast Du von ihm gelernt."

„Saba hairolsun" (Möge Euch der Morgen glücklich sein).

„Was noch? Weiter!"

„Selamun alejkimün" (Der Friede sei mit Euch), „alejkimün selamun" (Mit Euch möge der Friede sein).

„Das dürfen nur Moslim (Rechtgläubige, nämlich Türken) sagen, sage es nicht wieder. Nun weiter."

„Ešheddun en lah illahe ill allah, veešhedun ene Mohamedun abduhuh veresuluhuh" (Ich glaube an den alleinigen Gott und glaube an Mohammed seinen Gesandten und Propheten).

„Aferim (vortrefflich)! Wenn Du das von Dir sagst, bist Du dadurch schon ein Musulman (ein Rechtgläubiger, nämlich Türke). Weiter, weiter."

„Ana sene sitim" (ein zotenhaftes Schimpfwort).

„O pfui, Schande, schrie Mehemed Beg auf, weisst Du, was das na naški (in unserer Sprache) bedeutet?"

„Nein, ich weiss es nicht."

„O der Schelm! Sagtest Du das einem Türken, so würde er Dir mit Fug und Recht den Kopf abhauen; O der nichtswürdige Džaur (Ungläubiger), er verdiente dafür 50 Stockstreiche auf die Tabani“ (Fusssohlen; eine in der Türkei übliche unmenschliche Strafe).

Seine beiden Söhne kicherten, aber eine Kopfbewegung des Vaters verscheuchte das Lächeln von ihren Lippen.

Mehemed Beg klatschte mit den Händen und die Diener brachten fünf kleine Esstische mit kleinen Essschalen herbei, in denen die Speisen wie Rationen für Soldaten sich befanden. Ausser dem niemals fehlenden Pilav (Lammfleisch mit Reis gekocht) und süssem Mehlgebäck gab es noch drei oder vier Speisen, die sammt ihrem Namen mir unbekannt waren. Erst wurde uns Wasser auf die Hände gegossen aus silbernen Kannen über silbernen Schüsseln und parfumierte Handtücher zum Abtrocknen gereicht, dann setzten wir uns mit gekreuzten Beinen nieder und assen, selbstverständlich ohne Messer und Gabeln, mit den Fingern, tranken ebenso selbstverständlich, keinen Wein, sondern Rakija (Pflaumenbrandtwein); nach dem Essen bekamen wir Kaffee und Čibuk und wuschen uns nochmals die Hände. Dank unserem Hunger schmeckte uns das ganz gute Essen doppelt gut. Während des Essens sprach niemand; nur der Burgherr ermunterte uns zeitweise zum Zugreifen mit dem Worte „jedi, jedi“ (iss, iss)! Als seine Söhne aufstanden, erhoben auch wir uns und wünschten ihm gute Nacht.

In meinem und Makse's Elternhause an weibliche Tischgesellschaft gewöhnt, vermisste ich diese schmerzlich und während des Essens waren alle meine Gedanken bei

Maca. Leichter entbehrte ich den fehlenden Wein. Die Stuben, die uns angewiesen wurden, waren reinlich, aber enthielten kein Möbel, ausser einem mit Polstern und den jetzt allgemein bekannten, im Hause gewebten „bosnischen“ Teppichen bedeckten Diwan der als Bett diente. Ein Diener breitete darüber reinliche Betttücher und als Decke einen Teppich aus. In einer Ecke der Stube stand eine Wasserkanne und ein Waschbecken aus massivem Silber, auf dem Fussboden und über der Kanne ein reichgesticktes, parfumiertes seidenes Handtuch. Der Diener nahm die mitgebrachte Lampe beim Fortgehen mit und überliess es mir, mit dem Auskleiden und zu Bett gehen im Finsteren fertig zu werden, so gut ich es konnte. Ich rief ihm jedoch nach und bat ihn mir die Lampe zu lassen. Müde wie ich war, schlief ich sofort ein, und erwachte am Morgen erst, als der Muezzin zum Gebet rief.

Makse rief mir aus der anstossenden Stube, ob ich schon aufgewacht sei. Nachdem ich mich gewaschen und angekleidet, ging ich zu ihm und setzte mich zu ihm auf sein Nachtlager. Auch er hatte gut geschlafen und war in heiterer Stimmung aufgewacht. Wir philosophierten über türkische Lebensweise, von welcher wir das Alltäglichste gestern gesehen hatten, und über unsern Burgherrn, in deutscher Sprache, um von niemandem verstanden zu werden. Diese Betrachtungen wurden durch den Eintritt Rustan Beg's unterbrochen, welcher uns zu seinem Vater rief.

Mehemed Beg empfing uns mit grosser Freundlichkeit und fragte uns, ob wir mit allem zufrieden waren und gut geschlafen haben, was wir wahrheitsgemäss bejahten. Es wurde Kaffee und Čibuk gebracht, und nachdem wir

ausgeraucht hatten, sagte er zu seinen Söhnen, dass sie uns die „Stadt“ zeigen und zum Kadija (Richter) und zum Mollah (türkischer Priester) führen sollten, bis es Essenzeit wäre. Zwei Diener begleiteten nns dahin. An der „Stadt“, einem Labyrinth von kleinen, baufällig aussehenden Häusern konnten wir kein grosses Wohlgefallen finden. Der Kadija war ein Mann in den vierziger Jahren und schien hinwiederum an uns Unglänbigen kein Behagen zu finden, obwohl wir Mehemed Beg's Gäste waren. Wir wurden mit Kaffee und Čibuk bedient; der nicht sehr gesprächige Kadija verstummte nun gänzlich und da wir sein Schweigen als Zeichen zum Aufbruch denteten, gingen wir. Der Mollah empfing uns weit freundlicher. Er war ein Mann von über sechzig Jahren, sein Gesicht war mager, seine Stimme sehr angenehm. Sowohl er als der Kadija waren Slaven und sprachen rein und correct ihre Muttersprache. Er fragte, ob wir Hristijani oder Kršćani (orthodoxe oder katholische Christen) seien und sagte uns, dass er Makse's Vater seit langem kenne. Nach Kaffee und Čibuk verstummte auch er, wir empfahlen uns Seiner Hochwürden zu Gnaden und kehrten in die Kula zurück.

Rustan Beg kam von Neuem auf seinen Wunsch zurück, Slavisch lesen und schreiben zu lernen. Ich versprach ihm, eine Fibel und Schreibhefte zu schicken. Da er jedoch gleich anfangen wollte, verlangte ich Papier, Tinte und Feder, welche ein Diener irgendwo in der „Stadt“ auftrieb; anstatt einer Feder brachte er einen Kalem (Schreibrohr), dessen man sich beim Schreiben mit arabischer Schrift bedient. Zu meinem Zwecke war der Kalem geeigneter als eine — in Bišće gänzlich unbe-

kannte — Gänsefeder. Ich malte das ganze kyrillische Alphabet in grosser Druckschrift und zum Schlusse ein Dutzend Worte aufs Papier und erklärte meinem eifrigen Schüler den Laut jedes Zeichens. Er hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, vergass aber im nächsten Augenblick die Bedeutung des Buchstabens. Ich tröstete ihn, dass er dies aus der Fibel leichter erlernen werde, als auf diese Weise; denn es wäre doch unnütz, dass er sich jetzt abmühte. Er ruhte jedoch nicht, bis er einige Buchstaben erlernte, und wollte mir zeigen, dass es auch so gehen könnte.

Meine Gefälligkeit flösste ihm Sympathie für mich ein. Er wurde zutraulich und nach dem Essen führte er mich in den Burghof und bat mich, seinem Vater ja nicht zu sagen, dass er lesen und schreiben lernen möchte.

„Babbo meint," erzählte er uns, „dass dies sich für einen „Herrn" nicht schicke. Dazu sei der Pisar (Schreiber) da, der, wenn eine Knjiga (eigentlich Buch, hier jedoch Brief) ankomme, sie vorlesen und die Antwort so schreiben müsse, wie ihm geheissen werde. Babbo drücke nicht einmal sein Siegel auf den Brief, sondern ziehe den Ring vom Finger und gebe ihn dem Pisar, damit er es thue. Er, Rustan Beg, sei anderer Meinung als sein Vater, er möchte Bücher lesen, jene grossen dicken Bücher, deren er einige gesehen, und seine Briefe selbst schreiben, anstatt seine Gedanken und Wünsche einem Pisar anzuvertrauen. Dies sei oft gefährlich, weil der Sultan und die Stambulske Efendije (die Beamten in Konstantinopel) auf die Bosanska Gospoda (den bosnischen Erb-Adel) eifersüchtig seien und immer daran arbeiten,

deren alte Rechte zu vernichten und die Osmanlije (osmanische Türken), die doch eine wahrhafte Fukara (Proletariat) seien, über uns herrschen zu lassen. Sein Vater habe vor zwanzig Jahren dem Sultan einen Brief geschrieben und sich gegen den Vezir und diese Fukara beklagt; aber bevor der Brief dem Sultan in die Hände kam, wusste der Vezir jedes Wort, welches darin stand, sammelte einen Tabor (Feldlager) unter einem Ferik (Generallieutenant) und schickte ihn gegen Bišće, um es zu zerstören und den Vater zu fangen und seinen Kopf nach Stambul zu senden. Es kostete ihm tri tovara zlata (drei Lasten Gold = schweres Geld) den Ferik zu bestechen, dass er seine Soldaten von uns schlagen liess und nach Travnik floh. Denke Dir, wieviel mehr es kostete, den Vezir zu bestechen, damit er nicht einen neuen Zug gegen uns unternehme! Ist es ein Wunder, wenn mein Vater die Osmanlije mehr hasst als die Hristijani, und wenn er sagt, dass die tužna Bosna (das arme Bosnien) nicht glücklich werden könne, so lange noch ein einziger Osmanlija dessen Boden tritt? Und wie sein Vater dächten gar viele Bosanska Gospoda, aber sie dürften es nicht zeigen, weil, wenn wir die Osmanlije aus Bosnien vertrieben, der Česar (Kaiser von Oestreich) dem Sultan zu Hilfe kommen und uns vernichten würde. Und so müssen wir ertragen, dass irgend ein beliebiger Protuha od Osmanlije (ein osmanischer Abenteurer) als Vezir nach Bosnien geschickt wird, um uns zu brandschatzen und über uns den Herrn zu spielen."

Ich und Makse hörten mit verhaltenem Athem diesem spontanen Herzenserguss Rustan Beg's zu und lernten dadurch seinen Vater besser kennen, als wenn wir mit

ihm einen Scheffel Salz gegessen hätten, da der sehr kluge erfahrne Mann sich gewiss gehütet haben würde, vor zwei Džauri sein Herz auszuschütten, wie es sein Sohn gethan. Ich sagte auf Deutsch zu Makse, dass diese Enthüllung einer dreitägigen Entbehrung von Speise nnd Trank werth gewesen wäre und dass wir daraus gelernt haben, was alle unsere Bücher uns nicht geoffenbart hätten.

Makse drängte zur Heimkehr, während ich gerne noch einige Tage in Bišće zugebracht hätte. Mehemed Beg redete uns znm Bleiben zu und Rustan Beg ging in seiner Anhänglichkeit so weit, dass er uns umarmte und uns seine Pobratimi nannte. Aber wir gaben nur noch einen Tag zu, der uns Gelegenheit gab, noch Manches zu lernen.

„Ich sage dies nicht, um Euch Christen zu gefallen,“ sagte Rustan Beg, „sondern weil ich und mein Vater so denken: ich bin kein Feind Eurer Vjra (Glauben), obgleich mein Din (Glauben; wird nur vom Islam gebraucht) der bessere ist; aber ich mag weder Hristijani noch Kršćani leiden, und will Euch sogleich sagen, warum? Die Raja (christliche Unterthanen) hasst uns, nicht weil wir Musulmanen, sondern weil wir ihre Herren sind. Sie weiss, dass wir die Herrschaft der Osmanlije nur mit Zähneknirschen ertragen, wie die Raja die unsere verabscheut. Was thut sie nun? Sie stellt sich an die Seite der Osmanlije gegen uns, kriecht vor dem Sultan und Vezir und verdächtigt uns als Feinde des Sultans. Eure Priester gehen im Konak (Palast) des Vezir ein und aus, küssen ihm das Kleid und wissen ein nachtheiliges Wort gegen den Beg oder den Spahija einfliessen zu lassen.

Der Vezir, der unser natürlicher Feind ist, schneidet sich diese Klagen und Verdächtigungen aufs Kerbholz und wenn es ihm nicht gelingt, uns grössere Uebel zuzufügen, dienen sie ihm wenigstens dazu, uns zu brandschatzen und sich zu bereichern. Jeder Vezir ist aus Bosnien reich weggegangen, jeder nahm Türken und Christen weg, was er nur nehmen konnte. Aus Hass gegen uns, die Bosanska Gospoda, macht sie sich zum Werkzeug zu unserer Bedrückung, obgleich es ihr nichts fruchtet. Mein Vater sagt oft: Wenn man sich auf die Raja verlassen könnte, wäre Bosnien schon längst ein freies Land; aber wer darf diesen Christenhunden trauen, dass sie ihn nicht in Stücke zerreissen? Auf einen Türken kommen in Bosnien zwei Christen, aber das würde uns nicht schrecken, denn wir haben Waffen und sind Junaci (tapfer, Helden), und die Raja ist feig, weil sie keine Waffen hat. Wir würden von ihr nichts weiter verlangen als dass sie sich ruhig verhalte und nicht gegen uns conspiriere. Aber insgeheim würde sie es mit jedem Feind, mit dem Sultan, mit dem Česar, mit dem Car, gegen uns halten und uns an ihn verrathen. Sollen wir sie also nicht hassen und nicht verhindern, dass sie uns schade? Wir müssen sie streng halten, wir müssen hindern, dass sie reich werde, damit sie uns nicht über den Kopf wachse. Sagt, Ihr, die Ihr Christen seid, ob Ihr in unserer Lage nicht eben so handeln müsstet?“

Wir hörten dem Jüngling, der sich so recht in den Eifer hineinredete, mit dem grössten Interesse zu, denn obgleich er viel Geist hatte, konnten wir in diesen Reden doch nur das Echo dessen hören, was er von seinem Vater in Gesprächen mit anderen vornehmen Türken ver-

nommen hatte. Eben dass wir aus seinem Munde seinen Vater sprechen hörten, gab seinen Bemerkungen ein Gewicht: er plauderte arglos die intimsten Gedanken seiner Standesgenossen aus. Ich hätte wohl als Gegensatz und Correctiv die Raja zu vernehmen gewünscht, aber da man in ganz Bišće schon wusste, dass wir Mehemed Beg's Gäste waren, hätten wir von den vorsichtigen, misstrauischen und ängstlichen Christen keine offene Sprache über ihre Zustände zu hören hoffen dürfen, abgesehen davon, dass möglicherweise der blosse Umstand, dass wir mit der Raja gesprochen, ihr bei Mehemed Beg Schaden bringen konnte. Wir verzichteten also darauf. Mehr als ich als Knabe in Kladuš gehört hatte, würde ich wahrscheinlich in Bišće nicht erfahren haben.

Der Abschied von Mehemed Beg und seinen Söhnen war überaus herzlich; der bosnische Feudalbaron dankte uns für unseren Besuch und forderte uns auf, im nächsten Jahre wiederzukommen und längere Zeit bei ihm zu bleiben. Er gab uns zwei prächtige Reitpferde und zwei Diener bis an die östreichische Grenze mit, wo sie wieder umkehren mussten. Der Besuch wurde nicht erneuert. Durch die freundliche Vermittelung des Contumazdirectors von Zavalje schickte ich an Rustan Beg eine serbische Fibel und einige Schulbücher. Nach mehren Jahren bekam ich einen von ihm selbst geschriebenen Dankbrief, in welchem er sagte, dass ihm das Lernen mehr Mühe gekostet habe, als ein Krieg, dass er aber überaus glücklich sei, lesen und schreiben zu können. Seine Kalligraphie ähnelte der meinen in meiner Kindheit, aber in Anbetracht, dass er sie ohne Lehrer erlernt hatte, verdiente sie alles Lob. Nach einigen weiteren Jahren sah

ich Rustan Beg am Raštel (Grenzmarktplatz) in Prosičeni Kamen wieder. Gleichzeitig breiteten wir die Arme aus, aber die Schranken waren ja eigens da um jede Berührung zwischen „dies- und jenseits" zu verhindern. Wir plauderten zu grossem Verdruss der Marktbesucher über die Schranken hinweg mit einander; seine Dankbarkeit gegen mich rührte mich tief, als er mir sagte, dass das Lesen der ihm gesandten Bücher aus ihm einen anderen Menschen gemacht habe. Und es waren doch nur Bücher für die serbischen Elementarschulen! Er lud mich nochmals nach Bišće ein und wir trennten uns mit dem Grusse auf Wiedersehen!

Leider kam es nicht dazu. Im Jahre 1850 brach ein Aufstand des bosnischen Feudaladels gegen die mit den staatsrechtlichen, von allen Sultanen erneuerten und bestätigten Privilegien desselben unvereinbaren administrativen Reformen der Pforte aus und wuchs so gefährlich, dass die Pforte ihren besten General, meinen Landsmann Omer Paša Latas als Vezir mit unumschränkten Vollmachten nach Bosnien und der Herzegovina schickte. Omer Paša unterdrückte den Aufstand mit barbarischer Strenge, liess die Häupter der grossen Adelsfamilien niedermetzeln, ihre Güter confiscieren und ihre Söhne als Geisseln nach Konstantinopel schicken. Unter den Ermordeten war auch Mehemed Beg Bišćević; seine Söhne Rustan Beg und Jusuf Beg sollen auf dem Wege nach Konstantinopel gestorben sein; mit anderen Worten: sie sind ermordet worden — pojela jih pomrčina (die Dunkelheit hat sie aufgegessen) sagt man von solchem „zufälligen" Verschwinden. Mehemed Beg Bišćević galt für einen sehr reichen Mann und Omer Paša war nicht der

Mann sich eine solche Beute entgehen zu lassen. Auch Ali Paša Stočević, der frühere Vezir der Herzegovina, wurde in gleicher Weise gemordet, aber Omer Paša erreichte hier seinen Zweck nicht, weil, was er allerdings nicht wusste, Ali Paša seine Schätze nach Ragusa in Sicherheit hatte schaffen lassen.

Bei seinen politischen Combinationen hatte Mehemed Beg vergessen, mit der Eventualität zu rechnen, dass die Bosanska Góspoda einmal einem fähigen General der Pforte gegenüberstehen könnten, der durch ihre Vernichtung sich noch mehr zu bereichern hoffte, als durch die landesübliche Bestechung. Nach der Ausrottung des alten Erbadels wurde Bosnien und die Herzegovina des letzten Scheines der historischen Autonomie beraubt. Das tragische Schicksal der Familie Bišćević betrübte mich tief, denn ich zweifelte nicht, dass Rustan Beg, wenn er am Leben geblieben wäre, die Pläne seines Vaters weiter gefördert und vielleicht auch verwirklicht hätte. Der seit Omer Paša's Vernichtungskampf stets wachsende Hass des bosnischen Feudaladels gegen die osmanischen Türken hat unstreitig die östreichische Occupation Bosniens und der Herzegovina bedeutend erleichtert, da der Adel kein Interesse hatte die Herrschaft der Pforte zu vertheidigen.

Als Makse und ich in das stille Pfarrhaus in Korenica zurückkehrten, war der Freude kein Ende. Wir mussten das Gesehene und Gehörte erzählen, der Prota war jedoch der Ansicht, dass die Raja es unter der souverainen Herrschaft des bosnischen Feudaladels keineswegs besser hätte, als unter der Herrschaft der Pforte. Der Rajetin (der einzelne christliche Unterthan) sei für die Türken

nachzudenken haben, bis Du wiederkommst und mir noch Anderes erzählst. Nicht wahr, Braco (Brüderchen)?“ Ich konnte mich nicht enthalten, sie zu umarmen, und sie erwiderte unschuldvoll meine Küsse mit schwesterlicher Zärtlichkeit. Mein Blut war jedoch heisser und ich fühlte die Nothwendigkeit und die Pflicht, mich diesem geschwisterlichen Zusammenleben, so bestrickend es auch für mich war, rasch zu entziehen. Konnte es doch nicht ewig so bleiben! Unter diesen durch und durch unschuldigen Tändeleien war schon beinahe ein Monat verflossen, wie wenn es nur wenige Tage gewesen wären. Vater, Mutter, Bruder und Schwester wollten, dass ich bis zum Ende der Ferien da bleiben und dann mit Makse zusammen abreisen sollte. Aber so gern ich auch geblieben wäre, hielt ich doch an meinem Entschlusse fest. Maca schmollte nicht, liess aber ihr Köpfchen hängen. „Wäre es besser,“ sagte ich ihr, „wenn beide Brüder gleichzeitig abreisten? Da Dir der eine noch einen ganzen Monat bleibt, wirst Du den anderen nicht vermissen.“ — „Du bist doch ein rechtes Kind,“ antwortete sie, „Du weisst ja, dass Makse sich nicht mit mir beschäftigt. Ich bin ein ungebildetes Dorfmädchen und er weiss mit mir nichts anzufangen. Es ist ihm niemals in den Sinn gekommen, mir die Geschichte von Romeo und Julia oder von Margarethe und Faust zu erzählen. Du sagst, dass Makse so gescheut ist und schon viel gelesen hat; wie sollte er also diese wundervollen Geschichten nicht wissen? Und dennoch hat er sie mir niemals erzählt.“

Zum Freitag, der Markttag in Karlstadt war, gingen einige Grenzer mit ihren Wagen in die Stadt. Dies war

die einzige mögliche Gelegenheit, mit geringen Kosten dahin zu reisen und durfte daher nicht versäumt werden. Der Prota sagte ihnen, dass sie mich so halten sollten, wie wenn ich sein Sohn wäre. Eine bessere Empfehlung konnte man sich in Korenica nicht denken. Am Dienstag Abend assen wir zum letzten Mal zusammen, denn Mittwoch früh mussten wir aufbrechen. Dieses letzte Liebesmahl verlief traurig und schweigsam. Ich nahm dankbar und tiefbewegt Abschied von dem vortrefflichen Greis und seiner herzensguten Frau und näherte mich Maca. „Sage mir nichts, ich werde Dir morgen selbst den Kaffee bereiten.“ Ich plauderte mit Makse bis tief in die Nacht hinein und legte mich angekleidet zu Bett.

Wagengerassel vor dem Pfarrhofe weckte mich aus dem Halbschlummer und gleichzeitig hörte ich Maca's Stimme, die mich an der Thür fragte, ob ich schon aufgestanden sei. Ich ging ihr entgegen und sagte ihr, dass ich beinahe gar nicht geschlafen habe und daher leicht aufstehen konnte.

Wir gingen ins Speisezimmer. Sie setzte sich mir gegenüber zu Tisch.

„Wirst Du wohl auch gewiss wiederkommen?“ fragte sie. „Vater und Mutter sind alt und wenn Du nicht bald kommst, wer kann wissen, ob Du unser Haus so wiedersehen wirst, wie Du es jetzt verlässt?“

„Ich werde kommen und hoffe, alles so zu finden, wie ich es jetzt verlasse!“

„Ich will Dir glauben, aber wenn jetzt Du und später Makse fort seid, wird mir in meiner Dorfeinsamkeit die Zeit doch sehr lang vorkommen.“

Ich stand auf und umarmte sie: „So oft Makse

Dir schreiben wird, werde ich Dir Gruss und Kuss senden. Bist Du doch meine liebe Posestrima!"

„Und nun gehe mit Gott," sagte sie mit bewegter Stimme und küsste mich innig. Mir wurde der erste Schritt über die Thürschwelle recht schwer, aber er musste gethan werden und ich schwang mich auf meinen aus Heu bereiteten Sitz im Bauernwagen. Maca blieb an der Thür stehen und wir beide riefen uns zu: „S Bogom" (Adieu). Auf dem langen Wege blieben meine Gedanken bei ihr, und jeder Brief ihres Bruders brachte ihr meine Grüsse und Küsse.

Während der nächsten Sommerferien machte ich einen Ausflug in die Militärgrenze und es verstand sich von selbst, dass ich auch nach Korenica ging, wohin Makse direkt von Karlstadt gereist war. Vater, Mutter und Maca empfingen mich mit gleicher Herzlichkeit. Maca war im Verkehr mit mir so unbefangen, wie früher, wir plauderten und küssten uns bisweilen so herzlich, wie im Vorjahre, aber meine Zuneigung zu ihr war jetzt wirklich eine geschwisterliche geworden, wie es die ihrige immer gewesen war. Mein Aufenthalt konnte diesmal nur kurz sein, da ich auch das likaner Grenzregiment bereisen wollte. Der Abschied war um so zärtlicher, als ich im folgenden Jahre Karlstadt meiner Studien wegen verlassen sollte.

Den Prota und die Poša habe ich leider nicht wieder gesehen, sie waren einander bald ins Grab gefolgt. Maca heirathete einen braven Priester und lebte in glücklicher Ehe. Noch kurz vor dem Tode Makse's schickte ich ihr meine Grüsse und Küsse, welche sie eben so herzlich erwiderte.

9.

Als ich im October 1842 in die höchste, die sechste Klasse des Gymnasiums trat, stand ich im 19. Lebensjahre und musste nun erwägen, was ich nach Absolvierung des Gymnasiums beginnen sollte. Meine Eltern wünschten dass ich, wie es üblich war, an der Akademie in Agram Jus studiere. Die vorgeschriebene Vorstufe dazu war der zweijährige Lehrcurs der „Philosophie". Zum Rechtsstudium hatte ich nicht bloss keine Neigung, sondern ich hegte vielmehr eine entschiedene Abneigung dagegen. Glücklicherweise hatte ich noch drei Jahre, eines auf das Gymnasium und zwei auf der Akademie, vor mir bevor ich in das Joch des Jus gespannt werden sollte. Dies war mir ein grosser Trost. Dem Wunsche der Eltern zu widerstreben, sah ich als eine gröbliche Verletzung meiner Kindespflichten und der ihnen schuldigen Dankbarkeit an, aber ich hoffte, dass mein Vater, der mir bisher volle Freiheit gelassen hatte, zu lesen und zu lernen, was und wie ich es wollte, meinen Neigungen keinen Zwang anthun werde. Es war in unseren Adelsfamilien zur traditionellen Sitte geworden, den jüngeren Söhnen mehr Freiheit zu gewähren, als dem erstgebornen, und darauf war ihre ganze Erziehung begründet. Einer musste nothwendig zu „kaiserlicher" Gesinnung gedrillt werden, die übrigen konnten allenfalls auch „Rebellen" werden. Diese Tradition hatte offenbar ihren Ursprung in den Zeiten der Parteiungen früherer Jahrhunderte. Da Hochverrath — und was liess sich damals nicht zu Hochverrath stempeln! — und Ketzerei (haeresis damnata) nicht nur mit dem Tode, sondern auch mit Vermögens-

confiscation (ammissio capitis et bonorum) bestraft wurden, war es sehr klug ausgedacht, dass, ob nun die „kaiserliche“ Partei oder die „Rebellen“ siegen mochten, ein oder der andere Sohn auf diese Weise der Confiscation der Familiengüter entgehen konnte. Die Zeiten Zápolyá's, Rákóczy's und Bocskay's waren nun allerdings vorüber, aber wer konnte voraussehen, was noch kommen konnte? So mochte wohl auch mein Vater gedacht haben, als er mich frei entwickeln liess, wie ich wollte und wie es meine ganze Anlage mit sich brachte, da mein Bruder in der Armee diente und von dieser Seite nichts zu befürchten war.

Meine Studien hatten mich, wie ich vorhin darlegte, zum Rebellen gegen die östreichische Geschichtsauffassung, gegen die ungarische Staatsverfassung und nicht nur gegen die katholische Kirche, sondern gegen allen positiven Glauben gemacht, denn wenn ich auch für die kirchliche Reformation warme Sympathie hegte, lag der Grund weit mehr in deren Opposition gegen die Papstkirche und deren weltliche Schergen als in einer etwaigen Vorliebe für ihre Dogmatik, die mir nicht weniger ungereimt schien, als die katholische. Meine Lehrer waren nicht die Männer, die mich hätten überzeugen können, dass ich darin Unrecht haben könnte; im Gegentheil, alles, was sie lehrten, bestärkte mich in meinen Ansichten. Ueber Religion und Philosophie, Geschichte und Politik, Litteratur und die menschliche Gesellschaft hatte ich mit achtzehn Jahren mir so bestimmte und präcise Ideen gebildet, dass, ob sie nun richtig sein mochten oder nicht, fremde Einflüsse nicht vermocht hätten, sie zu erschüttern oder mich vom

Gegentheil zu überzeugen. Wohl oder übel, ich war mit achtzehn Jahren vollkommen mit mir selbst fertig; das Facultätsstudium musste nur meine ungenügenden Kenntnisse in den Naturwissenschaften, in Jurisprudenz, in Philologie und Theologie ergänzen, aber an meiner auf einer jedenfalls noch mangel- und lückenhaften philosophischen und historischen Bildung begründeten Weltanschauung konnte es nicht mehr viel ändern.

Meine selbsterworbene Bildung wurzelte wesentlich in der Cultur des 18. Jahrhunderts, denn wenn ich auch die antike Litteratur, vornehmlich die griechische, mit jugendlicher Begeisterung in mich aufgenommen hatte, erfüllten mich doch vorzugsweise die Ideen, die ich aus dem Studium Voltaire's, Gibbons, Lessings, Herders und Goethe's geschöpft hatte. Mit und in ihnen, in ihrer Atmosphäre lebte ich und fand darin ein so grosses Behagen, dass ich mich aus diesem Kreise nicht heraussehnte. Was mir die Litteratur des 19. Jahrhunderts bot, war allerdings eine erwünschte und hocherfreuliche Ergänzung und zum Theil Vertiefung jener Grundlegung, konnte aber das gewonnene Ergebniss nicht umgestalten und fügte sich gewissermaassen nur als Ornament in den fertigen Bau ein. In den seither verflossenen fünfzig Jahren habe ich „ohne Rast und ohne Hast“ an meiner geistigen Fortbildung gearbeitet und immer neue Schösslinge an den alten Stamm angesetzt, indem ich jedes bedeutende Werk aller europäischen Litteraturen auf dem Gebiete der Philosophie, Geschichte, Philologie, Staatswissenschaft, der Naturwissenschaften, der Religionsgeschichte und insbesondere der Kunstwissenschaft gewissenhaft studierte, mir daraus, was ich vermochte, aneignete, und

dadurch meinen geistigen Gesichtskreis erweiterte; aber jene Grundlage ist dadurch nicht verrückt worden, und ich möchte daraus schliessen, dass sie eine gute und feste war. Ich sträubte mich niemals gegen die Anerkennung eines wirklichen Fortschrittes, obschon ich mich gegen manche Behauptung, dass ein solcher im gegebenen Falle vorliege, mehr oder weniger skeptisch verhielt, denn ich vergass nicht die goldenen Worte des Xenophanes

„Zeigten die Götter den Sterblichen doch nicht alles von Anfang,
„Sondern suchend finden sie selbst allmählich das Bess're."

Die Beruhigung, welche Andere in einem positiven Glauben suchen, fand ich in der Philosophie, und wenn nach Spinoza die menschliche Seele um so vollkommener und tugendhafter ist, je mehr sie sich thätig und je weniger sie sich leidend verhält, strebte auch ich diesem hohen Ziele zu, strauchelte aber auf dem Wege, weil das Erwachen heftiger Leidenschaften über meinen Willen das Uebergewicht bekam. So lange ich mir die Kraft zumuthete, über sie Herr zu werden, war ich streng gegen mich selbst und glaubte mich desshalb berechtigt, es auch gegen Andere zu sein. Ich verzieh mir nicht den geringsten Fehler, und war in meinem Rigorismus so unbeugsam, dass mein Beichtvater — wir Gymnasialschüler mussten zweimal in jedem Schuljahr beichten — mein Sündenbekenntniss mit Lächeln anhörte und mir als Busse höchstens das Beten von drei „Vaterunser" und „Avemaria" auferlegte, was doch das Minimum einer Bussübung war. Aber nach und nach wurde ich gegen mich selbst immer nachsichtiger, ohne es gegen Andere zu werden: wahrheitsliebend und wahrhaft blieb ich jedoch auch dann, wenn ich mich eines Fehlers anklagen musste.

Alles dies vollkommen unabhängig von der Schule, in welcher ich platterdings nichts zu lernen hatte, weil ich alle in der Klasse vorgeschriebenen Lehrgegenstände besser wusste, als meine Lehrer, deren einer z. B. in der griechischen und mathematischen Stunde das Schulzimmer zu verlassen pflegte und mich beauftragte die Lection zu ertheilen. Meine Mitschüler wussten, dass ich es besser thun konnte als der Lehrer und liessen es sich gefallen, obgleich ich beim Prüfen strenger verfuhr als er.

Mein Freund Makse Prica, der mir um eine Klasse voraus war, befand sich auf der Akademie in Agram und schrieb mir allwöchentlich, wie es da mit dem Studium erging. Seine Briefe trieben mich in Verzweiflung. Lernbegierig wie ich, jammerte Makse, dass er da nichts lernen könne und klagte über die verlorne Zeit. In einem seiner Briefe aber charakterisirte er mir seinen Professor der Philosophie und skizzirte mir eine von dessen Vorlesungen. Dieser Herr hiess Moyses (sprich Mojžeš), war — selbstverständlich — Priester und galt für ein Kirchenlicht. Er starb in hohem Alter als Bischof von Neusohl in Ungarn. Er war in der That ein intelligenter Mann, hatte aber niemals von Aristoteles noch Platen, weder von Spinoza noch Kant oder Hegel irgend eine Schrift gelesen. Sein Wissen von der geschichtlichen Entwickelung der Philosophie schöpfte er aus dem lateinischen Compendium eines Professors an der Pest-Ofener Universität, welcher es aus dem Werke von Tennemann compilirt hatte. Sein Leibphilosoph war der Leipziger Professor Krug, aus dessen Büchern Moyses sich in lateinischer Sprache ein — ungedrucktes — Compendium für seine Vorlesungen gemacht hatte. Makse's Brief belustigte mich um so mehr, als er

mir darin auch erzählte, dass Moyses, der auch Bücher- und Theatercensor war, und in letzterer Eigenschaft in fortwährendem Verkehr mit Schauspielern stand, einer vorzüglichen, damals in Agram engagierten deutschen Schauspielerin auf Tod und Leben den Hof machte. Ich antwortete ihm in launigster Weise und vertheidigte den philosophischen Moyses der Agramer Akademie und des Agramer Stadttheaters mit beissender Ironie. „O König Wiswamitra", schrieb ich dem Freunde, „o welch ein Ochs bist Du, dass Du von Deinem Professor forderst, dass er sich mit Spinoza und Hegel so abquäle, wie wir zwei es gethan haben, die doch niemals Professoren der Philosophie zu werden beabsichtigen! Hast Du denn nicht den „Faust" gelesen, wo der Phil. Dr. und Professor Mephistopheles die weisen Worte sagt:

„Das Beste was Du wissen kannst
„Darfst Du den Buben doch nicht sagen?"

Wozu brauchte Moyses etwas zu wissen, was er doch nicht sagen dürfte? Hast Du nicht von dem alten Römer gelesen, der „sestertium reliquit sexcenties et numquam philosophum audivit?" Liest Moyses Euch nicht Collegium logicum?

„Da wird der Geist Euch wohl dressiert
„In spanische Stiefel eingeschnürt,"

und

„Wenn Ihr lernt alles reducieren
„Und gehörig klassificieren,"

hat er seine Amtspflicht erfüllt und es ist nicht seine Schuld wenn Euch

„— wird von alledem so dumm
„Als ging' Euch ein Mühlrad im Kopf herum.

Nicht weniger muss ich die Kunststudien des grossen Moyses loben. Als Philosoph muss er sich nothwendig mit Aesthetik beschäftigen und als Theatercensor sie an Schauspielerinnen anzuwenden wissen. Zum Kukuk, ist denn ein Professor der Philosophie und katholischer Priester nicht so zu sagen auch ein Mensch wie wir und darf er nicht an einer vorzüglichen Künstlerin Geschmack finden?" u. s. w. u. s. w.

Dieser Brief wurde unter Makse's Commilitonen bekannt, denen Moyses wegen seines eben so unphilosophischen, als unpriesterlichen Hochmuthes verhasst war, und auf vieles Bitten gestattete Makse einem Freunde die Epistel abzuschreiben. Aus dieser Copie entstanden noch mehre andere*) und eine derselben fiel in die Hände des Professors. Dieser gerieth in Wuth darob und drohte Makse mit Relegation, weil er mir unwidersprechlich Anlass gegeben habe, diesen so ungezogenen Brief zu schreiben. Da ich, wie unter uns Schülern üblich war, den Brief mit vollem Namen und dem Beisatze „Rhetor" (Schüler der 6. Gymnasialklasse) unterzeichnet hatte, wüthete Moyses gegen mich, den er gar nicht kannte, und als er aus dieser Unterschrift sah, dass ich im nächsten Schuljahre voraussichtlich sein Schüler sein werde, focht er mit geballten Fäusten in Makse's Gegenwart in der Luft herum und schrie: „však ja mu dám, však ja mu dám." (Ich werde es ihm heimbezahlen.) Makse meldete mir diese Scene, sprach die Besorgniss aus, dass Moyses an

*) Eine dieser Abschriften habe ich nach einigen Monaten erhalten und besitze sie noch. Der Schluss des Briefes ist nicht zur Mittheilung geeignet, da er zu „realistisch" gehalten ist.

mir bittere Rache üben würde, und rieth mir, einen Entschuldigungsbrief an den Professor zu schreiben. Dazu aber wollte ich mich absolut nicht verstehen, sondern war entschlossen, dem Zorn des Philosophen zu trotzen.

Nun traf es sich, dass gleichzeitig ein Process entschieden wurde, welchen meine Mutter seit dem Jahre 1817 gegen ihren Vormund um die Ausfolgung ihres väterlichen Vermögens geführt hatte, nachdem mein Vater bei seiner Heirath es in den Händen des Vormundes gelassen hatte, um dadurch dessen Einwilligung zur Verheirathung mit meiner Mutter zu erlangen. Der Vormund verweigerte auf Grund dessen nicht nur die Rechnungslage, sondern auch die Herausgabe des Vermögens, da er wusste, wie lange Jahre ein solcher Rechnungsprocess dauern konnte. Es erübrigte nichts, als ihn auf gerichtlichem Wege dazu zu verhalten. Der Process dauerte, bei gar nicht bestrittenem Rechtsgrunde, volle 25 Jahre, weil einerseits das ungarische Gerichtsverfahren jede Verschleppung gesetzlich möglich machte und andererseits der Vormund ein sehr reicher Mann war und alle Taschen voll unwiderstehlicher Gründe hatte, welche Richter und Advocaten einleuchtender waren, als das gute Recht meiner Mutter. In erster Instanz, beim Karlstädter Stadtmagistrate, wurde der Process im Jahre 1839 zu Gunsten meiner Mutter entschieden, der Vormund appellierte jedoch, bloss um die Execution dieses Urtheils möglichst hinauszuschieben, an den Tavernicalstuhl in Ofen, welcher für gewisse königliche Freistädte, worunter auch Karlstadt war, den Appellhof bildete. Das Verfahren dauerte hier noch weitere drei Jahre und der biedere Vormund wurde definitiv zur Zahlung des Kapitals von 119 000 Gulden

sammt Interessen vom Jahre 1817 angefangen und sämmtlicher auf mehr als 40 000 Gulden sich belaufender Kosten verurtheilt und der Karlstädter Magistrat mit der Execution des Urtheils beauftragt.

Es ist leicht sich den Jubel vorzustellen, der wegen der Beendigung dieses langen Rechtsstreites in meinem Elternhause herrschte. Auch ich war davon hocherfreut, jedoch auch besorgt, ob der schurkische Vormund so viel Vermögen besitze, um diese ungeheuren Summen auszubezahlen. Ich wurde wegen dieser meiner Befürchtung geradezu verhöhnt, da man das Vermögen des Vormundes allgemein auf mehr als eine Viertel-Million schätzte. — Es vergingen mehre Wochen bis zur Execution des Urtheils, da der Stadthauptmann ein intimer Freund des Vormundes war und ihm offenbar Zeit lassen wollte, sein Geld mit aller Gemächlichkeit zu verbergen und die Vollstreckung des Urtheils zu vereiteln. Als diese endlich vom Stadthauptmann persönlich vorgenommen wurde, erklärte der Vormund, dass er nichts, als sein Wohnhaus im Werthe von 6000 Gulden und in seiner Kasse eine Baarschaft von beiläufig 3000 Gulden besitze. Mein Vater stürzte auf den Betrüger los und hätte ihn in seiner Entrüstung erwürgt, wenn die Anwesenden ihn von seinem Opfer nicht rasch losgerissen hätten. Mein Vater forderte von dem Stadthauptmann die strengste Bewachung des Betrügers und seines Hausdieners und diese konnte nicht verweigert werden. Es wurde sofort eine Strafklage wegen Veruntreuung des Pupillargutes eingeleitet, und nachgeforscht, wo er sein Geld verborgen haben könnte. Aus einer bei der Hausdurchsuchung vorgefundenen Note ersah man, dass wenigstens ein Theil

seines Vermögens bei einem seiner Freunde in Fiume erliege, dessen Verhaftung für den Fall, dass er das Geld nicht herausgäbe, gefordert wurde. Dieser Biedermann leugnete und protestirte gegen eine Hausdurchsuchung, da er päpstlicher Consul war, doch beeilte er sich nach Ancona zu entkommen. Inzwischen erkrankte der Vormund und starb nach einigen Tagen an Verschlingung der Eingeweide (Ileus). Nach seinem Tode wurde sein treuer Diener in Untersuchungshaft genommen, da er aber standhaft leugnete, von dem Verbleib des Geldes seines Herrn etwas zu wissen und directe Belastungsbeweise gegen ihn nicht vorlagen, musste er nach einigen Monaten freigelassen werden. Wir aber erhielten anstatt der uns gerichtlich zugesprochenen Viertelmillion — ein Haus im Werthe von etwa 6000 Gulden und die vorgefundene Baarschaft von etwa 3000 Gulden, welche durch die Krankheits- und Beerdigungskosten des Verstorbenen und durch die Unterhaltskosten für den Diener auf weniger als 2000 Gulden zusammengeschmolzen war.

Dieser traurige Ausgang des Processes erbitterte mich noch mehr, als ich es schon vorher war, gegen die in Oestreich herrschenden Zustände. In meinem kurzen Leben hatte ich schon so viel Willkür, Unterdrückung und Vergewaltigung des Rechtes der Armen und Schwachen, so viel von deren Elend und Noth gesehen und mitgefühlt, und jetzt einen so bezeichnenden Fall von schmählicher Käuflichkeit der Justiz und Verwaltung erlebt, dass ich in dieser Luft zu ersticken glaubte und mir fest vornahm, aus Oestreich fort und nach Deutschland oder Frankreich zu gehen, dort so viel als ich es im Stande wäre, zu studieren und, wenn

überhaupt jemals, in meine Heimath erst dann zurückzukehren, wenn meine wissenschaftliche Bildung und meine Lebenserfahrung mich in den Stand setzen würden, mit geistiger Ueberlegenheit, moralischer Tüchtigkeit und persönlicher Autorität in die Verhältnisse meines Vaterlandes einzugreifen und zu ihrer Besserung in meinem Sinne mitzuwirken. Der elende Zustand aller Volkswirthschaft und insbesondere des Landbaues und der landwirthschaftlichen Industrie, der unaufhaltbare materielle Ruin des Grossgrundbesitzes und die trostlose Lage des Bauernstandes gab mir den Gedanken ein, die Akademie von Hohenheim und Tharandt zu besuchen. Ich liess mir deren Studierprogramme kommen; als ich aber sah, dass ich dort gerade dasjenige, wonach ich mich am meisten sehnte: Philosophie, Geschichte, Philologie, Kunst- und Litteraturwissenschaft, nicht lernen könnte, siegten meine idealen Neigungen über die praktischen Lebensaufgaben und Hohenheim und Tharandt waren im Fluge vergessen. All mein Streben concentrierte sich auf die Universität — und zwar auf die in Berlin — und auf das Collège de France in Paris, wo eben damals mit den grössten französischen Gelehrten auch Mickiewicz lehrte. Dass östreichischen Unterthanen der Besuch ausländischer Universitäten verboten war, wusste ich wohl, tröstete mich aber, dass ich schliesslich doch noch die Möglichkeit finden würde, diesen glühendsten aller meiner Wünsche zu verwirklichen.

Der Entschluss, aus Oestreich fort zu gehen, stand in mir unverrückbar und unerschütterlich fest. Mit allem, was da leibte und lebte, mit alleiniger Ausnahme der wenigen grossen slavischen Gelehrten und Kossuth's,

fehlte mir jeder geistige und politische Berührungspunkt; ich sah in Oestreich nur drei Dinge, die östreichisch sind: die Dynastie, die Armee und die Staatsschuld; alles übrige ist deutsch, magyarisch, slavisch oder italienisch. Dass ich in einem seit drei Jahrhunderten von der Dynastie Habsburg-Lothringen beherrschten Lande geboren bin, ist ein von meinem Willen völlig unabhängiges Factum und als solches nicht geeignet, aus meinem natürlichen slavischen Bewusstsein ein künstliches „östreichisches Bewusstsein“ zu schaffen, da ich eben so gut in der Türkei oder in Australien hätte geboren sein können. Dem Staate Oestreich schulde ich überdies keinen Dank für irgend eine Wohlthat, nicht einmal für die elende Schulbildung, die ich in meinem Vaterlande genoss, denn sowohl die Elementarschule als das Gymnasium in Karlstadt, welche ich besuchte, sind, wie schon gesagt wurde, eine Stiftung meiner eigenen Familie, des Oheims meiner Mutter Janko Markez. Und was ich ausserhalb der Schule lernte, verdanke ich nur der Lectüre von Büchern, welche beinahe sämmtlich in Oestreich verboten waren und welche die östreichische Regierung auch mir nicht gestattet hätte zu lesen, wenn die Buchhändler in Oestreich nicht klüger gewesen wären als sie. Bin ich für meine wissenschaftliche und sittliche Bildung überhaupt jemandem zu Dank verpflichtet, so bin ich es nur den Buchhändlern, welche mir durch Schmuggel das Material dazu zu verschaffen wussten. „Grenzen sind keine Grundsätze“, pflegte mein jüngster philosophischer Lehrmeister, Arnold Ruge, zu sagen, und ich vergass es nicht, ihm für die Erkenntniss dieser Wahrheit im Jahre 1848 in einer politischen Broschüre zu

danken, welche einige Tage vor dem Octoberaufstande in Wien erschien und deren ganze Auflage, wie mir mein Verleger meldete, auf Befehl des Fürsten Windischgrätz confisciert und vernichtet wurde. Ruge freute sich, dass ich persönlich diesem Schicksale meiner Broschüre entgangen war.

So sehr ich aber auch die absolutistische und klerikale Politik der östreichischen Regierung verabscheute, fühlte ich doch keine Feindseligkeit gegen Oestreich als Staat und habe niemals dessen Zerstörung gewünscht. Ich wünschte nur die Umbildung Oestreichs im Sinne des modernen Staates mit gesetzlich gesicherter politischer, nationaler, geistiger und religiöser Freiheit für alle seine Völker. Und eben zur Erkämpfung dieses Zieles wollte ich mich durch Erringung einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung vorbereiten. Ueberzeugte ich mich nach meinem Eintritte in das praktische politische Leben, dass mein ehrliches Streben keine Aussicht auf Erfolg in Oestreich habe, dann würde ich mich allerdings des Ovidischen Verses

„Omne solum forti patria est ut piscibus aequor“

erinnern und mich trösten, dass Kroatien und Oestreich noch lange nicht ganz Europa sind.

Der schroffe Gegensatz zwischen Illyriern und Madjaronen war damals in blutige Fehde ausgeartet, welche mir das Leben in Kroatien täglich mehr verleidete. Ich wandte mich brieflich an Kossuth, schilderte ihm mit grösster Unparteilichkeit die Lage und beschwor ihn, mit seiner schon damals bedeutenden Autorität ein Friedenswort an die beiden Parteien zu richten. Er antwortete

kein Mensch, sondern nur ein nützliches Hausthier. In dieser Hinsicht sei Mehemed Beg trotz den Aeusserungen seines Sohnes und ungeachtet seiner gewinnenden Persönlichkeit um nichts besser, als die übrigen Herren. Sie sind musulmanische Fanatiker aus Interesse, um ihre Herrschaft zu erhalten. Ihr Islam ist ihnen im Herzen so gleichgiltig, wie das Christenthum; sie wissen von ihm so wenig, wie von diesem: keiner kann arabisch, keiner kann den Koran lesen. Der Mollah von Bihač ist ein gelehrter Mann; er sagt, dass jeder Musulman Issa (Jesus) als einen gottgeweihten Propheten, als einen Vorgänger Mohammeds verehre; um Christ zu werden, brauchte der Musulman nichts weiter zu thun, als „Krst na se i prasicu preda se“ (ein Kreuz auf sich und ein Gericht von Schweinefleisch vor sich) zu nehmen, und wenn er es nicht thue, so sei der Grund dieser, dass ihm Hammelfleisch besser schmecke. Man könnte als Türke wohl nicht frivoler sein; er sagt, dass man vom Glauben lebe und ihn als tägliches Brot schätzen müsse. Wenn Du aber in Bihač jemanden nach ihm fragst, wird man Dir antworten, dass er der strenggläubigste Mann in ganz Bosnien und der Herzegovina sei, obgleich er niemals nach Mekka gepilgert und folglich kein Hadžija (Pilger) ist. Wie kannst Du also einem Türken trauen? Unser Volk in Bosnien sagt, der böseste Türke sei der Poturčenjak (Renegat) und das sind eben unsere bosnischen Türken. Der Osmanlija (der Osmane) ist eine wilde, der mohammedanische Bosnier, der Poturčenjak, eine verwilderte Bestie. Der Osmanlija ist ein Fanatiker dem Christen gegenüber, aber er hat doch auch gute Eigenschaften: er ist wahrheitsliebend, hält sein Wort, ist redlich; unsere bosni-

schen Türken haben alle seine Untugenden und Laster, aber keine seiner guten Eigenschaften angenommen. Desshalb wäre die sonveraine Herrschaft des bosnischen Adels für die Christen noch schlimmer und drückender als die der Pforte.

Ich konnte und wollte dem erfahrenen Greise nicht widersprechen, obgleich ich sowohl einige seiner Aeusserungen als jener Rustan Begs nur mit gewissen Vorbehalten gelten lassen mochte, und bescheide mich, beide objectiv zu berichten, wie ich sie gehört habe. Makse und Maca zeigten kein Interesse dafür. Des Morgens philosophierte ich mit Makse, der Nachmittag war endlosen Gesprächen mit Maca gewidmet, welcher ich meine ganze so einfache Lebensgeschichte erzählen musste. Das liebe gute Mädchen hatte nnr lesen und schreiben gelernt und nur einige kleine Schriften von Dositej Obradovič gelesen, aber sie hörte mir mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wenn ich ihr den Inhalt einer Tragödie Shakespeare's oder Goethe's erzählte oder einige Gedichte Goethe's oder Heine's mündlich übersetzte. Sie hatte daran Freude und überraschte mich oft mit so feinsinnigen und verständigen Bemerkungen darüber, dass ich mich nicht enthalten konnte, sie zn fragen, wie sie auf solche Gedanken komme. Sie lachte dann und sagte, dass sie über das Gehörte nachdenke und diese Gedanken ihr von selbst in den Kopf kommen. „Oh warum kannst Du nicht länger bei uns bleiben,“ rief sie mehrmals, „damit ich von Dir wenigstens Deutsch oder Italienisch lernen könnte, um selbst zu lesen, was Du mir erzählst! Es ist doch ein grosses Glück, eine Sprache zu verstehen in welcher so herrliche Dinge geschrieben wurden. Ich werde über das, was Du mir erzählst, ein ganzes Jahr

mir, dass bei der Feindseligkeit der Illyrier gegen ihn seine Intervention nur Oel in die Flammen giessen hiesse, und wünschte, dass ich als Kroat die Illyrier zur Raison bringen sollte. Ich entgegnete, dass ich noch zu jung sei, um irgend eine Autorität auf meine Landsleute ausüben zu können und überdies, weil mir der Parteihader widerwärtig sei, im Begriffe stehe, für mehre Jahre ins Ausland zu gehen. Kossuth widerrieth mir dies und meinte, dass ich vielmehr nach Pest zur Vollendung meiner Studien kommen sollte.

Dazu aber hatte ich wahrlich keine Lust, denn wenn ich auch in Pest tüchtigere Lehrer finden könnte, als in Agram, jene wissenschaftliche Bildung, die ich suchte, hätte ich doch nicht vermocht auf einer deutsch-östreichischen oder ungarischen Universität zu erreichen.

* * *

In diesem letzten Jahre des Gymnasialstudiums ging in meiner Lebensweise eine eigenartige Veränderung vor. Schweigsam von Natur, hatte ich bisher stets Ruhe und Einsamkeit geliebt und gesucht, weil ich sie für die Grundbedingung ernsten Studiums, für den Urquell aller grossen Ideen und für das mächtigste Förderungsmittel zur Bildung und Kräftigung des Charakters ansah, und lernte so mich selbst kennen, denn vor mir selbst konnte ich kein Geheimniss haben und mein Inneres sah ich vor mir wie in einem Spiegel. Menschenkenntniss erwirbt man sich freilich in dieser Weise nicht, und ich begann zu fühlen, dass es eine unabweisliche Nothwendigkeit sei, auch lebende Menschen so kritisch zu studieren, wie ich sie bisher in Büchern studiert hatte. Auch zu diesem

Zwecke drängte sich mir die weitere Nothwendigkeit auf, aus dem engen Lebenskreise in einem kleinen Lande herauszutreten. Mein Skepticismus flüsterte mir zwar zu, dass die Menschen, die ich in Deutschland und Frankreich finden würde, von denen die ich in meiner Heimath und aus meiner Lectüre kannte nicht gar zu verschieden sein werden; aber der Versuch musste doch früher oder später gemacht werden, und je früher, desto besser. Der geistige Epikuräismus, in welchem ich lebte, hatte mich durchaus nicht übersättigt, aber ich musste mir doch sagen, dass dieses ununterbrochene Schwelgen in geistigen Genüssen mich nicht ewig von der Bethätigung am Gesammtleben meines Volkes abhalten dürfe.

Ich hegte zwei Besorgnisse: die Einseitigkeit meiner Autodidaxie und die Leidenschaftlichkeit meines Temperamentes. Meine Selbsterziehung war eine vorwiegend ästhetische und bildete meine instinktive Neigung für das Sinnlich-Schöne in Natur und Kunst zu unbezähmbarer Leidenschaft und folgerichtig zum Nachtheile der moralischen Selbstdisciplin aus. Ich fühlte die Gefahren dieses Uebergewichtes vor, war aber nicht geneigt, dagegen anzukämpfen. Und mein leidenschaftliches Temperament hatte ich nicht gelernt zu beherrschen, denn ich wurde von allen Menschen, mit denen ich in Berührung kam, von meinen Eltern, Schwestern, Verwandten und Freunden verwöhnt und mit einer oft gänzlich unverdienten Rücksicht und Nachsicht behandelt, die mich in meinem Glauben, stets recht zu haben, bestärken musste. Schon mit 14—15 Jahren betrachtete ich mich als Mann und als für all mein Thun und Lassen nur meinem eigenen Gewissen verantwortlich. Diese verfrühte Selb-

ständigkeit hatte wohl für die Entwickelung meines Charakters, nicht jedoch für die meines Temperamentes gute Folgen; denn stählte sie den ersteren, so entfesselte sie um so mehr das letztere.

Hatte ich schon in meiner Kindheit ein so lebhaftes Liebesbedürfniss, dass ich mich unglücklich fühlte, wenn meine Mutter oder Maria meine Liebkosungen und Küsse nicht erwiderte, so musste sich dieses naturnothwendig im Jünglingsalter steigern. Ich hätte ohne ein mein Herz erwärmendes Flämmchen nicht leben können, so sehr ich mich auch in meinen Büchern und Studien vergrub. Glücklicherweise bewahrte mich mein Schönheitsinn noch mehr als die sittliche Pflicht vor allen jugendlichen Ausschreitungen. So wenig mir männlicher Umgang zusagte, eben so sehr zog mich der Verkehr mit Frauen an. Ich konnte ohne Umgang mit ihnen nicht leben. Stiess mich bei Männern der Mangel an Geist und Bildung ab, so war ich doch in dieser Beziehung überaus tolerant gegen Frauen; mochten sie auch an Geist und Bildung arm sein, fühlte ich mich mit ihnen behaglich, wenn sie nur hübsch waren. Und an Frauenschönheit und -Anmuth hat es in Kroatien niemals gefehlt. Tieferen Einfluss hatte jedoch nur eine Frau auf mich ausgeübt, und diese war weder eine Kroatin noch schön, aber eines der edelsten und reinsten weiblichen Wesen, die mir in meinem langen Leben begegnet sind.

Ein Unfall, der ihren mir gleichaltrigen Sohn Herman im Jahre 1838 traf und mir Gelegenheit gab, ihm zu helfen, veranlasste meine Bekanntschaft mit der Familie Pukšec-Murski und führte zu einer innigen Freundschaft, welche ununterbrochen und ungetrübt bis zum Aus-

sterben der ganzen Familie ein volles halbes Jahrhundert dauerte.

Hermans Vater war „Verwaltungshauptmann" des Slunjer Grenzregiments, das heisst, er leitete die ganze Civiladministration des Regimentsbezirkes. Er zählte damals etwa 45 Jahre, war ein Mann von bedeutendem Talent, tüchtiger Bildung, exemplarischer Ehrenhaftigkeit und grosser Strenge in Amtsgeschäften. Ernst und schweigsam, liebte er die Gesellschaft nicht und lebte ausschliesslich für seine Familie. Merkwürdigerweise zog der um so viel ältere, für abstossend geltende Mann mich von allem Anfang her mehr an, als sein mir gleichaltriger Sohn.

Hermans Mutter aber war für mich das Ideal einer geistreichen, hochgebildeten, hochgesinnten Frau von unvergleichlicher Herzensgüte und das Vorbild der treuesten aufopferndsten Mutter. Wäre sie hübsch gewesen, würde ich mich gewiss in sie sterbens verliebt haben, aber da die Natur ihr kein ihren geistigen Vorzügen entsprechendes Exterieur gegeben hatte, blieb ich von dieser Gefahr bewahrt und konnte sie nur verehren, wie gute Katholiken eine Heilige verehren.

Frau von Pukšec-Murska hatte merkwürdige Schicksale erlebt. Sie war die Tochter eines Herrn von Brodorotti, des dirigirenden Ministers des souverainen Fürsten Herman von Hohenzollern-Hechingen, und am Hofe mit den fürstlichen Kindern erzogen. Im jugendlichsten Alter verlor sie ihren Vater und der alte Fürst schickte sie mit einer seiner Töchter als Hofdame nach Wien. Als die Prinzessin heirathete, ging Fräulein von Brodorotti auf Anrathen ihres Bruders, welcher Adjutant des Prinzen

Xaver von Hohenzollern, östreichischen Generals, später Feldmarschalls und Präsidenten des Hofkriegsrathes (Kriegsminister) in Wien war, zu einer in der Nähe Wiens reichbegüterten Tante, Baronin Beeck, welche jedoch nach wenigen Jahren starb. Eine Nichte der Baronin hatte einen Offizier des Križevacer Militärgrenzregiments geheirathet und lud ihre Cousine, Fräulein von Brodorotti, während der Trauerzeit zu sich nach Belovar ein. Im Hause der Cousine lernte sie ihren späteren Mann kennen, der damals Verwaltungslieutenant in demselben Grenzregimente war. So sehr ihr der intelligente, gebildete und tüchtige Mann gefiel, konnte Fräulein von Brodorotti manche mit ihrer höfischen Erziehung eingesogene sociale Vorurtheile nicht leicht überwinden: eine Ministerstochter von gutem alten Reichsadel sollte einen bürgerlichen Lieutenant heirathen und sich in irgend einem kroatischen Dorfe begraben! Vergessen wir nicht, dass dies vor siebzig Jahren, zur Blüthezeit des reactionären Restaurationszeitalters war. Auch ihrem im Hofdienste stehenden Bruder behagte eine Ehe seiner Schwester mit einem bürgerlichen Offizier nicht. Aber die Neigung und Einsicht der Schwester siegten über alle socialen Vorurtheile und ihre Ehe war eine ungetrübt glückliche wie ich selten eine sah. Um ihren drei Kindern eine vorzügliche Erziehung geben zu können, legten sich die Eltern die grössten Opfer auf und nie habe ich von der in fürstlichem Luxus aufgewachsenen Mutter ein Bedauern oder die leiseste Aeusserung des Missmuthes über die dadurch veranlasste grösste materielle Einschränkung vernommen. Leider wurden diese schweren Opfer vergeblich gebracht. Herman, den die Eltern in der Ingenieur-Akademie in

Wien, der damals vornehmsten und theuersten Militärbildungsanstalt Oestreichs, unterhielten, kam aus derselben als Genieoffizier heraus und zeichnete sich in dem unglücklichen Feldzuge des Ban's Jelačić gegen Ungarn besonders bei dem Uebergang über die Mur so sehr aus, dass seine Kameraden ihm das Prädicat Murski gaben. Der Junge hatte eine glänzende Carrière vor sich. Zu Ende der fünfziger Jahre wurde er in Peschiera zu den neuen Fortificationsarbeiten commandirt, und hatte hier das Unglück sich in die schöne junge Frau eines Kameraden zu verlieben, welcher seine Ehre sehr ernst nahm und seinen Nebenbuhler im Duell tödtete. Der Tod des Bruders erschütterte die schwächliche Gesundheit der älteren Tochter Lina, meines Lieblings, welche sich bei dem grässlichen Unglücksfalle wie eine Heldin benahm, aber bald darauf in Schwindsucht verfiel und im Jahre 1861 starb. Von diesen Keulenschlägen des Schicksals konnte die unglückliche Mutter sich nicht erholen und folgte im Jahre 1863 ihren zwei abgöttisch geliebten Kindern ins Grab. Pukšec zog sich alsbald aus dem Staatsdienste zurück, nachdem er schon vorher wegen seiner und seines Sohnes Verdienste mit dem Prädicate Murski geadelt worden war, und lebte seither in Agram.

Von drei Kindern war ihm nur noch die jüngste Tochter Emma geblieben. Sie hatte sich aus Liebe sehr unglücklich verheirathet und da sie eine ausserordentlich schöne und kräftige Sopranstimme hatte, glaubte ich für sie eine Rettung in ihrer Ausbildung zur dramatischen Sängerin zu finden. Die Mutter nahm diesen meinen Rath mit Entrüstung auf, aber die Tochter war so entzückt davon, dass sie nicht ruhte, bis sie die Vorurtheile

der Mutter überwand. Ich reiste nach Wien und stellte Emma der damals berühmtesten Gesanglehrerin, Frau von Marchesi vor, welche Emma's künstlerische Ausbildung übernahm und ihr nach deren baldiger Vollendung ein Engagement in Catania vermittelte, wo sie als Frau und als Künstlerin enthusiastische Aufnahme fand. Alle italienischen Zeitungen feierten in Kritiken und Gedichten die neue Diva Irma Murska. Ihr Name wurde bald in ganz Europa bekannt; sie wurde im Hofopertheater in Wien engagirt, entzückte das Publikum in Berlin, Paris und London, in Amerika und Australien, und obgleich ihr die Kritik Tiefe des Gefühls und dramatische Gestaltungskraft absprach, war sie doch in der Anerkennung der phänomenalen Schönheit ihrer Stimme und der Virtuosität ihrer Coloratur einig. Ich habe niemals Gelegenheit gehabt, sie auf der Bühne zu hören und muss mich darauf beschränken, fremde Urtheile zu wiederholen. Je länger sie sang, desto anspruchsvoller wurde sie, und die Vorbehalte der Kritik scheinen ihr Europa verleidet zu haben. Sie ging nach Australien, wo die Kritik toleranter und das Gold reichlicher ist. Die Stimme scheint durch ihr ungeregeltes Leben gelitten zu haben; der Enthusiasmus des Publikums erkaltete; nach bitteren Enttäuschungen und nach Vergeudung von Hunderttausenden kehrte sie an Geist und Körper gebrochen über Amerika nach Europa zurück und starb im Januar 1889 elend in München bei ihrer Tochter, die sich angesichts des Sarges ihrer Mutter vergiftete.

Ihr Vater erlebte glücklicherweise diesen letzten grässlichen Schicksalsschlag nicht; er war im Jahr 1888 gestorben, nachdem er mich wenige Wochen vorher zur

Verheirathung zweier meiner Töchter beglückwünscht und die Ahnung ausgesprochen hatte, dass dieses Billet vielleicht das letzte Lebenszeichen sein würde, welches er mir noch geben könnte. In der That war es das letzte Liebeszeichen des fünfundneunzigjährigen Greises. Fünfzigjährige Freundschaft hatte uns für's Leben verbunden und alle Wechselfälle des Schicksals überdauert. Wir blieben in ununterbrochenem Briefwechsel bis zu seinem Todesjahr; jeder von uns konnte mit voller Gewissheit darauf rechnen, zu seinem Geburtstage einen Brief zu bekommen, in welchem einer den anderen seiner unwandelbaren Liebe und Freundschaft versicherte. Seine letzten Briefe waren indess mit so unsicherer Hand geschrieben, dass ich alle meine Divinationsgabe zu Hilfe rufen musste, um diese Hieroglyphen zu dechiffriren. Die räumliche Entfernung, die uns seit einem Vierteljahrhundert trennte, hat der innigen Herzlichkeit unserer Freundschaft eben so wenig Eintrag gethan, als der grosse Unterschied unseres Alters. Er trug die traurige Vereinsamung seiner alten Tage mit der Ergebung eines Weisen und erwartete den Tod als willkommenes Ende alles Leids.

Frau von Pukšec-Murska war, neben der Gräfin Nugent, die erste Frau von hoher Geistesbildung, mit welcher ich in gesellschaftliche Beziehungen kam. Alle die Frauen, die ich bisher kannte, hoben sich nicht über das Niveau der Bildung meiner Mutter, die in jener bescheidenen Zeit für mehr als gewöhnlich galt. Frau von Pukšec hatte jedoch aus ihrer schwäbischen Heimath mehr davon mitgebracht; sie hatte nicht „Krotzenburger, Lafortun und Freschler", wohl aber ihren grossen Landsmann Schiller, den sie abgöttisch verehrte, Goethe,

Lessing, Herder, Jean Paul und Wieland nicht nur flüchtig gelesen, sondern auch mit Erfolg durchstudiert und sich über diese Klassiker ein selbständiges Urtheil gebildet. Ich hatte seit einigen Jahren auch schon manches gelesen, war aber selbstverständlich nicht zu der geistigen Reife gekommen wie sie, und es ist leicht zu begreifen, dass mir ihre Geistesbildung um so mehr imponierte, als meine Umgebung und meine Lehrer sie nicht besassen. Ich pflegte jede Woche einen Abend in ihrem Hause zuzubringen, anstatt mich aber mit ihrem Herman zu beschäftigen, pflegte ich mich zu ihr zu setzen und ihren Erzählungen zu lauschen. Ich kannte bald den kleinen aber verhältnissmässig prunkvollen Hof der Fürsten Herman und Constantin von Hohenzollern-Hechingen und die Höfe von Stuttgart, Karlsruhe, München und Wien, wie wenn ich da aufgewachsen wäre, hörte aber begreiflicherweise niemals ein Wort von ihrer Chronique scandaleuse. Nach vielen Jahren trat ich mit dem Grafen Usedom, als er preussischer Gesandter beim Papste in Rom und später am italienischen Hofe in Turin und Florenz war, in ein intimes Freundschaftsverhältniss und wenn er mir von seinem Jugendaufenthalt in Hechingen erzählte, fand es sich, dass ich alle Personen, mit denen er dort in Berührung gekommen war, kannte, ohne dass ich jemals in Hechingen gewesen wäre; wir verbrachten manche halbe Nacht auf der Terrasse des Palazzo Caffarelli und der Villa Petraja bei Florenz mit Erinnerungen aus jener Zeit und er wusste mir manche Lücken zu ergänzen, welche das feine Zartgefühl der Frau von Pukšec in ihren Erzählungen gelassen hatte.

Der Umgang mit dieser Frau war mir ein geistiges



und Herzensbedürfniss geworden, welches mir manche Neckerei ihrer mit meiner Mutter befreundeten Schwiegermutter einbrachte. Sie war die einzige Frau, die einen nachhaltigen Einfluss auf meinen Bildungsgang ausübte. Sie errieth meine, und ich ihre Gedanken, aber wie Goethe beim Anblicke der heiligen Caecilia Raffaels in Bologna sich vornahm, seine Iphigenie nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte, so sprach auch ich in den ersten Jahren in Gegenwart jener Frau keine Meinung aus, welche nicht sie selbst hätte äussern können, und erkannte bald die Wahrheit des Rathes, welchen Goethe im „Tasso" der Prinzessin in den Mund legt:

> „Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
> „So frage nur bei edlen Frauen an."

Nur in Bezug auf Goethe gingen unsere Ansichten auseinander. Als im Jahre 1840 die neue vierzigbändige Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien und ich sie mir durch Geibel kommen liess, verschlang ich, ohne es ihr zu sagen, die poetischen Schriften mit einer Art von geistigem Heisshunger, und als ich meine Begeisterung nicht länger bemeistern konnte, brachte ich ihr die ersten sechs oder acht Bände zu lesen. Aber anstatt des erwarteten Lobes bekam ich ernsten Tadel zu hören: ich sei für die Lectüre Goethe's zu jung und seine „Unsittlichkeit" würde einen verderblichen Einfluss auf mich ausüben; ich sollte noch einige Jahre bei Schiller und Herder bleiben und könnte erst dann Goethe ohne sittlichen Nachtheil lesen. Es überraschte mich, von der verehrten Frau, die sonst von aller erkünstelten Prüderie frei war,



diesen Sermon zu hören. Ich gestand ihr, alle Gedichte, Dramen und Romane Goethe's gelesen zu haben, ohne irgend einen sittlichen Nachtheil zu fühlen, und vertheidigte meinen Liebling gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit mit aller Beredtsamkeit meines jugendlichen Enthusiasmus. Herr von Pukšec mischte sich in das Gespräch und nahm für mich Partei; überdies sei der Rath zwecklos, da ich doch alles das, was sie an Goethe für gefährlich oder verderblich halte, bereits gelesen zu haben bekenne. Nach einer bis über Mitternacht hinaus dauernden Erörterung sagte sie mir: „Lieber Emmerich, es thut mir leid um Sie, denn ich habe Sie für einen reinen, unverdorbenen Jüngling gehalten". Diese Bemerkung schmerzte mich und ich entgegnete pikirt, ich hätte niemals zu denken vermocht, dass man sich mit Goethe verunreinigen könnte. Sie verwahrte sich gegen diesen Ausdruck und wollte nur gesagt haben, dass Goethe an sittlicher Reinheit an Schiller und Herder nicht heranreiche.

Unsere gegenseitige Verstimmung hielt jedoch nicht an. Beim nächsten Besuche wurde von Goethe nicht gesprochen, aber beim zweitnächsten sagte sie mir, dass sie die Gedichte mit grossem Genuss wieder gelesen habe. Damit wurde der Friede zwischen uns wieder hergestellt, und Goethe war sehr oft der Gegenstand unserer Gespräche. Die Lectüre von Gibbon und namentlich des 15. und 16. Kapitels des Werkes gab der frommen, jedoch nicht bigotten, Katholikin reichliche Gelegenheit, mit mir zu disputieren und mich halb im Scherze, halb im Ernst einen „verruchten Heiden" zu nennen. Ich liess mir den Vorwurf gefallen, weil ich

ihn eben für keinen hielt. Ueber meine Lectüre erstattete ich ihr getreulich Bericht und brachte es am Ende sogar dahin, dass sie Heine's „Buch der Lieder" las. Ich kannte beinahe das ganze Buch auswendig und bei manchen Anlässen kam mir sozusagen unwillkürlich ein oder das andere Gedicht in den Mund. „Aber Emmerich," hiess es dann, „wie können Sie nur so frivol sein." Ich pflegte lachend zu antworten: „Gnädige Frau, Sie thun mir zu viel Ehre an! Nicht ich sage dies, sondern Heine sagt es, und der ist doch nach Goethe der grösste deutsche Lyriker." — „Sie können ihn dafür halten, aber ich mag ihn nicht." — „Verzeihen Sie, gnädige Frau, das ist ein Vorurtheil. Sie haben ihn ja nie lesen wollen." — Dies oft gebrauchte Argument verschlug lange nicht. Schliesslich war die Frau doch zu verständig, um nicht einzusehen, dass man einen Dichter erst lesen müsse, um ihn zu mögen oder nicht zu mögen. Und sie las das „Buch der Lieder" und fand deren viele entzückend. „Als ich jung war," pflegte sie zu sagen, „hatte man doch ganz andere Ansichten von Sittlichkeit und Schicklichkeit als heut zu Tage. Man hätte mir niemals erlaubt, das „Buch der Lieder" zu lesen." — „Das bestreite ich nicht," entgegnete ich, „aber die Begriffe von Sittlichkeit und Schicklichkeit ändern sich im Laufe der Zeit, und namentlich die Ansichten von geschlechtlichen Verhältnissen sind durch richtigere Auffassung ihrer Natur und durch Befreiung von pharisäischer Prüderie vernunftgemässer geworden. Ich habe unlängst den „Ardinghello" von Heinse gelesen —" „Emmerich," rief sie, mich unterbrechend, aus, „schämen Sie sich nicht, mir dies zu sagen?!" — „Durchaus nicht,"

sagte ich lachend, „denn es ist doch einer der geistvollsten Romane des vorigen Jahrhunderts, an dem ich nichts auszusetzen finde als das verfehlte abenteuerliche Ende des Buches.“ — „Und den unmoralischen Inhalt des Buches billigen Sie? O Emmerich, Sie sind doch ein recht verderbter Mensch!“ — „Nicht doch, gnädige Frau, man muss ja nicht ein verderbter Mensch sein, wenn man „Ardinghello“ oder die „Lucinde“ von Friedrich Schlegel gelesen hat.“ — „Auch die „Lucinde“ haben sie gelesen,“ rief sie mit einem Entsetzen, welches mir geradezu komisch vorkam. — „Auch die „Lucinde“, sagte ich lachend, „ich lese einen Roman als Kunstwerk und beurtheile ihn nur vom ästhetischen Standpunkte und nicht wie eine Abhandlung über Moralphilosophie; im Leben werde ich doch weder Julius noch Ardinghello, weder Franz Moor noch Richard III. sein, und darauf, denke ich, kommt alles an.“ — „Sie sprechen wie ein Mann von dreissig Jahren, und dies ziemt sich in Ihrem Alter nicht. Sprechen Sie mir niemals wieder von solchen Büchern, aber noch besser würden Sie thun, wenn Sie sie nicht läsen.“ — „Ich beuge mich vor Ihrem Verbot und werde auch von „Candide“ nicht sprechen, obgleich —“ „Es ist ein Glück,“ seufzte sie, „dass mein Herman in der Ingenieur-Akademie ist und Sie ihm von solch entsetzlichen Büchern nicht erzählen können. Er würde dadurch in Grund und Boden verdorben“ — „Wie ich es bin,“ lachte ich, „aber glauben Sie mir, dass es damit nicht gar so arg ist. Der beste Beweis, dass man nicht durch Bücher verdorben werden kann, sind in meinen Augen Sie selbst, denn wenn Sie nicht wüssten, was diese Bücher enthielten, also wenn Sie sie nicht gelesen

hätten" — „Das ist etwas ganz anderes, ich bin eine alte Frau und Sie sind" — „Ein Gelbschnabel," ergänzte ich, „nicht wahr? Aber der Gelbschnabel hofft auch einmal ein alter Mann zu werden, und was er in der Jugend gelesen hat, wird er nicht mehr im Alter zu lesen brauchen." Diese Neckereien, welche, wenn die Rede auf die französische Litteratur und namentlich auf Voltaire und Rousseau kam, noch lebhafter wurden, trübte unser Freundschaftsverhältniss nicht. An Herrn von Pukšec hatte ich einen wackeren Secundanten bei der Bekämpfung der Vorurtheile seiner Frau, von welchen sie sich bei all ihrem Verstande und ihrer Geistesbildung nicht gänzlich befreien konnte.

Abgesehen von dem sittlichen und gesellschaftlichen Rigorismus hatte sie freien Sinn und ein treffendes Urtheil in litterarischen Dingen und machte mich oft auf Schönheiten der Auffassung und der Form der Darstellung aufmerksam, auf die ich wenig Gewicht gelegt hätte, weil ich mich gewöhnt hatte, nur die erstere ins Auge zu fassen.

Aber nicht nur in Bezug auf meine Lectüre, sondern nicht weniger auf meine gesellschaftliche Bildung übte sie einen heilsamen Einfluss. Sie lehrte mich, was mir bei meinem leidenschaftlichen Naturell gänzlich abging: Nachsicht und Duldsamkeit gegen fremde abweichende Ansichten, Bescheidenheit und Zurückhaltung in der Behauptung der meinigen, Ertragung mir unangenehmer Personen in der Gesellschaft, Leichtigkeit in der Conversation, die Kunst, nicht viel zu sprechen und gefällig zuzuhören, Selbstbeherrschung in der Gesellschaft, Dinge, die ich als gleichgültig ansah, die mir aber im Leben

sehr zu statten kamen und die ich wesentlich dem Umgange mit dieser seltenen Frau verdanke. Meine Verehrung für sie war daher nur eine Pflicht der Dankbarkeit, und als im Jahre 1858 ihr Sohn ein trauriges vorzeitiges Ende gefunden hatte, sahen die unglücklichen Eltern in mir gewissermaassen einen Ersatz für ihn, und ich lebte seither in der That in ihrem Hause mehr als in meinem eigenen Heim, bis ich im Jahre 1860 Agram und Kroatien definitiv wieder verliess. Ihr Andenken ist mir heilig geblieben: ausser meinen Eltern habe ich keinen Verlust so tief betrauert wie den ihrigen.

* * *

Im November 1842 kam eine Theatergesellschaft nach Karlstadt, eine „Schmiere", in welcher es jedoch einige bedeutende künstlerische Kräfte gab. Ihren ersten Vorstellungen wohnte ich nicht bei, da uns Gymnasialschülern, wie schon erwähnt, der Besuch des Theaters nicht gestattet war. Als ich jedoch hörte, dass die „tragische Heldin" eine ausgezeichnete Künstlerin sei, entschloss ich mich, dem Schulverbot zu trotzen, um diese Dame in einem besseren Stücke zu sehen. Kurz vor Weihnachten wurde Halm's „Griseldis" aufgeführt und ich konnte mich nicht enthalten, ins Theater zu gehen. Frau G. spielte die Titelrolle und die Kunst, mit der sie die Partie gab, machte auf mich einen überwältigenden Eindruck: eine solche Künstlerin hatte ich bis dahin noch nicht gesehen. Sie war nicht mehr ganz jung — etwa 30 Jahre — ein kleines zartes Figürchen, ein regelmässig schönes Gesicht, eine in die Tiefe des Herzens eindringende sympathische, jeder Modulation fähige Stimme,



zündende Leidenschaft bei grösster Selbstbeherrschung, vollendete tragische Action vereinigten sich nm ihr Spiel unauslöschlich ins Gedächtniss einzuprägen.

Ich war dieses Eindruckes so voll, dass ich am nächsten Tage nicht umhin konnte, in der Schule davon zu erzählen und meinen Mitschülern znzureden, unbekümmert um das Schulverbot, mit mir der nächsten Vorstellung beizuwohnen. Es war eine förmliche Verschwörung, in welche ich mich vergeblich bemühte, nnsern Professor der magyarischen Sprache, Bányi, mit hineinzuziehen und ihn zu bestimmen, mit uns in corpore ins Theater zu gehen. Die nächste Vorstellung war Holtei's „Lorbeerbaum und Bettelstab",. in welcher Frau G. die Leonore in vollendetster Weise gab. Wir beschlossen, jeden Abend ins Theater zu gehen, und calculierten, dass, wenn wir alle der Uebertretung des Verbots schuldig wären, uns doch niemand etwas anhaben könnte.

In der Theatergesellschaft gab es eine bildhübsche, junge Schauspielerin, welche künstlerisch unvergleichlich tief unter Frau G. stand, aber durch ihre Jugend, Anmuth nnd Frische dem Publikum besser gefiel, als Frau G. Diese nahm, wie herkömmlich, alle grösseren und dankbareren Rollen für sich in Anspruch und liess Fräulein R. nur jene, welche ihr nicht zustanden. Das Publiknm nahm Partei für die jüngere und hübschere Schauspielerin, die als Frau auch mir besser gefiel als Frau G. Am Neujahrstage 1843 kam es, weil Fräulein R. eine unbedeutende Rolle zu spielen hatte, im Theater zu einer Demonstration; die Anhänger des Fräuleins R. zischten Frau G. aus, obgleich diese geradezu wundervoll gespielt hatte.

Wie ich überhaupt im Leben keine Ungerechtigkeit ruhig ertragen konnte, empörte mich diese Unart so sehr, dass ich meine Schwäche gegen das schöne Fräulein R. völlig überwand und öffentlich für Frau G. in die Schranken trat. Es erschien damals in Karlstadt ein deutsches Wochenblatt unter dem Titel „Der Pilger“, für welches ich ab und zu einen Artikel über Litteratur oder Kunst schrieb und so schon vor mehr als fünfzig Jahren meine litterarischen Sporen verdiente. Im „Pilger“ also schrieb ich einen Protest gegen die Ungezogenheit, welche das Publikum gegen Frau G. sich zu Schulden kommen liess, und machte übrigens kein Hehl aus meinen persönlichen Sympathien für das schöne Fräulein R. Es lässt sich denken, dass in einer kleinen Stadt ein solcher Artikel, welcher einer bedeutenden Künstlerin und gleichzeitig ihrer Rivalin als reizendem Mädchen huldigte, grosses Aufsehen erregen und das „Kuhschnappler Wochenblatt“ zur gesuchtesten Lectüre der ganzen Stadt machen musste: man sprach eine ganze Woche lang von nichts als von diesem Artikel.

Professor Bányi, der als Censor meinen Artikel gelesen und meine Handschrift erkannt hatte, sagte zum Gymnasialdirector, dass es doch ganz vernünftig wäre, einem Schüler der obersten Gymnasialklasse, der so etwas schreiben könnte, den Besuch des Theaters zu gestatten. Aber der gute Pater Director nahm nicht nur die Befürwortung Bányis sehr übel auf, sondern citierte mich auf die Direction, gab mir wegen der Uebertretung des Schulgesetzes einen strengen Verweis und verbot mir kategorisch den Besuch des Theaters. Ich entgegnete höflichst aber entschlossen, dass ich kein Knabe mehr, sondern ein junger

Mann sei, der eben seine Humaniora am Gymnasium beende und nicht in die Welt gehen wolle, ohne sich ein Urtheil über dramatische Kunst gebildet zu haben. Es thue mir leid, mit einer antiquierten und unverständigen Schulordnung in Conflict zu gerathen, aber wenn es schon dazu kommen müsse, zöge ich vor, das Gymnasium zu verlassen, als auf ein ehrbares, bildendes Vergnügen zu verzichten, welches in jeder grossen Stadt den Gymnasialschülern gestattet sei. Wenn es mir nicht verboten sein könne, ein dramatisches Werk zu lesen, so wäre es absurd den Besuch seiner Darstellung verbieten zu wollen. Diese meine Argumente verfingen jedoch bei dem Mönche nicht; er blieb bei seinem Verbot, aber auch ich bei meinem Entschluss, mich nicht daran zu kehren und der angedrohten Strafe Trotz zu bieten.

Es ist erklärlich, dass der Fall alsbald in der kleinen Stadt bekannt wurde. Die jüngeren Leute nahmen Partei für mich, die älteren gegen mich, und liessen es sich nicht nehmen, dass der Grund meiner Rebellion in der Liebe zu einer der beiden Schauspielerinnen oder gar zu beiden zu suchen sei. Ich wurde der Held eines Romans.

Meine Eltern waren ungehalten gegen mich, weil ich zu diesem Stadtklatsch Gelegenheit gegeben hatte; im Franciscanerkloster erhoben die frommen Klosterbrüder die Hände zum Himmel hinauf über den „unerhörten Scandal“ eines ihrer Schüler mit einer „hergelaufenen Komödiantin“: seit die gute königliche Freistadt Karlstadt besteht, sei da nichts so Schreckliches und Abscheuliches vorgekommen! Und damit mein schlechtes Beispiel anderen guten Jungen zur Warnung diene, wurde beschlossen, gegen mich mit unerbittlicher Strenge zu ver-

fahren. Ich wurde vor den „Consess" sämmtlicher Professoren geladen und mit einer schlechten Note in „den Sitten" und weiter mit der damit verbundenen Relegation bedroht wenn ich es noch einmal wagen sollte, das Theater zu besuchen. Wenn ich dies auf Ehrenwort vor dem Consess versprechen wolle, sollte alles vergessen und vergeben sein. Die Drohung machte mich lachen, aber diese Zumuthung erbitterte mich. Ich sprang von meinem Armesünderstuhl auf und sagte: „Ich erkläre, dass ich beim Beginn des Sommersemesters aus diesem Gymnasium austreten und den Lehrcurs auf einem anderen, in Laibach, Graz oder Wien absolvieren werde." Sprach's, verneigte mich vor dem Lehrercollegium und ging auf die Thüre zu. Professor Bányi, der mir sehr wohlwollte, stand auf und stellte sich an die Thüre, um mir den Ausgang zu verwehren. Die Mönche schrien untereinander: „Was? Du willst im letzten Schuljahre das Gymnasium verlassen? Bist Du toll? Der beste Schüler des Gymnasiums! Uns und Deinen Eltern solche Schande machen? Und überdies wegen einer Komödiantin! Solch ein Scandal ist noch nie dagewesen!" Nun schrie auch ich: „Nicht wegen einer Komödiantin, wie Sie sagen, sondern weil ich nicht dulden will, wie ein unbärtiger Knabe behandelt zu werden! Weiter habe ich nichts zu sagen."

Nun liess man mich gehen. Auf der Treppe kam mir Bányi nach und suchte mich zu beschwichtigen. Ich dankte ihm, weil ich wusste, dass er aus bester Absicht sprach, sagte ihm aber, dass ich meinen Entschluss seit geraumer Zeit gefasst habe und nur meinen Eltern zu liebe bisher auf einer Lehranstalt geblieben sei, auf der ich gar nichts lernen konnte und nur meine

Zeit verlor. Anderwärts würde es doch wohl besser sein. Bányi wusste nur zu gut, wie sehr ich in dieser Hinsicht recht habe, aber wollte es nicht gelten lassen; ich sollte wenigstens das Ende des Schuljahres abwarten u. s. w. Der Director wandte sich an meinen Vater und wollte, dass dieser mir den Abgang vom Karlstädter Gymnasium nicht gestatte und mir die nothwendigen Mittel verweigere, um auf einem anderen Gymnasium den Lehrcurs zu beenden. Mein Vater sagte ihm aber, dass er nicht gemeint sei, mir Zwang aufzuerlegen, wenn ich wirklich entschlossen sei, auf ein anderes Gymnasium zu gehen. Da meine Mutter gegen mich noch nachsichtiger war als mein Vater, hatte ich gewonnenes Spiel; nur eines betrübte sie: dass bei der im August, nach dem Schlusse des Schuljahres, ich als bester Schüler der höchsten Klasse die herkömmliche feierliche lateinische Festrede nicht halten würde.

Ich bat meine Eltern, mich schon Ende April nach Graz abreisen zu lassen. Meine Mutter wünschte jedoch, dass ich meinen zwanzigsten Geburtstag, 6. Mai, im Elternhause zubringen sollte. Ich war meinen Eltern für ihre Liebe, Güte und Nachsicht so vielen Dank schuldig, dass ich mich diesem Wunsche fügte. Dazu kam dann die Besorgung meiner Ausstattung mit Kleidung und Wäsche, welche, da ich nach einer grossen Stadt ging, durchaus neu und elegant sein sollte und obgleich schon seit Wochen bestellt, in der kleinen Stadt doch nicht rechtzeitig fertig gestellt werden konnte. Meine Abreise konnte daher erst Mitte Mai erfolgen.

Tags vorher, Sonntag, 14. Mai, besuchte mich ein Clavier-Virtuose Puš, der nach Karlstadt gekommen war

und an diesem Tage ein Concert geben wollte. Er hatte auf die Mitwirkung meines Freundes und ehemaligen Gesanglehrers Saint-Firmin gerechnet, ihn aber bettlägrig gefunden; er kam daher mich bitten in seinem Concert zu singen, da er es sonst absagen müsste und sich in der prekärsten Lage befinden würde. Ich war wahrlich nicht in der Stimmung zu singen, und lehnte das Ersuchen mit der Begründung ab, dass ich morgen abreisen würde. Aber Puš that so verzweifelt, dass ich am Ende nachgab, wenn wir ein Gesangstück fänden, welches meiner Stimmung entspräche. Saint-Firmin's reiche Musikaliensammlung wurde in Anspruch genommen, aber nichts wollte mir gefallen. Da zog Puš aus seiner Rocktasche den Text eines neuen Liedes in oberöstreichischem Dialekt hervor, welches ein gemeinsamer Freund, Draxler, Redacteur der Monatschrift „Croatia", auf die Melodie des „Sehnsuchtswalzers" von Beethoven gedichtet hatte. Wir probierten es und es liess sich anhören. Das Concertprogramm wurde Mittags gedruckt und Puš verbreitete im Gasthofe und im Café die Mär, dass ich aus Gefälligkeit für ihn am Vorabend meiner Abreise in seinem Concert singen würde.

Der Saal war überfüllt, denn ausser Jenen, welche den Clavier-Virtuosen hören wollten, erschienen wohl manche auch aus Neugier mich zu hören, da ich schon lange nicht mehr öffentlich gesungen hatte. Mein Lied spiegelte meinen Seelenzustand so getreu wieder, dass ich es con amore und gut sang. Das Publikum nahm es mit Entzücken auf, der Beifall wollte kein Ende nehmen und es wurde da capo verlangt. Es schien bei der Wiederholung noch mehr gefallen zu haben und trotz meinem

Widerspruch musste ich es noch ein drittes Mal singen. Ein alter Herr, Čop, ein tüchtiger Violoncell-Dilettant, dessen zwei Söhne meine Mitschüler waren, war von dem Liede so ergriffen, dass er mit Thränen in den Augen auf mich zukam und mich umarmte. Auch Andere ahmten sein Beispiel nach und ich armer Junge, der wahrscheinlich von den meisten der Anwesenden hinterrücks in den letzten Monaten zerfleischt worden war, wurde an diesem Abende unter Umarmungen und Küssen schier erdrückt.

Nach dem Concert verabschiedete ich mich von meinen Freunden und am nächsten Morgen, Montag 15. Mai 1843, verliess ich zum ersten Mal meine Heimath mit dem Segen meiner geliebten Eltern und unter den Thränen meiner zwei Schwestern. Mein Bruder hatte Cordonsdienst und ich konnte ihm nur schriftlich Lebewohl sagen.

So endete der erste grosse Abschnitt meines Lebens.

